Herder's Werke.

Nach den besten Quellen revidirte Ausgabe.

Dreiundzwanzigster Theil.

Aus Zeitschriften und Sammelwerken
vor der Weimarer Zeit.

Zweite Abtheilung.

Herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet von
Heinrich Düntzer.

Berlin.
Gustav Hempel.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Inhalt.

Vorbemerkung des Herausgebers.

Den größten Theil der in diesem Bande zusammengestellten Arbeiten[1]) bilden die für Herder's Entwicklungszeit so ungemein wichtigen Beiträge zu Nicolai's Allgemeiner deutscher Bibliothek; auch die übrigen hier gegebenen Beurtheilungen sind von hoher Bedeutung zur Kenntniß seines geistigen Ringens.

Kaum hatte Nicolai in Erfahrung gebracht, der Verfasser der „Fragmente über die neuere deutsche Literatur", die an die von ihm herausgegebenen, ein Jahr vorher geschlossenen vierundzwanzig Bände „Briefe, die neueste Literatur betreffend" anknüpften, sei Herder in Riga, als er Diesen zum Mitarbeiter an seiner eben begonnenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek" einlud, über die sich Herder in der Einleitung der „Fragmente" frei ausgesprochen hatte. „Von dem, was die deutsche Bibliothek sein könnte, machen Sie ein recht angenehmes Hirngespinnst," schrieb ihm Nicolai am 19. November 1766. „Ich armer Sünder, der ich von Kopenhagen bis Zürch herumschreibe, um Mitarbeiter in allen Theilen der Wissenschaften zu finden, an den meisten Orten abschlägige Antwort und an vielen statt alles Beitrags nur höfliche Briefe erhalte, ich fange nun beinahe an zu verzweifeln, daß der Bibliothek das Beiwort allgemein in Absicht auf die allgemeine Anzeige aller deutschen neuen Bücher zukommen werde. Inzwischen ist kein guter Kopf sicher, von mir nicht zum Mitarbeiter aufgefordert

---

1) In die Werke nahm Müller von allen nur vier auf, die Beurtheilungen von Klopstock's „Oden", Lavater's „Zweitem Funfzig christlicher Lieder", Gesner's „Isagoge" und den Auffatz über Shakespeare. Die übrigen Anzeigen wurden größtentheils blos verzeichnet, um die Sammlung der Werke nicht zu überladen; zeigten sie auch überall den geistreichen Mann, der in Allem neue Bahn brach, so komme doch, was er gelegentlich in denselben über einzelne Gegenstände der schönen Wissenschaften sage, in seinen spätern Schriften vor, aber reifer, schöner, oft auch milder gesagt. Wir haben hier sämmtliche, auch die wenigen auf theologische Werke sich beziehenden Anzeigen aufgenommen, um ein volles Bild von Herder's journalistischer Thätigkeit zu geben.

zu werden; auch Sie bitte ich hiemit feierlichst, zu dieser periodischen Schrift, die mit allen ihren Mängeln doch, wie ich hoffe, in der deutschen Literatur wichtig bleiben soll, einige Beiträge zu liefern. Ich überlasse es Ihnen vollkommen, ob Sie viel oder wenig beitragen wollen. Ist's viel, desto besser! ist's aber auch jedes halbe Jahr eine oder ein paar Recensionen, so ist mir schon damit ein großer Dienst geleistet. Auch die Bedingung des Honorars bleibt Ihnen ganz allein überlassen. Blos, wenn ich erst wüßte, wie viel Sie ohngefähr liefern könnten, müßte ich die Bücher vorschlagen, damit ich nicht von zween Orten Recensionen ebendesselben Buchs erhalten möge." Da Herder, wenn er auch viel zu liefern nicht versprechen konnte, gern auf den Vorschlag einging, sandte ihm Nicolai am 30. December zur Recension, „vielleicht auch nur zur kurzen Nachricht", die vier Theile der Werke von Joh. El. Schlegel, Willamov's „Dithyramben" in beiden Auflagen, Desselben „Fabeln" und den Bogen „Das deutsche Athene", so wie Klotzii Carmina omnia und Desselben Opuscula varii argumenti. „Bei diesen letztern", fügte er hinzu, „wünschte ich sehr, Ihre Gedanken zu lesen, inwiefern es thunlich und dienlich sei, die Alten in ihrer eigenen Sprache nachzuahmen. Ich muß gestehen, daß mir unsre neuern lateinischen Gedichte nur wie centones vorkommen, die Horaz für Schulexercitia halten würde; doch ich kann Unrecht haben, und von Ihnen wollte ich mich gern am Liebsten belehren lassen." Herder sandte in kürzester Zeit drei der ihm aufgetragenen Beurtheilungen (von Schlegel's Werken hatte er aber nur den vierten Theil besprochen), erst längere Zeit später, als er eine gefährliche Brustkrankheit überstanden, am 19. Februar, die über Willamov's „Dithyramben". „Ich wollte auch", schreibt er dabei, „eine Beurtheilung über Neander's G e i s t l i c h e L i e d e r beilegen, wozu ich ein Recht habe, weil sie eheu! raro in diesen Gegenden erscheinen, da der Verfasser Prediger in Curland sein soll. Allein ich bin zu spät gekommen, weil ich Zubereitungen zu machen hatte, die mich von heute an zu einer zweimonatlichen Cur [wegen seiner Augen] einkerkern. Es bleiben also diese und D a s d e u t s c h e A t h e n e [1]) zurück. Ich wünschte, daß meine Arbeiten für die D e u t s c h e B i b l i o t h e k paßbar wären; sollte das aber nicht sein, wie die

1) Vgl. dessen Anzeige in den „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen", Theil XXII. S. 46 f. dies. Ausg.

Entfernung der Oerter und die Veränderung der Situation dieses leicht verursachen kann, so haben Ew. Hochedlen freie Hand, solche Localgesichtspunkte zu verändern oder die Recension durch Gelegenheit gar zurückzusenden. Finden Sie und Ihre Freunde daran aber Gefallen, so erbiete ich mich, auch noch künftig nach meiner Muße ein so nützliches und allgemeines Werk mit meinem kleinen Stein gern zu unterstützen.“ Am 2. Mai erklärte Nicolai, die übersandten Beurtheilungen würden eine wahre Zierde seiner Bibliothek sein. „Die Freiheit, die Sie mir gaben, etwas zu ändern, werde ich gewiß nur selten, und dann in bloßen Nebendingen, zu brauchen nöthig haben,“ fügte er hinzu. „Ich danke Ihnen für Ihr Versprechen, in Ihren Beiträgen fortzufahren. Wenn es Ihre Gesundheit erlaubt, will ich Sie um folgende ersuchen: Bodmer's Noachide, Berlin bei Voß 1765. gr. 8. Ebendesselben Calliope oder Sammlung kleiner Gedichte. Tacitus, von Müllern übersetzt, 3 Th. gr. 8. Hamburg. Tacitus, von Patzke und Goldhagen übersetzt, 1. Th. gr. 8. Magdeburg. Sallustius, von Abbt übersetzt. Bodmer, ob er wol freilich nicht zu lesen ist, kann doch nicht ganz kurz abgefertigt werden, weil unter seinem Mist hin und wieder ein Goldkörnchen liegt. Sehr lieb wäre es, wenn Sie untersuchen wollten, woher es kommt, daß dessen Gedichte so unwohlklingend und so unlesbar sind. Die harte Prosodie und die närrischen Epitheta und dergl. sind freilich eine von den Ursachen mit, aber selbst in den Gedanken liegt, wie mich dünkt, die Hauptursache. Bodmer's Einbildungskraft ist kalt, und er sucht durch locos communes seine Gedichte aufzustyzen.[1]) Die Recension des Tacitus hatte ich Abbten aufgetragen; nach seinem Tode weiß ich außer Ihnen (ungeschmeichelt) nur etwa drei Personen, Lessing, Meinhard, Moses [Mendelssohn], die recht ausführlich und gründlich von dieser Uebersetzung urtheilen könnten. Ich bin sehr begierig auf Ihr Urtheil. Abbt hielt von beiden Uebersetzungen nichts, auf den Hamburger Uebersetzer war er ordentlich erbittert; mich dünkt auch, Herr Müller schickt sich zum Tacitus, wie Tacitus sich zum Rector am Johanneo in Hamburg schicken würde. Inzwischen ist überhaupt doch nicht zu leugnen, daß diese Uebersetzungen unserer Sprache einigen Nutzen bringen können. Abbt's Sallustius werden Sie von der Messe erhalten.“ Zwei Monate später schlug Nicolai ihm wieder einige

1) Wie Bodmer zu schreiben pflegte.

neu herausgegebene Bücher zur Beurtheilung nach seiner Bequemlichkeit vor. Welche Bücher er schickte, ergiebt sich aus Herder's sehr später Erwiderung vom 21. October: „Von allen mir aufgetragenen Recensionen empfangen Sie (und zwar wider meinen Willen spät) die Recension der Ramler'schen Oden. Sein Sie so gütig, sie an Herrn Ramler vor dem Druck im Manuscript zu communiciren, daß, wenn ich hie und da seinem Sinn oder wenigstens seinem feinen poetischen Ohr zuwider geurtheilt hätte, ich mich davon unterrichten könne. . . Verzeihen Sie mir, daß ich Ihrem Zutrauen so wenig nachkommen kann, um alle mir angezeigte Schriften zu recensiren. Von Abbt's Schriften sage ich mich zuerst völlig los, weil das Urtheil über dieselben füglich von Dem fortgesetzt werden kann, der sein Verdienst beurtheilt hat.[1]) Ueber die deutschen Tacitus zu entscheiden, maße ich mir nicht an, und so verbitte ich mir auch die Recension der Lessing'schen Lustspiele und die Noachide; diese gehört in meine Fragmente, und jene wollen einen Recensenten, der des Theaters kundiger sei. Eine Recension der Briefe zur Bildung des Geschmacks denke ich Ihnen nächstens zu schicken und die Beurtheilung von Bodmer's monströser Calliope mit." Am 20. November bat Nicolai ihn, sobald er etwas fertig habe, es sofort mit der reitenden Post zu senden; gern wolle er das Porto tragen. „In Absicht auf die wichtigsten Werke in dem Fache der schönen Wissenschaften ist jetzt meine Hoffnung ganz allein auf Sie gesetzt. Sie sind es allein, dem ich es wagen darf, die Recension eines wichtigen Buchs in diesem Fache anzuvertrauen; denn von Herrn Moses und Lessing ist nichts mehr zu hoffen. Sie werden mich also durch die oben erwähnten Recensionen unendlich verbinden. Ihr Name bleibt verborgen, und also können Sie ganz frei urtheilen." Herder's Erwiderung vom 10. October erhielt Nicolai erst mehr als zwei Monate später, und nach noch längerer Zwischenzeit, am 20. Februar 1768, kam er zur Beantwortung. Da ihm Herder's Beurtheilung von Ramler's Oden zu hart geschienen, hatte er sie, weil Ramler selbst zu empfindlich war, Mendelssohn zum Lesen gegeben, der einige Gegenbemerkungen machte. In Betracht, daß Klotz hämisch Ramler angegriffen hatte und weitere Anfeindungen drohte, Letzterer sich auch mit Gleim überworfen hatte, schien es Nicolai billig, daß in seiner Bibliothek eine Beurtheilung erscheine,

---

1) Der Hauptgrund lag darin, daß er eine eigene Schrift über Abbt im Sinne hatte.

die, ohne zu schmeicheln, Ramler's wahre, von Herder bei jedem Kenner vorausgesetzte Verdienste hervorhöbe; und so bestimmte er Mendelssohn, eine solche zu schreiben, in welche ein Theil der Herder'schen verwebt werden sollte. Er hoffe, Herder werde ihm dies nicht verübeln. „Da ich aus Ihrem Torso ersehen," schrieb er weiter, „was Sie von Abbt's Schreibart halten, so wäre ich sehr begierig gewesen, Ihr Urtheil in der Bibliothek von den Veränderungen der neuen Edition zu sehen. Da Sie aber nicht wollen, so muß ich mich bis auf andere Gelegenheit gedulden; auch die Lessing'schen Lustspiele will ich Ihnen allenfalls erlassen, nur bitte ich recht flehentlich um eine kurze Nachricht von der Noachide; da Sie sie zum Behuf Ihrer Fragmente nun einmal lesen müssen, so sagen Sie auch ein paar Worte in der Bibliothek davon; denn ich kann wahrhaftig sonst Niemand finden, der lesen will, ich habe schon allenthalben umsonst angepocht. Auch über die beiden Tacitus würde ich sehr gern Ihr Urtheil haben. Ich kenne Niemand, der sich so wie Sie auf die Kürze und Körnigkeit des Stiles versteht, und darauf kommt es hier am Meisten an. Ich bitte Sie sehr um diese Recension, und wenn sie auch nur kurz wäre. . . In dem VI. Band, 2. Stück soll Ihre mit Herrn Moses' Gedanken vereinigte Recension der Ramler'schen Oden ohnfehlbar erscheinen. Ich bin sehr begierig, Ihre Meinung davon zu erfahren."[1]) Herder schrieb selbst wegen der Ramler'schen Oden an Mendelssohn, dem er seine Freude bezeigte, daß seine Beurtheilung ihm zugekommen sei. An Nicolai wandte er sich nun am 13. Mai. „Verzeihen Sie meine Saumseligkeit im Zuarbeiten an der deutschen Bibliothek," schrieb er; „sie rührt von einer mir gewöhnlichen Nachlässigkeit, von Amtsbehinderungen und am Meisten von der Entfernung der Oerter her. Recensionen muß man so warm, als man die Bücher liest, auch wegarbeiten, alsdann bekommen sie Form und Geist; nun aber muß ein Gedanke, ein Buch, ein Brief sich müde fliegen, ehe er mich erreicht, ehe er Sie wieder erreicht, und wer wird nicht müde, über einen Wald fortzureden? Hier liegen die Recensionen über Giseke Werke und zwei zu trennende Recensionen über die Duschischen Geschmacksbriefe bei; kommen sie zu spät, so bitte ich sie zurück. Auf die Noachide und die Tacitos können Sie sich verlassen; die erste Muße

1) Die Anzeige steht jetzt in Mendelssohn's Werken, IV. 2. S. 537—553. Der Schluß von S. 545 an scheint Herder anzugehören, doch dürfte auch dieser einzelne Aenderungen erfahren haben. Deshalb haben wir Bedenken getragen, ihn aufzunehmen.

soll Ihnen sein." Die Anzeige von Giseke nahm Nicolai mit großem Beifalle auf. Am 9. August mußte Herder sich wieder entschuldigen, doch solle seine erste Muße der Bibliothek gewidmet sein, und er hoffe, mit immer mehrerem Nachdruck, weil er von Zeit zu Zeit immer mehr Deutsch lerne. Am 21. November sandte er, wie er schrieb, einen kahlen Beitrag, welcher Nicolai nicht helfen und, wie er hoffe, auch nicht schaden werde, die Anzeige von Bodmer's Grundsätzen der deutschen Sprache. Zugleich unterließ er nicht, ihm offen zu gestehen, daß er selbst in der von den Gegnern verschrieenen Bibliothek jetzt weniger Anziehendes finde. Deshalb kam er auf den in den Fragmenten geäußerten Vorschlag zurück, Nicolai möge das Allgemeine des Plans etwas einziehen und die Artikel der Recensionen unter Hauptleute bringen, daß jede Gattung der Wissenschaften besonders stände, der Leser nicht durch einen Wald von Recensionen ermüdet werde. Noch hatte Nicolai den Brief nicht erhalten, als er noch einmal dringend um Mittheilung bat, welche der ihm vorgeschlagenen Beurtheilungen Herder bis Ostern liefern könne, wobei er diejenigen, die er besonders wünschte, mit einem † bezeichnete. In seiner Antwort auf Herder's Brief dankte er am 24. December für dessen Aufrichtigkeit. Aber sein Vorschlag, die Recensionen nach den Materien zu ordnen, habe mechanische Schwierigkeiten; denn da die Bibliothek 40 Meilen von Berlin in einem Marktflecken in Thüringen gedruckt werde, müsse der Drucker immer auf ein paar Stücke Vorrath bei sich haben. Auch aus andern Gründen, die er näher angab, sei die von Herder gewünschte Umwandlung unmöglich. Wenn ihn die Bibliothek ermüde, so sei dies wol mehr die Schuld der deutschen Literatur selbst, deren größter Theil „insipides Zeug" sei. Auf das Dringendste bat er um die Beurtheilung der beiden Uebersetzungen des Tacitus. Am 10. Januar 1769 sandte Herder die Beurtheilung des Ugolino von Gerstenberg und versprach nächstens die gewünschte Besprechung der beiden Taciti; alles Uebrige habe er zum Theil schon vor geraumer Zeit, zum Theil und ausdrücklich abgelehnt; die andern behalte er sich vor, einige aber blos in den kurzen Nachrichten in drei oder mehrern Terminen bis Ostern abzuliefern. Einen Hauptzweifel, den er gegen Mendelssohn's Phädon hege, habe er des wenigern Anstoßes wegen in ein viertes Sokratisches Gespräch einzukleiden gedacht, und da jener in der Bibliothek noch nicht beurtheilt sei, so könne es viel-

leicht als Recension in derselben stehen. Im März sandte er die Beurtheilungen des ersten Bandes des Ossian von Denis und der Uebersetzungen des Tacitus ab. „Verzeihen Sie, daß ich die ganze Schuld noch nicht abtrage," schrieb er dabei; „das Lesen so verschiedener Sachen wird mir bei meinen vielfältigen Geschäften schwer, und Recensionen über ungelesene Bücher wollen mir durchaus nicht von der Hand, vermuthlich weil ich noch kein Zeitungsschreiber in Halle oder Erfurt gewesen. Ich will mit dem Uebrigen so bald nacheilen, als ich kann. Die Recension des Ossian's geht etwas von dem Urtheil der gesammten Zeitungsblätter und Monatsschriften ab, so wie Ugolino; allein ich kann meiner Meinung nicht entgegen reden, und die Recension über den Müller'schen Tacitus ist, dünkt mich, so einleuchtend gesagt, daß der wortfechtende Uebersetzer wol weiter keine Zänkereien anfangen wird. Da ich bei meinem Abtrage mich meiner Schulden erinnere, so bitte ich um einen neuen Aufsatz derselben, was Sie mir nach meinem vorigen Briefe abgenommen, und wobei Sie sich noch auf mich verlassen." Nicolai sprach am 11. April seinen vollsten Beifall über die erst gestern erhaltenen Recensionen aus; solche seien es gerade, die er wünsche, wogegen es leider nur wenige selbstdenkende Recensenten gebe. Er bezeichnete ihm dann noch die Titel von neun Büchern, deren Beurtheilung er sicher von ihm erwarte, insbesondere möge er ihm die Bodmerischen und Abbtischen Schriften nicht abschlagen, die er aus gegründeten Ursachen gerade von ihm recensirt wünsche. „Sie können lieber nur ein kurzes Urtheil davon fällen, worin Sie eben das nicht repetiren dürfen, was Sie bei einer andern Gelegenheit sagen wollen."[1]) Einen überaus großen Dienst würde er ihm erzeigen, wenn er in ein paar Monaten, etwa gegen Ende Juni, die Recensionen sende, da er den gegründetsten Vorwurf, den man der Bibliothek mache, daß die Bücher zu spät beurtheilt würden, möglichst zu vermeiden suchen müsse. Auf das Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele seien Mendelssohn und er selbst sehr gespannt, doch möge er es nicht als Erläuterung zum Phädon schreiben. Herder wandte sich darauf selbst an Mendelssohn, dessen Erwiderung[2]) Nicolai am 19. Mai ihm übersandte, wobei er den Wunsch aussprach, beide

1) Den Anfang einer Beurtheilung der Bodmerischen Noachide geben wir im Nachlasse (Theil XXIV).

2) Mitgetheilt in Mendelssohn's Werken, V. 2. S. 484—491.

Briefe mit Verschweigung von Herder's Namen der im Drucke begriffenen neuen Auflage des Phädon vorzusetzen. Dieses geschah aber nicht. Mendelssohn fügte einen Anhang hinzu, in welchem er auf die gegen seinen Phädon erhobenen Bedenken einging. Außer den früher gewünschten Büchern trug Nicolai dem Rigaer Freunde noch den dritten Band des Messias, den zweiten des Ossian, den vierten von Ebert's Uebersetzung der Nachtgedanken von Young und Seybold's Abhandlung super Odyssea Homerica auf, die er so bald als möglich, wenigstens noch vor Michaelis, senden möge. Aber schon an demselben Tage ward Herder die nachgesuchte Enthebung von seinen Aemtern in Riga ertheilt, das er am 4. Juni verließ und nie wiedersehen sollte. Nicolai erfuhr Herder's Entfernung erst aus den Zeitungen. Diesen traf seine Frage, ob er noch auf die von ihm erbetenen Beurtheilungen rechnen dürfe, in Nantes. Herder sprach gegen Nicolai sein Bedauern aus, für die löblichen Zwecke der Bibliothek augenblicklich nicht wirksam sein zu können; nur bei Sachen, die eine Verzögerung erleiden könnten, wie die Fortsetzungen des Messias und des Ossian, möge er auf ihn rechnen.

Erst zu Bückeburg fand Herder wieder Muße und Lust, „Einiges, aber nur Einiges" zur Bibliothek beizutragen, wie er Nicolai am 6. Mai 1771 meldete. „Ich weiß gegenwärtig nicht, ob Klopstock's Messias, Denis' und die andern mir aufgetragenen Schriften nicht schon in andern bessern Händen seien, und muß also schweigen oder höchstens fragen. . . Auch von Iselin's Schriften ließe sich jetzt was sagen; wenn sie nicht ebenfalls schon einen Andern beschäftigen, sonst bin ich in allem Neuen der deutschen Literatur zu fremde, als jetzt etwas mehr als einen stummen Nachsammler abgeben zu dürfen." Nicolai war höchst erfreut über Herder's Erklärung, daß er sich ferner an der Bibliothek betheiligen wolle, da Männer, die mit philosophischem Scharfsinn ein Buch durchschauten und selbst über dasselbe neue Gedanken sagten, selten seien, und er sandte gleich einige Bücher, um deren Recension vor Michaelis er bat. Darunter befanden sich mehrere Gedichte im Bardengeschmack, welcher Nicolai eine poetische Ueppigkeit zu sein schien, doch wolle er dadurch Herder's Urtheil nicht einschränken. Was er weiter sandte, ergiebt sich aus Herder's Antwort vom 7. September, mit welcher er fünf Bogen Manuscript schickte. „In der Recension von Batteux," schrieb er, „sind theils einige freie, wie aber

mich dünkt, einleuchtende Urtheile über das Werk von Batteux überhaupt, über das ganze Werk Schlegel's [des Uebersetzers] mit ihm u. s. w., theils Erörterungen seiner neuen Abhandlungen oder vielmehr seiner Ansprünge auf Moses, Ramler und dergl. Der Mann ist mir nie in der Welt so ekel vorgekommen; der unphilosophische Kopf, der langweiligste, schwappendste Stil, gegen Moses so einfältige Wickelei, gegen Ramler und die neuen Dichter so dummer, alter Stolz aus der Gellert-Gottschedischen Schule. Ich habe ihn wegen des Namens, in dem leider auch sein Buch steht, weit mehr schonen müssen, als er, als sein Batteux mit Titel und Buch verdiente! Es folgt Sucro von Harles und Briegleb über Horaz.[1]) Der Letzte ist wieder ein Original unserer Tage. Alle Jacobi'schen Süßigkeiten, alle Herrnhutianische ästhetische Empfindungen werden hier zu jedem o und sic des Horaz so verschwendend hinübergegossen. Es ist bei Allem so wenig Menschenverstand und Knabenkenntniß vorausgesetzt, und Gesichtspunkt und Standpunkt zur Ode als zu einem Gemälde mit Licht und Schatten so wenig beobachtet worden, daß ich mich freilich nicht über die Klotzischen Posaunen noch über das Gute, was der gute Heyne in ihnen finden wollte, wundere. Das letzte Lob ist blos persönliche Ausstaffirung eines ehemaligen gelehrten Mitbürgers in Göttingen, die den dasigen Zeitungen so gewöhnlich ist, wo also kein drittes Urtheil hindert. Die Recension von Creuz ist die längste und vielleicht die erste, die wir über diesen Dichter haben. . . Unaufgetragen habe Webb[2]) und den Versuch über Shakespeare, von Eschenburg übersetzt, recensirt, weil ich wegen der Neuigkeit der Bücher sie noch unaufgetragen glaubte. Der Uebersetzer hat mit den Uebersetzungen der langen Dichterstellen, insonderheit aus Shakespeare, so viel Verdienst, daß ich ihn länger und genauer recensiren mußte. Die Barden sollen künftig zusammen in einer langen Reihe folgen." — „Die Recensionen waren mir sehr willkommen," erwiderte Nicolai am 19. November; „sie werden auch meist alle in des XVI. Bandes erstem Stück abgedruckt werden. Sie werden sich von vielen andern Recensionen sehr unterscheiden, und fast befürchte ich, daß man Sie an der Schreibart errathen möge.

1) Von Briegleb's „Vorlesungen über den Horaz" (unten S. 119 ff.) hatte Nicolai geschrieben, die Klotzianer hätten sie so unüberlegt gelobt, und doch seien sie, so viel er davon einsehe, so wenig das, was sie sein sollten, daß er eine recht gründliche Recension davon in der Bibliothek zu haben wünschte.

2) „Betrachtungen über die Verwandtschaft der Poesie und Musik" (unten S. 125 ff.).

Die Recension von Briegleb wird mir die Klotzische Schule, die ihn so ungeheuer gelobt hat, aufs Neue über den Hals ziehen. Aber was schadet dies? Die Wahrheit muß doch gesagt sein, und Sie haben ihm meines Erachtens nicht um ein Haar breit zu viel gethan. Ich wollte den Anfang, worin Sie ihn mit einem Dorfprediger vergleichen, gern weglassen, weil er mir zu muthwillig schien; aber je mehr ich diese Zeilen durchlas, je treffender schienen sie mir, und ich ließ Alles stehn.[1]) Werden Sie mir aber wol vergeben, daß ich einige Metaphern und Gleichnisse, die mir allzu kühn oder nicht passend schienen, weggelassen habe? Sie haben mir vor Zeiten Vollmacht dazu gegeben, ich weiß aber nicht, ob sie noch dauert; wenigstens habe ich mich derselben sehr sparsam bedient. Mit der Recension von Webb und dem Versuch über Shakespeare haben Sie mir wirklich einen Gefallen gethan. Herr Eschenburg ist mein Freund, und es ist mir nicht wenig angenehm, daß die Arbeiten dieses wackern jungen Mannes Ihren Beifall haben. Ihren Recensionen von den Kretschmann'schen und Denis'schen Bardengedichten sehe ich mit großem Verlangen entgegen. Ich bin über diese Dichtungsart mit mir noch nicht einig; bisher habe ich, ich gestehe es, ihr noch nicht Geschmack abgewinnen können. Ich übersende Ihnen hierbei eine Anzahl Bücher, um deren Recension ich Sie ersuche. Die wichtigsten, und über die ich Ihr Urtheil mit Begierde erwarte, sind Sulzer's Wörterbuch und Klopstock's Oden." Ueber letztere sprach Nicolai ausführlich seine ungünstige Ansicht aus, in der alle seine dortigen Freunde mit ihm übereinstimmten; es verdiente wohl eine Untersuchung, ob nicht unsere großen Genies dadurch, daß sie allzu sehr original sein wollten, den Geschmack und die Poesie verdürben. Im December sandte Herder die Beurtheilung der Bardendichtungen. „Sie werden aus Denis' Recension[2]) sehn, daß ich ganz Ihrer Meinung bin," schreibt er, „wenn, wie bei den meisten, das Ding blos Sprache, Kleid, erborgter Ceremonienkram bleibt. Sonst aber, wenn diese Barden uns Einfalt, Hoheit und Wahrheit des Gesanges lehrten und, wie Ossian und die Skalden, uns immer zuruften, Natur durch That und nicht durch Geschwätz zu reden, wie sehr würden sie unsere Poesie nationalisiren können! Kretschmann und Denis sind aber dazu wol kaum die Leute. Ueber den Ersten bin ich von

1) Der Anfang wurde dennoch vor dem Drucke verändert.
2) Der Bardenfeier (unten S. 132 ff.).

je her Ihrer und des Herrn Moses Meinung gewesen, und auch der Zweite hat wenig mehr als klingende Sprache. Ich bäte, daß die Recensionen von Ossian bis hinunter wo möglich zusammen blieben. Cramer's Luther, eine Bardenpredigt in langen Strophen, wollte ich noch anschließen; die Recension liegt auch schon lange, aber verworfen; aber ich schicke sie nächstens, wenn ich sie finde." Doch Nicolai konnte nicht unterlassen, des Sonderbaren von Herder's Schreibart zu gedenken, die auch seine Recensionen charakterisire. „Sie werden auf alle Weise in der Bibliothek sehr hervorstechen. Ich sehe dies an der Recension von Schlegel's Batteux, die auf dem anliegenden Bogen angefangen ist. Die langsamen, Schritt vor Schritt fortgehenden, ruhig reflectirenden Recensenten sind von Ihnen sehr unterschieden. . . Ich danke Ihnen recht sehr für die Recension der Barden; sie hat meinen ganzen Beifall. Sie haben aber ein Werkchen von Herrn Kretschmann, Die Klage Rhingulph's, anzuzeigen vergessen. Ich sende es Ihnen daher anbei und auch die Recension selbst zurück, damit Sie diese Klage noch am gehörigen Ort einrücken. Wenn Sie mir die Recension sogleich wiedersenden, so könnte sie doch noch in XVI, 2 eingerückt werden. Wollen Sie bei dieser Gelegenheit ein paar Worte ändern, um den Pater Denis und Herrn Kretschmann etwas zu schonen, so wird es mir angenehm sein. Ihr Urtheil ist zwar völlig wahr, aber diese beiden Herren sind von allen Leuten so laut gelobt worden, daß, wenn die Bibliothek sie ex abrupto so laut tadelt, viele Leute wieder Parteilichkeit ausrufen werden. Doch dies Alles bleibt Ihnen überlassen." Herder fragte darauf, warum er bei den Aenderungen in den Recensionen so sorgsam sei; wo es nicht ganze Meinung betreffe, in welchem Falle freilich das Urtheil verschieden sein könne, habe er von ihm volle Macht, zu ändern. „Aus der Recension sollen alle harte und eckige Stellen weg. Die über Batteux lassen Sie auf meine Kosten gar wegfallen, wenn sie zu sehr absticht oder parteiisch ist. Das Erste thun Sie wenigstens gewiß; es ist ja nur ein Bogen. Die Recension Sulzer's muß überdem in einem andern Ton sein, da schon jeder Zeitungsschreiber Deutschlands, der nichts davon versteht, es zum Modegewäsch macht, er habe sein Versprechen nicht erfüllt. Ueber Klopstock's Oden will ich nächstens schreiben, ehe ich recensire. Vielleicht habe ich über sie gar kein ganzes Urtheil, und dann gebe ich's gern einem Andern. Mein Gott, was hätte ich davon, in der Allgemeinen Bibliothek parteiisch, schief oder schädlich mit

Fleiß urtheilen zu wollen?" Dagegen sprach Nicolai am 18. Februar seine Erwartung der versprochenen Recensionen aus, besonders wünschte er die Rücksendung der von den Bardendichtern. Sulzer's Wörterbuch enthalte schöne Sachen, sei aber kein vollkommenes Werk.[1]) Ueber die Artikel aus der Baukunst, Malerei und Musik hoffe er von Kennern Anmerkungen zu erhalten, die er Herder's Recension beifügen werde. Zu dieser sandte er ihm Sulzers Neue Grundsätze. Herder säumte, da er über Nicolai verstimmt war, und erst auf eine wiederholte Mahnung sandte er endlich am 2. Juli den Artikel über die Bardendichtungen zurück und zugleich die Beurtheilung des ersten Theils von Lessing's Schriften. Mit Klopstock's Oden und David möchte er lieber verschont bleiben. „Wer weiß, ob ich in den Oden (von David ist wol jede Seele eins!) die Meinung Ihrer und Ihrer Freunde gut ausdrücken würde? Und so nehme ich blos einem würdigern Richter Platz weg." Nach einer ausführlichen Darlegung seiner Ansicht von Klopstock's Oden bemerkt er: „Da haben Sie, hochgeschätzter Freund, den Riß zu meinen Gedanken. Belehren Sie mich erst, ehe ich nach ihnen urtheile, oder seien Sie so gütig, es einem Andern aufzutragen." Ueber Sulzer werde er blos Materialien liefern, ein Anderer möge sie mit den andern zusammensetzen, wie er wolle. Ueber das Sonderbare in Sulzer's Moralitätssucht sei er völlig mit Nicolai einverstanden. Dieser aber drang darauf, daß Herder Klopstock's Oden und David beurtheile, da nichts daran gelegen sei, ob er seinen Sinn treffe; nur konnte er nicht unterlassen, im Einzelnen seine verschiedene Ansicht auszusprechen, was Herder aber weniger verletzte als die schulmeisterliche Art, wie er ihm seine allzu fremde und gedrängte Schreibart vorrückte. Am 12. November trug ihm Nicolai neue Recensionen auf, meinte aber, wenn es wahr, daß man, wie es heiße, in der Frankfurter Zeitung so viel von ihm lese, so sei es sehr leicht zu erklären, warum man die rückständigen Recensionen noch nicht in der Bibliothek lese und vermuthlich die jetzt gewünschten noch lange nicht lesen werde. Fast zugleich warf ihm Hartknoch vor, daß er für Andere, aber nicht für ihn schreibe; so habe er in den Frankfurter Zeitungen Herder's Fußstapfen und in der

1) An Merck schrieb Herder, alle literarisch-kritischen Artikel des Wörterbuchs taugten nichts, ebenso die mechanischen; die psychologischen seien die einzigen und auch in ihnen das langwierigste, darbendste Geschwätz; auch leuchte Landsmannschaft und Parteilichkeit aus dem ganzen Werke.

Bibliothek seine Anzeige von livländischen Sachen erkannt. Endlich am 23. November sandte Herder die Anzeige von Klopstock's Oden für die Bibliothek, mit der Bemerkung, es würde ihn freuen, wenn er insonderheit über die Silbenmaße Nicolai's Idee nahe käme. Nur möge er ihm seinen Luther stehen lassen, da man Klopstock kein besser Compliment machen könne. Sulzer komme bald, auch Hurd[1]) und Anderes. Mit den Anmerkungen über seinen Stil habe er leider zu sehr Recht, nur spanne er die Pferde hinter den Wagen. „Geben Sie mir mehr Simplicität, Umriß und Absatz im Denken, so werden die Worte sich selbst ordnen; jetzt läuft Alles in einander. An jener arbeite ich auf alle Weise; was soll mir aber a posteriori Ihr Kram von Grammatik helfen! dadurch würde Alles nur so dürre und blutlos!" Wie sehr ihm aber Nicolai's Mäkeln und seine ganze Bibliothek zuwider war, zeigt sein Brief an seinen vertrauten Freund Hartknoch, in welchem er Alles, was in den letzten Bänden der Bibliothek unter dem Buchstaben L[2]) stehe, als alte, fast verjährte Schulden bezeichnet, die er nachhole, „und alsdann auch vale et fave, mi Nicole". An Diesen selbst schreibt er fast zu derselben Zeit: „Ich fange jetzt selbst an, über mich zu zürnen, daß ich noch immer eigentlich nichts als Ihre Bibliothek in Unordnung bringe oder gar noch was Aergers; aber was kann ich dafür, daß fast alle Zufälle hieran mehr Schuld sind als ich selbst? Eben jetzt habe ich nun seit Wochen den ersten Kleckbogen meiner Anmerkungen über Sulzer verlegt, und da ich's nicht übers Herz bringen kann, die Augiasarbeit nochmals anzufangen, sehen Sie, so muß Ihnen hier Klopstock,[3]) Lindner, Hurd, Creuz und fast selbst Anton[4]) eher kommen, als den Sie vielleicht am Ersten und Liebsten weghaben wollten, Sulzer. Ich will indeß vielleicht morgen wieder den Berg Papiere durchwühlen, und dann soll es sogleich erscheinen, wie und was es ist." Die Uebersendung der Anzeige von Sulzer erfolgte bald darauf. Obgleich Nicolai mit Manchem, was Herder über Klopstock's Oden und dessen David geäußert hatte, wie er ihm ausdrücklich erklärte, nicht einverstanden war, so ließ er doch beide Anzeigen unverändert abdrucken. Am 25. Juni 1773

1) „Horazens Episteln an die Pisonen und an den Augustus, mit Commentar und Anmerkungen von R. Hurd, aus dem Englischen übersetzt von J. J. Eschenburg" (unten S. 206 ff.).
2) So ist statt C zu lesen.
3) Sein David.
4) „Treue Uebersetzungen" (unten S. 203 ff.).

trug er Herder neue Recensionen auf, unter andern auch die der kleinen Schrift Von Deutscher Art und Kunst, unter welchem Titel Bode Aufsätze von Herder, Goethe und Möser hatte zusammen drucken lassen. Herder sandte am 14. August einige der gewünschten Anzeigen, lehnte aber Von Deutscher Art und Kunst ab. Zugleich bat er Nicolai, ihn jetzt auf einige Zeit von der Bibliothek Abschied nehmen zu lassen; er werde ihr vielleicht von Band zu Band unbequemer, da er gegenwärtig in andern Arbeiten tummle und sein ästhetisches Urtheil vielleicht sehr altere und giere. Seine letzten Recensionen sandte er am 12. Januar 1774, worauf er dann förmlich von der Bibliothek Abschied nahm. Den 13. Juni überschickte Nicolai die abgedruckten Recensionen nebst Honorar, und es kam noch zu unerquicklichen Erörterungen.[1])

Zu dem mit Neujahr beginnenden, von Bode unternommenen Wandsbecker Boten lud Claudius, der Hauptmitarbeiter desselben, schon im November 1770 Herder ein. Bode wünsche, daß derselbe mit einer theologischen Recension Herder's beginne, doch brauche es gerade keine Recension zu sein, „etwas aus seiner eigenen Quelle, was und wie er wolle, würde sich auch nicht übel ausnehmen". Diese Bitte blieb ohne Erfolg. Doch Bode ließ nicht ab, ihn gelegentlich zu drängen. „Wissen Sie wol," schrieb er 20. Juli 1771, „daß Claudius und ich sehr sehnlich wünschen, Sie möchten uns Recensionen, kurze Abhandlungen, Verse und dergleichen zu dieser Zeitung einschicken? Wenn Sie diese Zeitung noch nicht kennen, so — kennen Sie eine sehr gute Zeitung noch nicht, und Sie dürfen mir nur einen Wink geben, so schicke ich sie Ihnen von Nr. 1 an bis auf die letzte zu, um Ihrem Nichtwissen hierin abzuhelfen." Doch erst am 17. September sandte er sie ihm, mit der launigen Mahnung, ja dem

1) Die Werke kennen nur 24 Beurtheilungen Herder's aus Nicolai's Bibliothek. Nicolai gab ihnen in Band V die Chiffre C; in VII, IX, X u. XI: Y; in XVI, XVII u. XVIII: L; in XIX u. XXI: F; in XX: F u. Ds; in XXII: Ds; die Recension im Anhang zu XIII bis XXIV ist unterzeichnet: Br. Was Herder etwa zu den kurzen Anzeigen der Bibliothek geliefert habe, ist kaum sicher zu unterscheiden. Nach Suphan (Band IV. S. VII) war höchst wahrscheinlich für die Bibliothek eine unvollendete Anzeige von Gedichten Schubart's aus dem Ende des Jahres 1768 bestimmt. Sie beginnt: „Nun tritt auf einmal, und das in Schwaben, ein Dichter hervor, der — kurz, der kein Dichter von gemeiner Art ist." Beurtheilt ist blos die Pindarische Ode auf den Tod Franz' I. Suphan führt die Stelle daraus an: „Kurzum! sie ist keine Pindarische Ode. — Indessen bleiben wir dabei, daß dies poetische Stück nicht zu verachten und mit allen folgenden nicht zu vergleichen sei."

ehrlichen Kerl das ihm gegebene Schimpfwort wieder abzunehmen, ihm seine Wohlgeneigtheit zu geben und sein Felleisen mit literarischen Packetchens fürs Publicum zu bespicken. Die ersten dichterischen Beiträge Herder's stehen in den Nummern vom 19. und 29. October (168. 173). Ihnen folgte am 19. und 20. November die hier abgedruckte, für Herder's Weise höchst bezeichnende scharfe Züchtigung des Vielschreibers Chr. H. Schmid.[1]) Auf diese Beurtheilung bezieht sich Goethe's Aeußerung an Herder: „Vor wenigen Tagen hab' ich Sie recht aus vollem Herzen umfaßt, als säh' ich Sie wieder und hörte Ihre Stimme. Ich sah den gepeitschten Heliodor an der Erde, und der himmlische Grimm der rächenden Geister säuselte um mich herum.[2]) Sie würden diese Tropen vielleicht entziffern, wenn ich Ihnen auch nicht den Wandsbecker Boten und den Biographisten nennte. Ich kann nicht leugnen, daß sich in meine Freude ein Bißchen Hundereminiscenz mischte und gewisse Striemen zu jucken anfingen, wie frisch verheilte Wunden bei Veränderung des Wetters; ich merkt's zwar erst eine Zeit lang hintendrein und streichelte meinen Genius mütterlich mit Trost und Hoffnung." Es blieb der einzige prosaische Beitrag Herder's, obgleich Bode bei Uebersendung der bei ihm erscheinenden Oden Klopstock's, nach denen er sich gesehnt hatte, mit der Versicherung völliger Verschwiegenheit um neue Beiträge (er hatte wol auf eine Anzeige der Oden gerechnet) dringend bat. Auf die 1773 von Claudius erbetene Beurtheilung von „des Hamburgischen Ministerii Bedenken über Alberti's Gespräch" ging er nicht ein. Herder's dichterische Beiträge zum Boten haben wir im ersten Theile dieser Ausgabe gebracht.[3])

Reichlicher flossen, wenn auch nur kurze Zeit, die Beiträge zu den Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Als Hofrath Deinet in Frankfurt diese mit dem Anfange des Jahres 1772 als selbstständige Fortsetzung der eingegangenen „Frankfurter gelehrten Zeitung" erscheinen zu lassen sich entschloß, rechnete er besonders auf die Theilnahme von Johann Georg Schlosser und Johann Heinrich Merck. Der Letztere war im ersten Jahre die

1) Ich habe dieselbe im „Weimarer Sontagsblatt" 1857 Nr. 43 abdrucken lassen.

2) Nach 2. Makkab. 3, 25 f. 33 f.

3) Vgl. damit die Zusammenstellung in Redlich's fleißiger Schrift: „Die poetischen Beiträge zum Wandsbecker Bothen, gesammelt und ihren Verfassern zugewiesen".

Seele des neuen, große Hoffnungen erregenden Unternehmens. Goethe tritt schon im Februar als Beurtheiler auf, Herder erst am 7. Juli; die letzte seiner Beurtheilungen brachte das Blatt vom 30. October. Merck hatte ihn für das neue Blatt gewonnen. Herder selbst schreibt im October an Merck: „In Ihren Zeitungen sind Sie immer Sokrates-Addison, Goethe meistens ein junger übermüthiger Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen, und wenn ich einmal komme, so ist's der irländische Dechant [Swift] mit der Peitsche. Ueber die hat nun Sokrates sehr Acht zu geben, und Sie haben von Anfang an volles Recht bekommen, zu ändern und auszustreichen, was Ihnen gefällt, insonderheit auszustreichen. Ich rede oft, als wenn kein Mensch Deutsch verstünde, und da mir überhaupt das schöne Runde fehlt, mit dem Ihr Leute die Welt betrügt, so ist allemal die Zeit, wenn ich mich lese, mir Aergerniß und Zwist. Benehmen Sie mir die, so viel Sie können; es ist nicht gut, daß der Mensch sich ärgert." Die Nummer, in welcher Herder's erster Beitrag stand, sandte Goethe ihm sofort.[1]) Sonst wissen wir von Herder selbst, daß die scharfe Beurtheilung Schlözer's von ihm ist. Alle im gegenwärtigen Bande abgedruckten Beurtheilungen werden von dem Herausgeber der Werke Herder zugetheilt, in dessen Papieren sich wol Abdrücke derselben fanden. Nicolai schrieb ihm am 12. November: „Seitdem sich hier das Gerücht verbreitet, daß verschiedene sehr weltliche theologische Artikel in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen von Ihnen sind, so wird Sie die hochwürdige Zunft nicht mehr unter sich leiden wollen, sondern Sie unter die Laien verstoßen, die von je her auf ihre eigene Art und nicht so, wie es die eben herrschende Hierarchie vorschrieb, haben selig werden wollen", und er deutete darauf hin, daß er, wie alle Originalköpfe (z. B. Lessing), Alles auf seine eigene Weise schreibe und nichts schreiben könne, ohne erkannt zu werden. Herder antwortete am 15. Januar 1773, der Recensionen seien von ihm so wenige darin, daß sich vielleicht im ganzen Jahrgange nur sieben aufzählen ließen, und er habe schon gelacht und gebrummt, was für Zeug man auf seine Rechnung setze.[2]) Ein Jahr später schreibt er, auf Veranlassung von Schlözer's scharfer Entgegnung auf seine dort erschienene Recension, unmuthig an Lavater: „Die

1) Vgl. „Aus Herder's Nachlaß", I. S. 43.

2) So hatte man die ungünstigen Beurtheilungen von drei in der Meyer'schen Buchhandlung in Lemgo erschienenen Werken, unter andern von den „Devisen auf deutsche Gelehrte, Dichter und Künstler" ihm zugeschrieben, was den Zorn des Verlegers erregte, von dem er die wenigen Bücher, die er noch

paar Recensionen, die ich in die Frankfurter warf (es sind ihr vielleicht nicht zehn), waren geworfen und haben mich gnug gereut. Ich hatte überhaupt zu dem Amte keinen Ruf; von der Recension gegen Schlözer zog mich mehr als einmal was zurück — ich bedaure, ich — schweige." Der Beurtheilungen sind neun. Sie sind freier als die in der Bibliothek, da der Ton in dem jungen Blatte frischer und feuriger war und Merck von keiner Beschränkung des Urtheils etwas wissen wollte.

Wilhelm Scherer hat in der „Deutschen Rundschau" (Octoberheft 1878, S. 71 f. Anmerkung), ohne Herder's Aeußerungen über die geringe Zahl seiner Beiträge zu den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" zu berücksichtigen, die Behauptung aufgestellt, das nach den im Nachlasse gefundenen Abdrücken aufgestellte Verzeichniß derselben in den „Werken" sei nicht vollständig, da dieses erst mit der Nummer vom 7. Juli beginne, wogegen Herder's Braut diesem schon Anfangs April (gegen den 7ten) schreibe, Merck habe sich „recht sehr, sehr über die Recensionen gefreut", die er ihm geschickt, auch Goethe, der zu Darmstadt war, habe sie gelesen; Merck habe diese gewiß nicht ein Vierteljahr liegen lassen. Aber manche Gründe lassen sich denken, die den Abdruck verzögerten. Merck schreibt Ende Januar oder Anfangs Februar an Höpfner, er habe dem Verleger Vorrath auf sechs Wochen (zwölf Nummern) geschickt und dieser die unbedeutendern Beurtheilungen zuerst gegeben. So mochte es auch beim Beginne des zweiten Vierteljahrs geschehen sein, wo die Recensionen Herder's ankamen. Und wir wissen nicht, ob Merck's Einfluß damals noch so maßgebend war; daß er im weitern Laufe des Jahres abgenommen, ist bekannt. Auch mochten sich größere Anzeigen die Zeit über so gehäuft haben, daß diesen der Vortritt um so mehr gestattet werden mußte, als auch auf Abwechslung Werth zu legen war und die Zeitschrift neben der Philosophie, der Geschichte, den schönen Wissenschaften und Künsten in ihrem ganzen Umfange, mit ganz besonderer Berücksichtigung der englischen Literatur, trotz des geringen Maßes von wöchentlich 16 Octavseiten auch die gemeinnützigen Schriften der Fachwissenschaften in ihren Kreis zog. Auch hat Scherer bisher nur eine kleine Anzeige des zweiten

las, bezog. Herder lehnte deshalb die von Merck ihm angebotene Anzeige eines Werkes aus demselben Verlag ab. „Ich will mich also der Schwachen bequemen, und höchstens nur loben," heißt es im Briefe an Merck. Auch Goethe's Anzeige von Lavater's „Aussichten in die Ewigkeit" sollte von Herder sein.

Vierteljahrs, die in Nummer 35 (vom 1. Mai) erschienene über eine Schrift: „Versuch einer prosaischen Uebersetzung der griechischen Lieder des Pindar. Dritte und vierte Abtheilung, die Nemeischen und Isthmischen Siegslieder in sich enthaltend. In der Ringmacher'schen Buchhandlung 1771" (Berlin und Leipzig), für Herder in Anspruch zu nehmen gewagt,[1]) da man doch erwarten sollte, Merck werde Diesen mit einer bedeutendern Recension haben beginnen lassen und solche jedenfalls unter denjenigen gewesen sein müssen, über welche Merck sich „recht sehr, sehr gefreut" hatte. So lange nicht wahrscheinlich gemacht worden, daß auch andere Recensionen dieses Vierteljahrs, wie etwa in Nr. 34 (vom 28. April), die über Michaelis' „Mosaisches Recht", in Nr. 41 (vom 22. Mai), die bisher Goethe zugeschriebene der Schrift von Sonnenfels „Ueber die Liebe des Vaterlandes" (Hempel's Goethe-Ausg., Th. XXIX. S. 26 bis 28), Herder angehören, möchten wir doch zweifeln, daß die in Rede stehende Anzeige der Uebersetzung Pindar's von Herder sei;

---

1) Diese lautet: „Hiemit ist also in dieser Uebersetzung Pindar beschlossen. Sie kann für nichts minder als ein Nachbild Pindar's in unsrer Sprache, selbst im Mindsten nicht für eine Uebersetzung von Geist und Geschmack gelten — unedel, umschreibend, zerronnen, äußerst prosaisirend und in einem ganz falschen Geschmack von Allegorie. Sonst aber dem flachsten Wortsinne getreu, und also doch immer einiger Versuch über Pindarn in unsrer Sprache, der einem künftigen Uebersetzer hie und da wird dienen können, wenn er sonst freilich Keinem dienet. Wo lebt aber dieser Uebersetzer Pindar's? Grillo ist's gewiß nicht oder sollte es nicht sein. Auch seine neuliche zweite Olympische Ode im Musenalmanach ist unausstehlich und dazu untreu. Wir verzweifeln auch fast auf immer an einer Uebersetzung; denn wer wird in dem Labyrinth von griechischer Mythologie und kleinen Stadtgeschichten die fortgehende Musik und den edlen Gang Pindar's erhalten können, der immer dabei nur Blumen und die höchsten Blüthen zu pflücken scheint, in seinem Fluge nur immer mit der Spitze des Fittigs das berührt, in das auch dieser Uebersetzer als in einen Morast hineinsinket! Sonst aber sagt schon J. Aventinus, daß unsre deutsche Sprache mehr sich der griechischen denn der lateinischen vergleichet, und kann ohne Erkenntniß der griechischen Sprache nicht recht, wie sie von Art sein soll, geschrieben werden, und von der Seite würde Pindar's sein Spruchreiches, seine Wortflechtung, seine dorische Stärke auch gewiß ungemein deutsche Art sein können." Der letztere Satz scheint uns nichts weniger als Herderisch in Gedanke und Form. Bei der Wortflechtung, der dorischen Stärke, dem Pflücken der Blumen und Blüthen, dem Fittige schweben Pindarische Ausdrücke vor. Statt des Morastes würde Herder wol eher Schlamm gebraucht haben. Freilich spricht er zuweilen von der πολυπλοκία der Worte, wie Th. XIX. S. 153, und auf Grillo's Uebersetzung war er so übel zu sprechen wie Boie (Knebel's Nachlaß, II. 145), nach seiner Aeußerung in der zweiten Bearbeitung von der ersten Sammlung der Fragmente; aber dies dürfte hier kaum ins Gewicht fallen.

sie könnte sehr wohl demselben Gelehrten angehören, der in Nr. 30 die Uebersetzung der „Wolken" des Aristophanes, auch wol in Nr. 8 die der Uebersetzung des Theokrit schrieb. Herder selbst pflegte in ähnlichen Anzeigen immer Proben zu geben, und es ist an sich gerade nicht wahrscheinlich, daß er eine so wenig bedeutende für die Frankfurter Blätter bestimmt haben sollte, die er eher an Nicolai geschickt haben würde. Wenn Scherer auch die in den Nummern vom 11. und 15. September (Nr. 73 und 74) erschienenen Anzeigen von Seybold's „Schreiben über den Homer" und „Franken zur griechischen Literatur," die in Goethe's Werke (a. a. O. Th. XXIX. S. 43—46, 48 f.) aufgenommen sind, für Herder in Anspruch nehmen möchte, so müssen wir eben den Beweis der Wahrscheinlichkeit dieser Annahme erwarten. Uns scheint in beiden mehr „der junge übermüthige Lord mit entsetzlich scharrenden Hahnenfüßen" als „der irländische Dechant mit der Peitsche" sich zu zeigen. Noch nach der Mitte October forderte Merck Herder zu einer Beurtheilung auf, welche Dieser aber ablehnte, wogegen er sich zur Anzeige der Uebersetzung von Hartley's Observations on man erbot; doch kam eine solche nicht zu Stande, so daß die am 30. October erschienene Anzeige von Harles' Vitae philologorum die letzte Herder's blieb. Leider fehlen uns die Briefe zwischen Merck und Herder aus den neun ersten Monaten des Jahres 1772, aus denen sich Genaueres ergeben würde. Aus der Aeußerung Goethe's im oben angeführten Briefe an Herder, mit dem er Dessen Anzeige von Denina sandte, dürfte man nicht ohne Wahrscheinlichkeit schließen, daß dies eben die erste Recension war, welche von ihm in ihren Gelehrten Anzeigen erschien.

Nur einem Zufall verdanken die in Hamburg bei Bode erschienenen zwölftehalb Bogen, „Von Deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter", ihren Ursprung. Herder hatte Bode, der ihm bei seinem Aufenthalte in Hamburg viele Gefälligkeiten erzeigt, einen Beitrag zu den von Gerstenberg bei ihm erscheinenden „Briefen über Merkwürdigkeiten der Literatur" versprochen, woran Dieser ihn im Briefe vom 20. Juli 1771 erinnerte. Er sandte ihm im September den „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker", den er aus ältern Papieren nahm.[1]) Da aber Gerstenberg keine weitern

1) Die erste Fassung dieser Briefe gehört in das Jahr 1769 (vgl. Suphan in Schnorr's „Archiv für Literaturgeschichte", V. S. 88 ff.). Herder selbst sagt in der Nachschrift (unten S. 275), die vorigen Flicke vom Aufsatz

Beiträge nach Vollendung der vierten Sammlung sandte, ließ Bode endlich den Herder'schen Aufsatz abdrucken, und er bat, da er die vier Bogen nicht allein in den Buchhandel geben wollte, um einen weitern Beitrag, den Dieser leicht in seinen Papieren finden werde. Erst nach längerer Zeit schickte ihm Herder den Aufsatz über Shakespeare und eine Nachschrift zu dem Auszug. Später fügte Bode noch den selbstständig erschienenen Aufsatz Goethe's „Von deutscher Baukunst" hinzu und als Gegensatz, „um vielleicht zu einem dritten mittlern Anlaß zu geben", eine Uebersetzung der italienischen Schrift Frisi's über die gothische Baukunst (Livorno 1766), endlich die Entwicklung der vier Hauptperioden deutscher Geschichte unter der Ueberschrift Deutsche Geschichte, „vom Herrn Justizrath Möser", aus der Vorrede zu dessen Osnabrückischer Geschichte vom April 1768 (Werke, VI. S. X—XXIII). So erschien das Ganze endlich ohne Namen (nur Möser war genannt) unter dem oben angegebenen Titel im Frühjahr 1773. Einige Exemplare sandte Bode Herder am 19. Mai 1773. Dagegen hatte Goethe Herder's beide ersten Beiträge mit der Nachschrift schon Anfangs December 1772. Wenn Bode dabei schreibt: „Daß die Ordnung der Stücke nicht völlig so ist, wie Sie es vorgeschrieben hatten, das liegt daran, daß ich sonst hätte vier statt einem Bogen umdrucken müssen, und ich meinte, es würde so wol durchschleichen", so ergiebt sich daraus, daß Herder dem Aufsatz über Shakespeare die erste Stelle angewiesen hatte, so daß die Nachschrift unmittelbar hinter den mehr als vier Bogen umfassenden Auszug zu stehn gekommen wäre.

Im October 1774 schickte Herder auch eine Abhandlung in das von Assessor von Wüllen herausgegebene Hannöversche Magazin, in dessen 95. und 96. Stück sie erschien. Es ist die später in neuer Bearbeitung den „Zerstreuten Blättern" einverleibte Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet."[1])

Zu Anzeigen für die bei Meyer in Lemgo erscheinende Auserlesene Bibliothek der neuesten deutschen Literatur ließ Herder sich durch den Wunsch bestimmen, eine Bücher-

---

seien ihm Jahre vorher entkommen gewesen. An Nicolai schreibt er freilich am 11. März 1773, sein „Fragment von Nationalliedern sei im Fluge oder unter ewigen Absätzen der Reise geschrieben, einem Mann zum Abtrage und flüchtigsten Unterstecken allein gegeben".

1) Vgl. „Aus Herder's Nachlaß", II. S. 342, und „J. G. Zimmermann" von Bodemann, S. 322 f.

schuld, die er bei dem Verleger hatte, zu tilgen, wie er gegen den 24. März 1776 an Zimmermann schreibt. Ihn selbst ekelte dieses „Kothjournal" an, wie er das Blatt im angeführten Briefe nennt. In der Angabe der Herder'schen Recensionen in den Werken sind fünf verzeichnet, von denen blos die über Gesner's Isagoge Aufnahme gefunden hat, außerdem noch die Anzeige von Lavater's „Zweites Funfzig christlicher Lieder". Die dort angeführten haben die Chiffre 666. Den ersten Beitrag lieferte er wol Ende 1775. Herder war im Frühjahr 1776 so sehr gegen jede unnöthige Betheiligung an irgend einer Zeitschrift, daß er auf das Anerbieten, für das Deutsche Museum Beiträge zu liefern, nicht einging; nur an die Lemgoer Bibliothek sandte er noch Einiges. Am 27. Februar 1776 dankt Lavater dem Freunde für die Anzeige des Ersten Versuches der Physiognomischen Fragmente. „O Du Allzuguter Treuer!" schreibt er; „die Recension — ich dank' es Deinem Herzen, obgleich's auch Lästerung ist, was Du von der Einleitung, Gott weiß, das Beste im Werke, sagest." Herder sandte die Beurtheilung an Zimmermann mit dem angeführten Briefe aus dem März, wobei er bemerkte: „Hier haben Sie ein paar Blätter von dem, was ich in einem Kothjournal (um Bücherschuld abzutilgen) für Pöbel über seine [Lavater's] Physiognomik dahin gekleckst." Dieser anwortete: „Unendlichen Dank für Ihre herrliche Recension der Physiognomik, die voll Licht, Leben, Kraft und Wahrheit ist. So muß man schreiben, um gehört zu werden! Wie die Professors in Göttingen, die (Heyne ausgenommen) alle Feinde und mehrentheils Verlacher und Verspotter der Physiognomik sind, die Nasen in die Höhe heben werden, wenn sie das lesen! Ich möchte Sie, liebster Herder, bei jeder Zeile küssen, und am Meisten bei dem Beschluß, der mir zeigt, daß Sie selbst einer der größten Meister in der physiognomischen Kunst sind. Sie könnten mir, liebster Herder, einen großen Freundesdienst erweisen. In Hamburg wird jetzt gedruckt Pfenninger's „Appellation an den (von der löblichen Büchercensur in Zürich verbotenen) gesunden Menschenverstand", zur Vertheidigung Lavater's. Von dieser Appellation will ich Ihnen ein Exemplar schicken, sobald ich eins habe, und dann bitte ich Sie, so dringend ich bitten kann, diese Appellation ebenfalls für die Lemgoer Bibliothek zu recensiren. Dieses Dreckmagazin, wie Sie es nennen, hat fünf Mitarbeiter in Hannover, wie mir Klockenbring sagt, und einer von diesen, oder

auch ein Göttinger, würde gewiß dieses Magazines Dreck Pfenningern und Lavatern ins Gesicht schmeißen, wenn Sie mit Ihrer Gewaltshand nicht zuvorkommen. Ferner möchte ich Sie bitten, mir sodann auch nur eine kleine, wohlgepfefferte, brennende und schneidende Anzeige dieser Appellation zu machen, die ich für das Wanzengeschlecht in Zürich in den Frankfurter Gelehrten Zeitungen möchte abdrucken lassen." Für Herder's Bereitwilligkeit, die Appellation zu beurtheilen, dankt er herzlichst, doch müsse sie so sein, daß „neues Licht und neue Kraft alle Freunde Lavater's erfülle, und das Feuer von Herder's Genius verzehre alle seine Feinde, der Zürcher Wuth getödtet werde durch Herder's Kraft und Macht"; sonst sei es allerdings nichts, weil die Lacher immer lachen und die Esel immer gigachen würden. Den 19. Juni spricht Zimmermann seine unendliche Freude über Herder's Recension der Appellation aus, fragt aber zugleich an, ob er „Lavater's Schreiben an seine Freunde im März 1776" gelesen habe. Die „beiden freundschaftlichen und tiefgrabenden Recensionen", für die Lavater am 29. August dankt, sind die der Appellation und des Zweiten Versuchs der Physiognomischen Fragmente. Er könne nichts dazu sagen, als: „Ich schäme mich und freue mich. Danken und vergelten kann ich nicht." Weiter schreibt er: „Mit dem neuen Geschmier der anonymen Hottinger und Comp., ‚Briefe in der Person des Verfassers des Sendschreibens', item ‚Joh. Casp. Lavater's Bluttheologie in nuce', gieb Dich nicht ab, als dann Du wollest unter den Titel von beiden zusammen setzen in Lemgo: Kann auch ein Mohr seine Haut wandeln und ein Parder seine Flecken? also — ꝛc. ꝛc. ꝛc." Ueber Deine Glaubens- oder Wundertheorie in der Recension [vgl. unten S. 326 f.] ein Wort. Nicht Einer, Pfenninger und Häfeli ausgenommen, nicht Einer hat mich hierüber ganz verstanden, und ich dachte so simpel und klar Alles gesagt zu haben." Auch Herder's letzte Beiträge zur Bibliothek galten Lavater.

Köln, den 9. Februar 1879.

Heinrich Düntzer.

Aus Nicolai's
Allgemeiner deutscher Bibliothek.

Dithyramben. Zwote Auflage. Berlin, bei Birnstiel, 1766. 5 Bogen in 8.[1])

Nachdem die deutschen Dichter ihre Musen und Begeisterungen an sehr verschiednen Orten gesucht, auf Sion und Tabor, Sinai und Ararat, auf dem Olymp und Parnaß, in Arkadien und selbst in Mexico, so trat vor einiger Zeit auch einer auf, der sie auf den thracischen Gebirgen und in den Bacchustempeln suchte. Nicht zufrieden, dem Bacchus in Gesellschaft von Trinkbrüdern Lobgesänge anzustimmen, hatte er den Muth, sich mitten in das Gefolge desselben zu wagen, ihn und seine Thaten wieder lebendig zu machen und uns mitten unter wüthende Thyaden und Bacchanten zu zaubern. Er schrieb Dithyramben. Man fiel mit Freudengeschrei auf sie; denn wenigstens waren sie eine neue Gattung von Gedichten; man erklärte sie fast für wiedergefundne Pindarische Stücke, ohne die Dithyramben der Griechen je gesehen zu haben. Stücke aus ihnen wurden ins Französische übersetzt, und vielleicht lassen sie sich in einigen Stellen besser in der Uebersetzung lesen als in der Originalsprache, weil jene nach dem Genie ihrer Grammatik die im Deutschen zerstückten Bilder mehr an einander hängen mußte. Ja, was die höchste Stufe eines leidigen Autorruhms ist: man ahmte ihnen elend nach!

Nur einige Kunstrichter standen noch in Bedenken, ob diese Lieder denn so ausgemacht Dithyramben wären; sie machten Anmerkungen und Schwierigkeiten,[2]) und — siehe, da tritt der Verfasser mit einer zwoten Auflage in ihren Kreis! Vielleicht wird er uns von seinem zweiten Bacchischen Zuge

1) Band V, 1. Stück, S. 37 ff. Vgl. Th. XXII. S. 3 ff. dies. Ausg. — D.
2) Vgl. Herder's Werke, XIX. S. 145 ff. — D.

Entdeckungen mitbringen, Fragen auflösen und unser ἱεροφάντης in die heiligen Geheimnisse des Dionysus werden?

Er rede selbst! „Wem meine Erklärung kein Gnüge gethan hat, dem werde ich es gar nicht verübeln, er nenne sie dithyrambische Oden oder schlechthin Oden oder Gesänge, oder wie er es ihrem Charakter am Gemäßesten zu sein glaubet." Auch uns wird der Verfasser nicht verübeln, wenn uns diese Entscheidung kein Gnüge thut. Wenn der Verfasser den Augenblick darauf sagt: „er habe sich der Benennung der Dithyramben mehr zu nähern gesucht, indem er den Bacchus genauer in sein Süjet gezogen und Alles auf ihn zurückgeführt, was sich nur hat wollen dahin bringen lassen", so bleibt ja der Knote noch ganz unaufgelöst. Wie, wenn Bacchus in ein Süjet gezogen wird, wohin er nicht gehört? wie, wenn Alles auf ihn zurückgeführt wird, was sich nur mit Gewalt dahin bringen läßt? Außerdem ist es der griechischen Literatur und der dichterischen Begeisterung entgegen, das Wesen des Dithyramben allein in den Gegenstand des Gesanges zu setzen; die Natur des διθυραμβῶδες ist der Mittelpunkt der Untersuchung. Die Schwierigkeiten bleiben also noch immer übrig: ist der Verfasser, er singe, was er wolle, der lyrischen Begeisterung treu geblieben? singt er seinen Gegenstand würdig in seiner Dichtungsart? ist natürlicher Schwung oder ein blos künstlicher Aufflug seine Erhebung? — Fragen, die immer fest bleiben, es sei ein Titel, welcher es wolle. Ist ein Werk das ungekünstelte Product einer schöpferischen Muse und ein himmlisches Bild der Götter, so kann der Urheber ziemlich gleichgiltig sein, was für Aehnlichkeiten die Vorübergehenden in ihm finden. Er hat ein wohlgebildetes Kind geboren; nun mögen sich seine Schwäger und Verwandte darüber zanken, was sie dem Kinde für einen Namen geben wollen. Aber der Fall dürfte nicht eben hier sein. Als unser Verfasser sich aus Nachrichten einen historischen Plan der Dithyramben bildete, ihn auf unsre Zeit anzuwenden sann und überdachte, ob man Dithyramben singen könnte, da war er blos Kunstrichter. Er ward Dichter; und o, wäre er, selbst da er dichtete, oft nicht noch Kunstrichter gewesen, so hätte er vielleicht seinen Gedichten die Macht eingehaucht, den Leser zu ergreifen, daß er selbst die Fehler als Schönheiten liebt. Nun ist aber die Muse unsers Sängers eine Tochter der Kunst, nicht der schöpferischen Natur; wir finden in diesen Gesängen

große Gedanken, kühne Worte und reiche Bilder; da sie aber künstlich zusammengesetzt, mühsam herausgedrechselt oder gar gelehrt gesammelt sind, so kann man ihn blos nach der Manier seiner Poesie betrachten, wenn man ihm nicht Unrecht thun will.

Wir reden zuerst von den neuen Stücken, die in dieser Auflage dazugekommen sind, und alsdann von den Veränderungen. Bacchus' Rückzug aus Indien! das schönste Süjet zum Dithyramben und das fünfte Stück dieser Sammlung. Wem ist der berühmte Zug unbekannt, da Bacchus Indien besiegt, um Gesetze und Ackerbau und Gottesdienst und Wein den barbarischen Völkern zu geben? ein Feldzug, der voll von dichterischen Thaten, in dem ganzen Alterthum vom Ganges bis in Europa auch dadurch berühmt ist, daß er Gelegenheit zum ersten Triumph gegeben, den nachher die Eroberer Alexander, Antonin u. A. nachgeahmt haben. Das muß ein göttliches Triumphslied werden können, das vor dem Siegeswagen unter Satyren, Faunen und Mänaden über diese Thaten schallt und sie zu einem Fest von dithyrambischen Bildern und Freuden macht! Wir haben uns nicht völlig geirrt. Der Verfasser läßt den Triumph durch das Doppelchor von Satyren und Mänaden eröffnen; der alte Silen erzählt alsdann die Wunder seines Königes, und die vorigen Chöre preisen ihn als einen Schrecklichen. Jetzt schildert ihn Silen in seinen Wohlthaten, und die Chöre jauchzen ihm als einem Geber der Freude. Die Chöre sind schön, und wenn der alte Silen etwas mehr von den Freudentönen des Dithyramben hören ließe, wenn ein natürlicherer Fortgang der Bilder und ein rauschender Fluß derselben uns fortrisse, so wäre dies vielleicht eine kleine Probe eines wahren Bacchischen Gesanges. Vielleicht wäre der ganze Auftritt glücklicher geworden, wenn der Verfasser, der jetzt die Idee dazu nach der Beschreibung Curtius'[1]) vom Zuge des Alexander's ausgebildet, statt des Natalis Comes und andrer lieben Leute den Lucian nicht vergessen hätte, der in seinen Werken diesen Zug des Bacchus in einem eignen Stück[2]) beschrieben, und wie uns dünkt, in seine Abhandlung eine schöne Idee zum Dithyramben hierüber eingewebt hat.

Das vierte Stück heißt Atlantis und hat wieder einen

---

1) IX, 10. — D.
2) Allocutio sive Bacchus. — D.

wirklich dichterischen Plan zum Grunde. „Der Dichter ist mit dem Bacchus in der Unterwelt gewesen; hier hat er erfahren, daß die Atlantische Insel nichts Anders als das Elysium sei, welches vormals auf der Oberwelt gewesen, wegen der verdorbnen Sitten der Welt aber von den Göttern in die Unterwelt versetzt worden." Eine schöne poetische Lüge. Wenn nur der Vortrag derselben ihr völlig entspräche! Nicht völlig! Die Mänade sieht das Tageslicht wieder! Ein schöner Anfang; denn wenn sich der Leser erinnert, wie prächtig Milton und Klopstock diesen Anblick im epischen Tone gemacht, so wird er ihn hier im lyrischen, und zwar im höchsten lyrischen Tone erwarten. Allein die Mänade scheint in den sonnenlosen, ewig dämmerichten (lieber dämmernden) Gebieten des schwarzen Dis, wo ein demantnes Schicksal blind und taub herrscht und Freuden und Schmerz unwandelbar sind, selbst etwas kalt und unempfindlich geworden zu sein; daher äußert sie nichts von den Jubeltönen, mit denen sie ihr Geburtsland und die Weinberge und die Auen ihrer Tänze begrüßen sollte. Nun ist die natürlichste Frage diese: Was hat die Mänade im Reich Pluton's gemacht? Der Dichter antwortet so trocken als möglich: Bacchus hat bei der Proserpina geschlafen und die Mänade am Kocyt gewandelt: mehr weiß er nicht, und ich auch nicht. Aber jetzt hebt die Priesterin des Bacchus an:

„Voll ist mir die Brust
Von Göttergeheimnissen, Sterblichen ungehört,
Er giebt sie mir, der Geheimnißentdecker,
Mit weitgeöffnetem Munde auszusprechen."

Heil uns! hac iter Elysium nobis![1]) Nun werden wir ἀπόῤῥητα des Bacchus hören!

Ventum est ad limen; nam virgo, Poscere fata
Tempus, ait; Deus, ecce Deus! Cui talia fanti
Ante fores subito non vultus, non color unus,
Non comtae mansere comae: sed pectus anhelum
Et rabie fera corda tument: majorque videri
Nec mortale sonans, afflata est numine quando
Jam propiore Dei.[2])

1) Virg., Aen., VI. 542. — D.
2) Virg., Aen., VI. 45—51; wo aber steht: „ventum est ad limen, quum". Dort spricht Virgil von der Sibylle. — D.

Allein statt aller dieser Kühnheit findet man eine Beschreibung von Elysium, die blos malerisch und ganz und gar nicht dithyrambisch ist. „Gebirge mit Licht überfirnißt, Wälder und Blumenteppiche, goldgegipfelte Städte und ein perlengegründeter Tempel in der Mitte“, das ist's, was sie gesehen. Ist Elysien nichts als dies, freilich, so kann der Künstler, wenn er auch nicht gottbegabt ist, diese Göttergefilde weit besser darstellen, und der Dichter sollte es nicht einmal wagen, sich mit ihm zu vergleichen. Aber heißt das dichterisch nachgebildet? dithyrambisch nachgebildet? Laß die Mänade erzählen, was sie in Elysien gemacht, was sie für göttliche Freuden hier geschmeckt, mit ihrem Bacchus umhergeschwärmt, den Himmel gefühlt; laß sie Alles in dithyrambische Handlung setzen: alsdann würde kein Künstler ihr dithyrambisches Göttergemälde nachbilden können,

„Und könnt' er auch
In reines Sonnenlicht oder Titoniens
Purpur den Pinsel tauchen, und wäre gleich
Das unnachahmliche Gewand des Aethers ihm
Und der Smaragden Glanz mischbar.“

Das Gleichniß übrigens, das die Schönheit Elysiens concentrirt und sagt:

„Wenn der Königin
Von Amathus, der schwarzaugichten Schönheiterschafferin,
Auf der unsterblichen Wange ihr erobernden Lächeln
Sich bildet, schmilzt der Götter Herz, und die Natur
Wird zum Frühling: so unaussprechlich
Reizend ist Elysien“,

dies Gleichniß ist zwar schön, aber viel zu sehr mit Schmuck überladen, und wenn man es in seiner weit angenehmern Nacktheit sieht, so ist es nach griechischen Worten nachgebildet. Jetzt folgt die poetische Geschichte von Atlantis, in welcher insonderheit der Lärmen schön gemalt ist, mit welchem die Cyklopen es auf Jupiter's Befehl einreißen. Das Ende ist etwas kalt und läßt in uns eine kleine Unzufriedenheit nach mit diesem Boten der Götter, der uns auch durch die Art seines Gesanges gleichsam in ein Elysium hätte entzücken können.

Das sechste Stück ist Hermann. In Rom steht der Tempel des Mars vom Blitz entflammt; Alpen stürzen in einander; am Himmel glänzen furchtbare Meteore:

„Zittre, stolze Weltbeherrscherin!
Mars will nicht ferner für Dich wachen."

Bacchus rüstet den Hermann zum Helden für sein Vaterland aus.

„O Du, der Du im Gefecht oft bei mir warst!
Bei diesen Eichenkronen,
Meiner Stirn ersiegt, laß mich
Die weiberherzigen Römer Dir opfern!"

So fleht Hermann, zieht hin und siegt. Dies ist die Idee des Stücks. So gut nun Bacchus in sie verflochten ist, so gehört sie doch vielleicht zu den Dithyramben, wo der Verfasser Alles auf Bacchus bringt, was sich nur auf ihn will ziehen lassen. Insonderheit ist die Stelle gezwungen:

„Welcher Gott Du auch seist."

Bacchus war es gewesen! Soll dieser Gesang Dithyrambe werden, so gehört er an die Freudentafel der Deutschen nach erhaltnem Siege, wo Alles aber umgeändert werden müßte. Statt dessen hätte er ihn lieber ganz ohne Bacchus, als einen Heldengesang bearbeiten können, und geriethe dieser ihm denn, so hätte Hermann, unser Held, nebst einer elenden Epopöe[1]) und einem schönen Trauerspiel[2]) hier einen Heldengesang, der neben dem vortrefflichen lyrischen Gespräch Hermann und Thusnelda[3]) in den Bremischen vermischten Schriften, das nicht so bekannt ist, als es verdient, an seiner Bildsäule prangen könnte.

Nebst diesen drei neuen Stücken unterscheidet sich diese Ausgabe durch ansehnliche Veränderungen. Die erste Dithyrambe, die in dieser Bibliothek (B. 3, St. 2) eingerückt erschienen, schaltet jetzt, vermuthlich um die Pindarische Digression nachzuahmen, die Orpheische Geschichte ein; allein die Episode scheint erkünstelt, weil sie blos von der Gegenwart des Orts hervorgebracht wird. Die Mänade ist am Hebrus und erzählt uns also etwas von Orpheus; Antistrophe und Epode ist voll; sie ruft: „Weg! weg von hinnen! dort spiegelt" u. s. w., und dann ist auch der ganze Orpheus weg, ohne dithyrambisch eingeflochten zu sein und zum Wesen des Stücks zu gehören. Home hat völlig Recht, daß es eine

1) Von Christoph Otto von Schönaich. Vgl. Wieland's Werke (Hempel'sche Ausg.), XL. S. 643 ff. — D.
2) Von Johann Elias Schlegel. — D.
3) Von Klopstock. Vgl. Dessen Werke (Hempel'sche Ausg.), V. S. 125, S. 564. — D.

unpoetische Verknüpfung der Ideen ist, die aus der Lage der Oerter entspringt. So ist auch diese Geschichte vom Orpheus nicht Bacchisch gnug angesehen, da sie doch selbst ein Ganzes der Dithyrambe geben könnte. Hätte der Dichter die Idee so verknüpft: „Gott Bacchus, ich wage mich unter die Mänaden! gieb mir die Lieder, aber nicht das Schicksal des Orpheus!" und würde diese Idee auch nur so feurig ausgeführt, als Theokrit in seinen Βάκχαις das Ende des Pentheus von den Mänaden schildert, so könnte dieser Gesang ein Creditiv der Bacchischen Begeisterung werden, und die Thyaden würden den Sänger bewillkommen, statt daß sie jetzt fragen müssen: „Ist Saul auch unter den Propheten?"

Die übrigen Stücke haben oft glückliche Veränderungen. Das Lied auf Friedrich fängt besser an als erst; aber obgleich Bacchus selbst ziemlich lange in ihm declamirt, so ist doch der Gesang weder göttlich noch königlich. Joh. Sobiesky, noch mehr aber Peter der Große sind als Heldenoden schön, und die letztere hat den Verfasser beinahe über sich selbst erhoben. Der Friede ist ansehnlich verbessert, und der Dithyrambe Der Krieg weggefallen. Indessen haben die Veränderungen noch kein einziges Stück zur Vollkommenheit gebracht; denn z. B. in den Himmelsstürmern ist Bacchus noch nicht die Hauptperson; noch ist es nicht werth, ein Triumphslied über diesen Sieg zu heißen, noch immer eine einfache Erzählung der Geschichte, eine kalte Begeisterung, und der Anfang dieses Dithyramben schreit uns so in die Ohren, als wenn Boileau seine Ode auf Namur anfängt:

Quelle docte et sainte yvresse
Aujourd'hui me fait la loi? u. s. w.

Das Gedicht Peter der Dritte hat sich in der metrischen Oekonomie verschönert; aber wieder eine kleine Probe, wie wenig die dithyrambische Muse sich unter die Künstelei bückt! Das schönste Bild desselben: Blitze zerreißen den Olymp u. s. w., war überall gelobt; der Verfasser will es verschönern, und aller Reiz ist weg! Beinahe ist's auch so mit dem Beschlusse, wo ich mir immer statt dieser langweilig erzählten Geschichte doch lieber den Beschluß der ersten Ausgabe zurückwähle. Statt der Noten in der vorigen Ausgabe geht hier vor jedem Stück der Inhalt voraus; wenn der Verfasser aber auch die Quellen anzeigen will, aus denen er geschöpft, so hat dies weiter keinen Zweck, als zu zeigen, daß seine

Kenntniß der Quellen ein fundus mendax sei. Und überhaupt Leute, die den Natalis Comes zur Hand haben müssen, um zu lesen, sind ebensowol Profane in den Heiligthümern des Bacchus als eine Mänade, die ihn aus Natalis Comes singt. Die Thaten ihres Königes müssen so in ihrer Seele leben, als hätte sie dieselben selbst gesehen.

Noch ein paar Worte über diese Dithyramben überhaupt! Sie sind als Gesänge schätzbar, wenn sie gleich als Dithyramben verwerflich wären; sie sind als künstliche lyrische Versuche merkwürdig, wenn sie gleich nie Meisterstücke von der ersten Art werden dürften. Der Hauptfehler, der alle Stücke verunziert und selbst ihre Schönheiten widrig macht, ist, daß jedes Bild in jedem Nebenzuge mit Zierrathen überladen und eben dadurch im Ganzen kleinlich und unförmlich läßt. Der Verfasser ist auch in den dithyrambischen Worten durchaus nicht glücklich; die seinigen sind zu erkünstelt, unbequem und kraftlos; die Gedanken kriechen unter ihnen wie durch enge, niedrig gewölbte, verkreuzte Höhlen. An Orten, wo kein Feuer ist, und wo ein simpler Ausdruck mächtig gewesen wäre, machen sie einen unangenehmen Lärm, und wo die Rede sich erheben und brausen soll, da schweigt diese Sprache der Götter. Am rechten Orte ist der Autor zu blöde, denn selbst seine vielsagenden Prädicate auf Bacchus stehen nicht immer an ihrer Stelle, wo sie wunderthätig sein könnten; bei Nebenzügen, bei Wörtern, die nicht einmal in einer geraden Rection stehen, ist er Schöpfer. So sind Bacchus' Zügel goldgebißlenkende Zügel; sein Thyrsus der gehorsamgebietende Thyrsus; der Rhein der alpengeborne Rhein; das Blut Orpheus' das Blut des Felsenbeseelenden; Städte heißen hochmaurichte Städte, und ein Meteor ein lichtausdämpfender Unstern. Die wahre πολυπλοκία der Worte muß nicht ein Spaß, sondern eine Folge der Begeisterung sein; sie muß unsrer Sprache große Ideen und Empfindungen in ein Wort concentriren, in die alte deutsche Stärke eindringen und viele mit Unrecht veraltete Machtworte wieder hervorziehen. Opitz z. B. hat viel edle dithyrambische Redarten theils überall theils besonders in seinem Lobgesange auf Bacchus, die unsrer Sprache sehr angemessen sind. Irren wir uns nicht, so hat der Verfasser bei dem fünften Stück diesen Hymnus des Opitz in seinen Wörtern vor Augen gehabt. Weil er aber

blos einzelne Wörter gewählt und sie auf einander häuft, daß sie sich im Wege stehen, so sieht man gleichsam den großen Herrn nicht, der sich mit seinen Bedienten umherdrängt. Von dieser Seite wäre der Dithyrambe nützlich der Sprache; und wenn er auch kühne Silbenmaße und gleichsam tripudia von Tönen versuchte, wie es hier nicht ist, so könnte er auch vielleicht unsre Prosodie bestimmen. Sonst aber wünschen wir nicht, daß das Dithyrambisiren der herrschende poetische Geschmack unsrer Zeit würde; griechische Dithyramben zurückzufinden, ist eine leere Kunst, und unsre Gegenstände dithyrambisch besingen, ist uns fremde und voll Zwang. Es herrscht in dieser Gedichtart gleichsam ein hoher, kühner, regelloser Stil, der vor der wahren sanften und regelmäßigen Schönheit vorausging; und wir wollen die letzte lieber. Der Verfasser hat also Recht: „scharfe Gewürze und lärmende Instrumente müssen sparsam gebraucht werden, wenn sie nicht Unlust erwecken sollen". Aber wenn er sagt; „Ich erkläre mich, daß dies die erste und letzte Veränderung ist, die ich mit meinen Gedichten vornehme!" so müssen wir gestehen, daß uns diese Worte ganz fremde und unverständlich sind, ob wir sie hier gleich schon vom dritten neuern Dichter in Deutschand lesen.

Johann Elias Schlegel's Werke: Vierter Theil. Herausgegeben von Johann Heinrich Schlegeln, Kopenhagen und Leipzig, im Verlage der Mummischen Buchhandlung, 1766. 320 Seiten in 8.[1])

Es sind in diesem Bande die kleinern Gedichte des seligen Schlegel's enthalten, die dem Herausgeber seiner Schriften der Erhaltung würdig geschienen. Wir setzen zuerst die Haupttitel her: Heinrich der Löwe, zwei Bücher eines unterbrochnen Heldengedichts; Bemühungen Irenens und der Liebe, eine kleinere epische Fiction auf das Beilager Karl's VI.; Briefe und vermischte Gedichte; Erzählungen; Oden; Cantaten; Anakreontische

1) Daselbst S. 165 ff. — D.

Oden; Kleinigkeiten, und zuletzt ein paar historische Abhandlungen. Je mehr wir Schlegel's frühen Tod bedauern, desto sorgfältiger müssen wir auf seine Nachlassenschaft merken.

Man kann die verwaisten Werke eines Schriftstellers in verschiednen Gesichtspunkten der Welt mittheilen. Will man blos dem Geiste desselben auf seinem Grabe ein Ehrendenkmal errichten, so wählt man vorzüglich die besten Producte seiner Beschäftigungen, die reifsten und wohlgebildetsten Kinder seines Genies; die Jugendarbeiten, die mittelmäßigen Probstücke und Versuche hält man vom Licht der Welt zurück, oder wenn sie da sind, sucht man sie als unächte Brüder zu verdrängen. Wir danken es der Zeit oder den Verfassern selbst, daß sie uns bei den größten Geistern des Alterthums die Uebungsstücke und das Unächte entzogen; wir lesen Homer, Horaz, Cicero, aber zu ihrem Vortheil dürfen wir die Jugendproben nicht lesen, wodurch sie Homer, Horaz oder Cicero wurden. Man setze sich also, wenn man diesen Gesichtspunkt treffen will, aus der Lage eines Freundes und Zeitgenossen in die Stelle der Nachwelt, die aus Stößen und Manuscripten eines Autors oft nur einzelne Bogen mit unparteiischer Hand herausreißt und auf sein Grab zur Fahne des Nachruhms pflanzt.

Wenn wir in diesem Traume den Band durchlaufen, der vor uns liegt, so würden wir wenig oder nichts wählen wollen, um vor die Augen der Nachwelt zu treten oder unsern Schlegel den Nachbarn bekannt zu machen. Wir wählen also einen andern Gesichtspunkt, der für das Publicum sicherer und nutzbarer ist: uns in den Schriften eines Mannes ein Porträt seines Geistes zu sammeln. Kennt der Herausgeber seinen Autor, liefert er denselben, wie er ist, sagt er uns von ihm sein eignes Urtheil, die Zeit, wann seine Stücke aufgesetzt sind, Gelegenheit und Folge, so giebt er uns eine Geschichte von dem Denken und Ausarbeiten seines Schriftstellers; und oft fährt bei Gelehrten ihr Leben in diese zwei Stücke zusammen. Man hat also hier den schönen Anblick, einen Dichtergeist wachsen und sich ausbreiten zu sehen, mit ihm von seinen Lehrlingsstücken bis auf den Gipfel seiner Meisterstücke hinaufzusteigen.

In diesem Gesichtspunkt hat diese Ausgabe der Schlegel'schen Werke viele Vorzüge. Sie geht zwar nicht nach der Ordnung der Aufsätze, allein vor jeder Classe finden wir

einen Vorbericht, der uns gleichsam genetische Nachrichten und eigne Urtheile giebt: der Herausgeber hat seinen Autor als Bruder gekannt, ist selbst ein Mann von Kenntniß und Geschmack; wir lernen also unsern Johann Elias Schlegel sehr kennen.

Und noch mehr! Wenn unvollendete Arbeiten nicht in die Erde gescharrt werden, so kann ein Andrer damit wuchern; er kann in die erledigten Fußstapfen treten und nach den Anfängen weiter fortarbeiten. Wie sehr ist dies insonderheit in Deutschland zu wünschen, wo die besten Männer aus ihren halb entworfnen Planen gerissen sind und ein frühzeitiger Tod den Genies aufzulauern scheint. Hier verrathe man ihre Verlassenschaft, daß ein Andrer vielleicht davon Besitz nehme und ihre Stelle ersetze. So wollen wir Schlegel's Werke durchgehen.

1. Ein Fragment von einem Heldengedicht, Heinrich der Löwe. Es ist in vielerlei Absicht gut, daß unsere Dichter Schlegeln nachfolgen und die Vaterlandsgeschichte studiren möchten; blos auf diesem Wege dringt man in den Geist seines Volks, und kann man aus dieser Historie Stücke heben und mit Feuer und Geist beleben, so hat man ein doppelt Recht auf das Gefühl seiner Nation. Schlegel hat bei dem Studiren der deutschen Geschichte nicht blos Materialien zu einem Heldengedicht, sondern auch zum Leben seines Helden gesammelt und dasselbe in zwei Octavbänden herausgeben wollen. Wir wünschen dem Herausgeber Zeit und Kräfte, sie mit der nöthigen Ausbesserung und Vollführung ans Licht zu stellen. „Gewiß, die Historie zeigt sich fast mehr in ihrer ganzen Schönheit und in ihrem vielfachen Nutzen, wenn sie irgend einen großen Mann, einen sehr denkwürdigen Zeitpunkt auswählt und ein ausgeführtes Gemälde darstellt, als selbst in den besten Miniaturschilderungen oder den Inbegriffen der Geschichte ganzer Reiche; und Heinrich der Löwe verdient die Aufmerksamkeit eines Deutschen und jedes Liebhabers der Geschichte."

Aber Heinrich der Löwe als ein Süjet zum Heldengedicht? Das wird eine zweite Iliade sein können; dieser Held ist wie der Achilles des Homer's.

> Impiger, iracundus, inexorabilis, acer
> Jura negat sibi data, nihil non arrogat armis![1])

---

1) Nach Hor., A. P., 121. 122. — D.

Uns fielen bei dem ersten Anblick dieses Stoffs jene Worte Homer's ein, die auf Heinrichen so genau als möglich passen:

Οὐ γάρ τι γλυκύθυμος ἀνὴρ ἦν, οὐδ' ἀγανόφρων,
Ἀλλὰ μάλ' ἐμμεμαώς. [1]

Aber Schlegel wäre dieser zweite Homer nie geworden. Nicht „weil der Messias schon erschienen und es bei einem Heldengedicht nach Schlegel's Meinung viel darauf ankommt, der Erste in seiner Nation zu sein". Auch nicht, als wenn Schlegel's Fleiß nicht eine Epopöe durchausgehalten hätte — dies vor vielen Andern; denn sein Bruder sagt uns, daß er den Trieb, ein epischer Dichter zu sein, von Jugend an gefühlt, — sondern, wenn wir nach seinen übrigen Arbeiten urtheilen wollen, weil seine poetische Einbildungskraft uns für eine Epopöe zu trocken und moralisch vorkommt. Wir haben in den beiden Gesängen dieses Anfanges hier und da schöne moralische Stellen, lehrreiche Allegorien, edle Sentiments, nachdrückliche Sentenzen und ein ausgearbeitetes Silbenmaß mit Reimen gefunden, aber nirgend den Ton der epischen Erzählung, den Adel, den kurzen hohen Vortrag der Reden, die immer fortschreitende Handlung: man kann alle einzelne Stücke in Lehrgedichte verpflanzen, und sie stehen am rechten Ort.

Wir haben gesagt: lehrreiche Allegorien fände man in dieser Epopöe; denn die Maschinen in ihr sind Tugenden und Laster. So heißt's im ersten Gesange:

„Indeß versammlete der Himmel reine Schaaren,
Die auf uns niedersehn, die Tugend zu bewahren.
Sie freun sich, wenn ihr Reiz der Menschen Herz gewinnt,
Und stehn den Seelen bei, wenn sie bekämpfet sind.
Ein Jeder von der Zahl, die hier zusammenkamen,
Steht einer Tugend vor und führet ihren Namen;
Die Großmuth und die Huld und Frömmigkeit
und Treu',
Gelassenheit und Muth und eine lange Reih'
Von Geistern, die man oft blos aus der Wirkung kennet,
Die oft kein Ausdruck faßt und keine Sprache nennet,
Stand um den hohen Thron des Geists der Majestät,
Durch den der Himmel schützt und stärkt, wen er erhöht"
u. s. w.

1) Ilias, XX. 467. 468. — D.

Wir führen diese Worte an, um unser voriges Urtheil zu beweisen, und würden es noch mehr bekräftigen, wenn wir die darauf folgende langweilige Rede Gottes, den Streit der Tugenden vor seinem Throne und andre Stücke anzögen. Wir wollen die Einwürfe nicht vermehren, die man gegen die moralischen Wesen als epische Maschinen gemacht hat; das Resultat würde vielleicht sein, nicht blos daß sie unbequem, sondern der Epopöe selbst nachtheilig sind: aber das können wir mit Schlegeln nicht glauben, daß, wenn man die Maschinen der alten und die Geister unsrer Religion nicht brauchen könnte, „die Allegorie die einzige noch übrige Quelle des Wunderbaren sei“. Fände sich ein epischer Dichter zu Heinrich dem Löwen, der die beiden Schlegel'schen Gesänge nutzte, aber umwürfe, sich eine epische Handlung wählte, die wir hier nicht sehen, so würden wir ihm eine andre Quelle zu brauchbaren, erlaubten, poetisch-edeln und lebenden Maschinen anrathen, die nicht aus der Mythologie noch unsrer Religion noch aus der moralischen Welt, sondern aus der politischen Geschichte seines Helden personificirt würden, und dieses sind die Schutzgeister der Provinzen und der Fürsten, oder mit einem Dichter zu reden:

„der Königreiche Beschützer,
Engel des Kriegs und des Todes, die im Labyrinthe des Schicksals
Bis zur göttlichen Hand den führenden Faden begleiten;
Die im Verborgnen über die Werke der Könige herrschen,
Wenn sie damit triumphirend als ihrer Schöpfung sich brüsten.“ —

„Heinrich der Löwe, ein Fürst, dessen Macht nur mit des Kaisers seiner verglichen werden konnte, der Stammvater des großen Hauses Braunschweig-Lüneburg, der Ueberwinder und Bekehrer der Wenden, durch den theils bei seiner Regierung theils bei seinem Falle die Fürstenthümer Holstein, Mecklenburg und Pommern, die Städte Lübeck und Hamburg und andre Landschaften und Städte mehr das geworden sind, was sie sind; ein Herr von großen persönlichen Eigenschaften, von sonderbaren und rührenden Schicksalen“, der seine Länder verlor und zum Theil wieder bekam, der hier- und dorthin zu Hilfe ziehen sollte, aber zu seinem Unglück nicht wollte — ein solcher Fürst kann eine Anzahl Schutzgeister verschiedner Art für und gegen sich in

Bewegung setzen, die nicht zum Schmuck, sondern zum Wesen der epischen Handlung gehören, uns interessiren und Alles beleben.

Man wird einer deutschen Bibliothek es gern erlauben, daß sie über ein Fragment von zween Gesängen so ernsthaft spricht, wenn man bedenkt, daß dies Fragment nichts minder als eine Epopöe, und zwar über einen deutschen Helden, sein soll — eine seltne Nationalerscheinung im doppelten Verstande. Dagegen schweigen wir

2. von den Bemühungen Irenens und der Liebe völlig: es ist in allegorisch-moralisch-epischem Geschmack und zum Glück nicht lang.

3. Briefe und vermischte Sachen. Diese sind das Beste in diesem Bande. Einige kommen wirklich den Horazischen Briefen nahe, untermischt mit kleinen Fabeln, launischen Gesprächen und moralischen Sentenzen in fließenden Reimen. Aber dies sind auch nur einige, die so durchaus schön sind; worunter wir auch einige Uebersetzungen rechnen. Freilich verlieren Gedichte dadurch nichts, daß sie Gelegenheitsgedichte sind — ein Wort, an das wir uns unbilligerweise stoßen, und das doch die besten Poesien der Alten und Neuern in sich begreift. Hat aber ein Gedicht weiter keinen Werth, als daß es Empfindungen besingt, das ist, daß es ein Gelegenheitsgedicht ist, so kann es in seiner Privatbeziehung schätzbar sein; aber fürs Publicum ist es nicht.

4. Die Erzählungen sind sonst schon gedruckt, fließend, aber ohne eignen Ton, und nur vier.

5. Oden. Hier können wir geradezu sagen: keine Oden! Wie kann man auch ein Original in Allem sein? Der Herausgeber sagt das geprüfte Urtheil, das wir für mehrere deutsche sogenannte Odendichter hinschreiben: „In einigen dieser Gedichte wird sich hin und wieder ein gewisser Schwulst verrathen, eine Zusammenhäufung von Bildern, die nicht immer am rechten Orte stehen, die sich in einander verlaufen, oder die nur halb ausgedrückt sind. Der Verfasser war hievon eine Zeit lang als von Pindarischen Zügen eingenommen. Er ist aber hernach ganz davon zurückgekommen und hat selbst diesen Zeitpunkt in seiner Denkungsart die Zeit seiner Dunkelheit genannt. Doch sind auch in den benannten Gedichten ausnehmende Schönheiten.“ Vielleicht — aber Odenschönheiten haben wir keine gefunden; es sind einige von

ihnen correcte Strophengedichte, die schöne Gedanken und Bilder versificirt enthalten.

6. Cantaten. Man wird einige in Composition kennen, z. B. Phyllis und Thyrsis, neulich von Bach, Cephalus und Prokris, schon vorher von Scheibe componirt. Einige dieser Stücke sind schätzbar, da Deutschland noch so wenig, recht wenig musicalische Dichter aufzeigen kann, sie haben auch alle einen gewissen sanften Fluß der Versart; aber daran zweifeln wir, wenn wir unserm Ohr trauen dürfen, daß Schlegel's Poesie sich biegsam gnug der Tonkunst anschmiege, oder daß in ihr der hohe musicalische Wohlklang den poetischen belebe.

7. Anakreontische Stücke. Sollen diese Stücke einen Charakter haben, so müßte es bei den meisten eine schöne trockne Einfalt und ein sanftes Fließendes sein, das fast durchgehends sich trochäische Verse wählt. Die Eintönigkeit und Schwere rührt bei manchen offenbar aus dem gereimten Silbenmaß her; denn, wie uns dünkt, haben es die neueren Anakreontischen Dichter sehr vortheilhaft unterschieden, daß sie kleine Phantasien in dem sogenannten Anakreontischen Silbenmaß ohne Reim vortragen und blos die Empfindungen und Einfälle in Lieder reimen, die vom Reime Schönheit hernehmen.

8. Die Kleinigkeiten übergehen wir, und

9. von den historischen Abhandlungen scheinen uns die Gedanken über die Achtserklärung Heinrich's des Löwen nicht tief gnug in die damalige Verfassung von Deutschland zu blicken; die Geschichte Heinrich's wird dies vollständiger thun. Gerechter sind die Anmerkungen über die Ausschließung der Prinzessin Blanca von der Thronfolge in Castilien, die diesen Band schließen.

Jeder sieht, daß in diesem Theile viel Schönes sei, insonderheit in dem Felde, wo Schlegel's Muse weidet, in lehrenden Betrachtungen; allein das wird man auch nicht verkennen, daß eine reiche Einbildungskraft und ein schöpferischer Geist zu Erdichtungen nicht seine größten Talente gewesen, daß Vieles nach der Jugend und dem Gottschedischen Zeitpunkte schmecke, und daß das Meiste mehr einem guten als großen Dichter gehöre. Wir urtheilen mit der Unparteilichkeit, die wir der Asche eines so theuren Schriftstellers schuldig sind; wer Schlegel in seinen theatralischen Stücken,

in seinen Abhandlungen und in seinen Horazischen Briefen zu schätzen weiß, wird es ihm leicht verzeihen, daß er kein Odendichter oder kein Anakreontist vom ersten Range ist.

Der Herausgeber verspricht uns im folgenden letzten Theile das Wochenblatt Der Fremde und das Leben seines Bruders.[1]) Wir sehen das letztere als ein Geschenk an, weil es uns eine Einleitung und gleichsam ein Commentarius perpetuus über seine Schriften, über die Richtung und die Falten seiner Denkart sein kann. Das Leben eines Gelehrten und eines Genies ist vielleicht das Leichteste zur Biographie, wie sie sein soll; nur müßte man sein eigner Biograph werden, oder der Geschichtschreiber müßte uns so kennen wie ein Bruder den andern.

Christ. Adolphi Klotzii carmina omnia.
Editio emendata et nova. 1766. 100 Seiten 8.[2])

Am Kürzesten kämen wir weg, wenn wir folgende Worte eines deutschen Kunstrichters, statt zu recensiren, hinschrieben, die doch wahr sein müssen, weil sie dreist gesagt sind:*) „Die Nachahmungen des theuren Herrn Klotz sind nachgemachte Straußbündel von römischen Blümchen und Specereien, denen ein besseres Schicksal vorbehalten war, als unter der Hand allmannischer Freibeuter zu verdorren." Allein Machtsprüche von der Art sind öfters vorgefaßte Meinungen, die man hinschreibt, weil man den theuren Herrn Horaz nur aus den Schulen und den theuren Herrn Klotzius nur von Titel her kennt, und so leicht wollten wir's uns nicht machen. Wir lasen, hielten zwo Ausgaben zusammen, nachgeahmte Stellen gegen Horaz, die Nachahmungen gegen andere und schlossen endlich mit dem Urtheil: Klotz ist ein Kenner des Horaz, sein Liebling in der Laune und sein Nachahmer, wie es in einer längst ausgestorbenen Sprache möglich ist. Wir wollten zwar

*) Merkwürdigkeiten der Literatur, zweite Sammlung. — H.

---

1) Ein fünfter Theil erschien 1770. — D.
2) Daselbst S. 224 ff. Vgl. Herder's Werke, XX. S. 290 f. — D.

diese Aussprüche in das Ehrenwort zusammenziehen: neuere Antiken; allein wir waren zu diesem Wort zu blöde. Unter vielen Ursachen auch deswegen, weil das ja nicht zur Antike gehörte, den Marmor und die Instrumente aus Griechenland zu holen, wenn man sie in seinem Vaterlande besser haben kann; und überhaupt, weil die ganze Vergleichung leidet. Wir haben unter dem Wort Carmina Oden, Silvas und Sermones von verschiedenem Werth, aber da es die zwote Ausgabe ist, blos von den Worten neu und verbessert Rechenschaft zu geben, und setzen voran, daß wir diese Gedichte nicht als Originale, sondern der Denkart, Composition und Sprache nach blos als künstliche Nachbildungen ansehen und sie also höchstens in die dritte Classe poetischer Werke setzen können.

Ode 1. Ad amicos meos. „Amor giebt dem Dichter die Zither, um von Liebe zu singen: er hat gesungen, übergiebt die Zither seinen Freunden; ihn soll eine ernsthaftere Muse empfangen: er will ruhig leben und sterben, und Freunde sollen sein Grab mit Blumen bestreuen.“ Man sieht, die Einkleidung der Ode ist alt und oft gebraucht; allein der Gang ist Horazisch, und die Theile machen ein Ganzes aus. Die Ursache aber, warum er seine Muse verändert, ist ziemlich deutsch:

— — Nunc veteres delicias ego
A Junone nova compede pronuba
Vinctus qui repetam lyra.

Ode 8. Ad Fridericum Augustum. „Er wünscht den König in sein verheertes trauerndes Land zurück, und Alles, selbst der Dichter, wird sich freuen.“ Man wiederhole mein voriges Urtheil und setze dazu, daß an ein paar Stellen die Ode zu prosaisch zu werden scheint.

Ode 9. De bello. Beinahe würden wir dieser Ode den Vorzug vor allen dazugekommenen geben. „Warum schweigt Alles so traurig? Es ist Krieg, Kriegsgeschrei, Blutvergießen, Hunger. Wie wird einst ein Landmann staunen, wenn er Schwerter und Knochenhaufen aus der Erde graben wird! Seine Kinder wird er sammeln, ihnen die traurige Geschichte seiner Vorfahren erzählen, die Gebeine verscharren und die Waffen

Tergo auferet secum et trepida manu
Fumo nigris in postibus aedium

Affiget, horrorem ad nepotum
Opprobriumque patrum perenne.“

Diese Fiction und natürliche Digression ist zwar wieder nicht neu, aber bis auf einen mißlungnen Perioden schön erzählt.

Ode 10. „Der Kurfürst kommt zurück; Dresden, freue Dich! er weint über die sächsische Verwüstung:

Sint orbe toto ipsaque vita
Hae lacrimae tibi cariores.

Mit ihm kommt der Ueberfluß, die Musen, Gerechtigkeit und Treue; ja, Sachsens Genius kommt von den Wolken zurück!“ Die letzte Erscheinung ist überraschend.

Ode 11. 12. Dresden und Sachsen spricht über den vorigen Gegenstand.

Unter die Wälder sind die Elegien der vorigen Ausgabe gebracht, einige Stücke voll Horazischer Wendungen dazugekommen; die Satiren sind dieselben. Die Ausbesserungen betreffen theils die Composition der Bilder und die Stellung des Perioden, theils einzelne Zusätze. Sie sind nicht häufig, aber meistens glücklich; wir sagen meistens; denn wenn das Bild schon da steht, so ist's schwer, die Figuren umzurücken. Ein Beispiel:

Vidi, nepotes, credite, credite,
Vidi sedentem nuper ad Albidos
Germaniam ripas nefandum
Exitium patriae dolere.

So fing die 5. Ode an; jetzt ist die 14te so geändert:

Vidi sedentem, credite, credite,
Ripas ad Albis nuper et humido
Germaniam vultu nefandum
Exitium patriae dolere.

Ist sedentem das Wichtigste, was mir bei dem Bilde zuerst ins Auge fällt? ist das zweifache credite hier eine Schönheit? ist das exitium patriae dolere nicht etwas nüchtern, wenn die folgende ganze Strophe durch das vultu humido noch umschrieben und alsdann noch einmal queritur wiederholt werden muß? Hier ist Horazens Vorbild, der Leser urtheile:

Bacchum in remotis carmina rupibus
Vidi docentem (credite, posteri)
Nymphasque discentes et aures

Capripedum Satyrorum acutas.
Evoe! recenti — —[1])

Wir vergessen aufzuhören! hier ist Alles voll, Alles an seiner Stelle; das Bild zeigt sich nach und nach, wie wir's erblicken würden; hier steht kein sedentem, kein nuper; hier kann das credite, posteri nicht um ein Wort verrückt werden; in vier Versen bereitet uns der Dichter, das Evoe! mit ihm zu singen: hat uns aber Klotz in seinen vier Versen schon ein Eheu! ausgepreßt?

Ein Beispiel ist gnug von den Verbesserungen der Bildercomposition; jetzt eins von den kleinern Zusätzen dieser Ausgabe. Der folgende muß uns ins Auge fallen; denn er ist S. 100 eben am Ende der letzten Satire:

Goetzius Hamburgi clamoribus omnia complet,
Voce tonat rauca, turris templumque tremiscit.

Hier kommt es uns sonderbar vor, den Namen zu finden, da alle seine vorigen Helden Bibulus, Birrus, Titius u. s. w. heißen, nur auf einmal erblicken wir statt des Titius: Götzius und statt des Birrus: Ziegra;

Idem amens chartas et vana diaria legit,
Qualia bellipotens Hamburgi Ziegra, pusillus
Natus et infausto coeli sub sidere scribit.

Wir kehren also zur Vorrede zurück und finden: Liberius si dixerim quid, nec veniam oro nec caussam meam contra duriores judices defendo: non recito cuiquam, nisi amicis.[2])

Uebrigens unterscheidet sich diese Ausgabe durch Vignetten, die von antiken Steinen genommen, aber sonst schon bekannt sind.

Christ. Adolphi Klotzii opuscula varii argumenti. Altenb. ex officina Richter. 1766. 330 Seiten in groß 8.[3])

Zuerst zeigte sich Herr Klotz durch kleine niedliche Werkchen, in denen blos die Einkleidung, die feine Kenntniß der lateinischen Sprache und die Horazische Ader schätzbar war, ohne

1) Carm., II. 19, 1—5. — D.
2) Hor., Sat., I. 4, 73. — D.
3) Band V, 2. Stück, S. 74 ff. — D.

daß man dieselben als materielle Beiträge zur Literatur hätte ansehen können. So waren seine Mores eruditorum, Genius seculi, Ridicula literaria, Opuscula poetica: Stücke, die man als schöne Blüthen, nicht aber als nutzbare Früchte betrachten konnte. Man wünschte von ihm eigne kritische Abhandlungen, da man von seiner Belesenheit und dem feinen antiken Geschmack viel erwartete; er hat einige geliefert, unter denen wir diesen Opusculis ohne Anstand den Preis geben. In dieser Sammlung von zwölf kleinen Stücken werden die Liebhaber der Philologie, der griechischen und lateinischen Musen einige so schöne Aufsätze finden, daß sie sie ohne Streit nutzbare Fragmente zur Kritik des Schönen heißen werden.

Wir springen auf einmal in die Mitte. Das sechste Stück, von der glücklichen Kühnheit des Horaz, legt die Stelle des Quintilian[1]) zum Grunde: At Lyricorum idem Horatius fere solus legi dignus. Nam et insurgit aliquando et plenus est jucunditatis et gratiae et variis figuris et verbis *felicissime audax*, und ist zu diesem Dichter eine schöne Einleitung. Wenn daher Klotz seine Abhandlung beschließt: Utinam vero hac opera faciliorem jucundioremque Horatii lectionem reddidissemus juventuti! so können wir diese Worte ändern: At vero hac opera nobis quidem jucundiorem illius repetitionem reddidisti; utinam et juventuti frequentiorem! Hätte ich dieses Stück irgendwo ungedruckt im Manuscript liegen gefunden, wie hätte ich geeilt, um mir dasselbe größtentheils in meinen Horaz einzutragen, und dies mit einer süßen Mühe!

Nicht ohne Ursache unterstreiche ich das Wort größtentheils; denn die Einleitung, daß es eine doppelte Kritik gebe, hätte ich schon mit den Augen übersprungen; die Betrachtung, daß die Eigenschaften Kühnheit und Glück den alten Schriftstellern häufig beigelegt werden, wäre ich durchlaufen und nochmals durchlaufen, weil in dieser Sammlung von Stellen fast in jedem Zeugnisse selbst eine glückliche Kühnheit herrscht, gleich als wenn jedes ein redendes Zeugniß sein sollte. Dies sage ich auch von der Rubrik: die Kühnheit ist den Dichtern nöthig, aber gefährlich; sie ist angenehm wegen der angezognen Stellen, aber übrigens bekannt gnug. So ist auch das ingenium Horatii nach den

1) X. 1, 96. — D.

vorigen Worten Quintilian's zuerst schön geschildert; aber die Schönheit liegt mehr im Ausdruck — noch denke ich also nicht an meine Feder.

Der Kunstrichter kommt näher auf Horaz. Er war der erste lyrische Dichter unter den Lateinern, der mit kühnem Schritt auf unbetretne Höhen ging und aus Griechenland einen Lorbeerkranz neuer Art holte. Wir breiten dieses lyrische Neue des Horaz bis auf seine griechischen Silbenmaße aus, die wir hier vermissen, so daß wir auch nicht einmal die prächtige Stelle angezogen finden:

Carmina non prius
Audita Musarum sacerdos
Virginibus puerisque canto.[1])

„Warum hatten die Lateiner so wenig lyrische Dichter?" Auf diese Frage freuten wir uns; was Herr Klotz sagt: „daß die Knechtschaft Genies unterdrücke", sagt er schön; thut das aber dieser wichtigen und noch nie recht aufgelösten Aufgabe ein Gnüge? Ueberhaupt sind die zwei letzten Stücke: Horaz war der erste und fast der einzige lyrische Dichter in Rom, gar nicht ausgearbeitet.

Jetzt fängt sich erst der gute Theil der Abhandlung an. Horaz ist kühn in den abgebrochnen Anfängen seiner Oden, in den langen Digressionen, den feurigen Sprüngen, in der verworfnen Wortordnung und den Uebergängen über die Strophe. Seine zweite Art von Kühnheit zeigt sich in den edlen, hohen und prächtigen Sentenzen, wozu auch das Lob August's und die Lobsprüche auf sich selbst gehören. Die dritte Art liegt im Ausdruck und zeigt sich in kühnen Figuren, seltnen, antiken und neuen Worten wie auch in griechischen Constructionen. Hier würde unsre Feder selten geruht haben: überall erscheint ein Mann, der seinen Horaz gelesen, verdaut und ganz inne hat; überall eine Menge von Beispielen, die immer triftig sind, obgleich jede Rubrik ansehnlich vermehrt werden könnte; überall der feine Geschmack, der den ganzen Horaz gefühlt und zu kosten giebt. Aber das denke Niemand, daß, wer diese Abhandlung gelesen, auch den Horaz lebendig und innig kenne. Blos zum Lesen soll diese Schilderung bereiten; und nur durch das eigne Stu-

1) Carm., III. 1, 2–4. — D.

diren schmeckt man tausend feine Schönheiten, die dem Kunstrichter entgingen, oder die er nicht ausdrücken kann.

So sehr wir diese Abhandlung loben, so müssen wir doch sagen: sie ist unvollendet, selbst wenn wir sie blos philologisch betrachten. Nun fehlen uns aber noch die beiden nützlichsten Stücke, der philosophische und praktische Theil derselben. Wir schämen uns nicht vor dem Wort Philosophie, weil wir diese Sache nicht so geringe schätzen als Herr Kloß an verschiednen Orten; wir fordern auch einen praktischen Theil, weil wir voraussetzen, daß man den Horaz nach seiner angebornen Sprache und Situation nachahmen müsse. Ohne diese zwo Zugaben sind einzelne philologische Anmerkungen arena sine calce und noch immer von der Anwendung und Nutzbarkeit zu entfernt.

Wir gehen also Herrn Kloß nach, um seine zerstreuten Perlen aufzufädeln. Warum sind die abgebrochnen Anfänge einiger Oden so natürlich, da andere einen leisern Schritt nehmen? Setzt dies Abgebrochne des Anfanges eine Reihe von Gedanken voraus, so stünde hier eine Beherzigung am rechten Ort: wie genau man sich in diese Gedankenreihe und Lage von Vorfällen setzen müsse, um begeisternd und nutzbar zu lesen; eine Materie, die man aus vielen Beispielen beweisen kann, und die man doch oft vergißt. Bei dem zweiten und dritten Stück, den Digressionen und Sprüngen, würde ich unmöglich Home's*) Einwurf vergessen haben: „Im Horaz nimmt sich kein Fehler mehr aus als der Mangel an Verbindung; die Beispiele davon sind unzählbar." Diesen Einwurf würde ich nicht so kurz abgefertigt haben als viele Kunstrichter; ich hätte mich befleißigt, das Wort Ausschweifung und Sprung mehr auf die Natur der Begeisterung zurückzuführen, um vielleicht etwas Anders darunter zu verstehen, als frostige Leser und regelmäßige Nachahmer sich abzirkeln. Die verworfnen Wortordnungen würde ich genauer auf die Natur der Sprache reduciren, um es zu unterscheiden, wo es der Gedanke, der Wohlklang, die Composition der Bilder und das Silbenmaß gefordert; denn oft kann Kühnheit eine Tapferkeit aus Vorsatz, oft ein Muß sein. In den Strophenübergängen würde ich den Römer gegen die Griechen gestellt, die Gesetze der Sprache, der Phantasien,

*) Home's Grundsätze der Kritik, Cap. I. — H.

des lyrischen und musicalischen Silbenmaßes untersucht, es geprüft haben, ob es Schönheit oder Licenz sei; am Mindesten aber würde ich alle Einwürfe so abgefertigt haben: certe Grammaticorum filii hanc legem tulerunt. In den Sentenzen, Figuren und kühnen Worten würde ich die Kühnheit des Horaz mehr subjectivisch behandeln; nicht blos das Kunststück zeigen, sondern zu bemerken suchen, warum und wie weit der Künstler so verfahren mußte; denn jenes findet der Leser selbst, auf dies muß er aufmerksam gemacht werden.

Nun käme der praktische Theil der Abhandlung. Vor allen Dingen würde ich im Quintilian das Wort *aliquando* (Horatius insurgit aliquando) nicht überhüpfen oder gar, wie Barth, für eine falsche Lesart erklären. Ich würde dem alten bescheidnen Kunstrichter zufolge die Poesie des Horaz nicht für die Schranken aller lyrischen Kühnheit ansehen und es aus unsrer Denkart und Stufe der Cultur wahrscheinlich zu machen suchen, daß er, zum Trost der Odendichter, nicht alles Glück der Odenschwünge erschöpft habe. Ich würde mir mehr Mühe drum geben, wie bescheiden er die Kühnheit der Griechen nur von ferne nachgeahmt; wie viel Vorrechte er als der erste kühne lyrische Sänger in Rom hatte. Und nun kommt das große Feld: wie weit sind ihm die Neuern an Kühnheit ihrer Nachbildungen nahe gekommen? wie weit verbietet es die Zeit, ihm vorzufliegen oder ihn zu erreichen? Betrachtungen, wo überall die Parallele zwischen Urbild und Copie statt Beispiel und Erläuterung sein müßte. Dies Alles hat Klotz in seinen Libellum de audacia Horatii nicht einschließen wollen.

Aus der Mitte thun wir einen Sprung ans Ende des Buchs: von der Bescheidenheit Virgil's, eine Abhandlung, wobei uns drei Excursus lockten. „Von den Sitten der Schäfer in den Eklogen des Virgil's." Wir lasen mit Vergnügen, wo sich seine Schäfer gut ausdrücken, und wo nicht; aber wir wandten das Blatt, es war zu Ende. Nun war ich mit mir selbst unzufrieden, daß ich in einem Klotzischen Excursu eine vollendete Materie erwartet hatte. Auf das kleinere kritische Hausgeräth können wir uns nicht einlassen; sonst würde sich manches Zweifelhafte zeigen, weil Klotz manches Neue in diesen Discursen sagt.

Jetzt wanderten wir also zurück und verglichen die Prolusion: De populari dicendi genere, mit einigen Bearbeitungen dieser Materie von andern Verfassern; denn wenn die neuere

Zeit der Literatur auch keinen Ruhm verdiente, so ist's immer der, den Vortrag der Wissenschaften faßlich einzurichten. Verschiedne Schriftsteller haben dies Süjet von verschiednen Seiten betrachtet; Vergleichungen und Aufsätze hierüber würden aber hier zu weitläuftig fallen. Daher kehre ich zum Anfange zurück, Pro Lipsii dicendi genere, das erste opusculum in diesem Bande.

Der Recensent hat von je her sehr viel von diesem Schriftsteller gemacht und seine Schreibart den Manutiis und Bembis immer vorziehen mögen; er giebt also der Meinung völlig Recht, daß in dem Stil des Lipsius mehr Nerven anzutreffen seien als in seinen lieben Ciceronianischen Zeitgenossen. Dies ganze Stück: man müsse den Cicero nicht blind nachahmen, wird Jeder mit Vergnügen lesen; gegen das andere: man müsse sich selbst einen lateinischen Stil bilden, hatte der Recensent zwar Einiges; er vergaß es aber und ging zu den Rettungen fort, über die Kürze, alte Wörter, Dunkelheit, Einstreuung der Verse, Verderbung des Geschmacks, die man dem Lipsius vorgeworfen. Nun schloß er, überdachte die Materie und — setzte folgende kleine Noten dazu, die ihm über diesen Aufsatz einfielen:

1. Es ist eine mißliche Sache um das Wort pro! Freilich sind die Ankläger des Lipsius, die Herren Scioppius, Maresius, Vossius, Morhofius, Stephanus, Velserus, Pontanus, Scaliger, und wie sie mehr heißen, selig entschlafen und lassen sich also ziemlich kurz abweisen; aber bei einer Vertheidigungsschrift nimmt jeder Leser Partei gegen den Angeklagten, um urtheilen zu können, ob sein Advocat ihn gut vertheidigt. Nun fällt mir Leibniz ein, von dem es bekannt ist, daß eine Abhandlung wider die lipsianisirenden Schriftsteller zu seinen unausgeführten Planen gehöre; ich stelle mir vor, wenn er diese Akroase läse, würde er zufrieden sein, wenn man Lipsius gegen Dunkelheit schützen will, und sagt: obscuritas est vel objectiva vel subjectiva — würde ein Leibniz damit zufrieden sein?

2. Wenn ich den Titel: pro Lipsii dicendi genere, lese, so denke ich natürlicherweise Lipsius' Schreibart überhaupt in allen seinen Werken. Und wie vielfach sind diese bei Lipsius! Kann ich mich hier wol darauf einschränken, seine Briefe zu citiren? oder werde ich mich nicht nothwendig ins Detail herablassen müssen, wie sich seine Schreibart zu

seinen kritischen Werken, seiner Politik, Weltweisheit, den Briefen, Gedichten, der Satire passe? Alle diese Arten des Vortrages kann ich ja nicht über einen Kamm scheren, und Klotz redet für Lipsius, als hätte er blos Briefe geschrieben.

3. So wie ich fragen kann: „Wenn Du diesen Schriftsteller beraubst, warum mußt Du ihn, wie ein Araber, ganz plündern?“ so kann ich auch fragen: „Wenn Du ihn vertheidigst, warum mußt Du ihn nun ganz und gar vertheidigen und allen seinen Anklägern nichts lassen?“ Unparteiisch zu reden, wählt sich auch hier die Wahrheit die Mittelstraße; aber wie schwer ist's, diese Mittelstraße zu treffen und abzuzeichnen! Es ist ungleich schwerer zu sagen: „So weit hat der Gegner Recht und weiter nicht; so weit ist Lipsius fehlerhaft, so weit aber lobenswürdig!“ dies ist schwerer auszumachen, als ihn in einer lateinischen Redübung vertheidigen. Gewisse Schönheiten des Stils sind wirklich gegen einander contrastirend und ausschließend; die Ciceronianische Schreibart hat Vorzüge, die die Lipsianische nicht hat, und diese kann wieder in Fehler fallen, davon jene frei ist.

4. Wenn ich Lipsius mit seinen Worten vertheidigen wollte, würde ich mich an einigen Briefstellen begnügen und die Worte hinschreiben: Vellem, ipse Lipsius accusatoribus suis respondisset? Freilich war Lipsius zu bescheiden, so viel Bogen mit Streitschriften anzufüllen, als wenn sonst zwei andre Critici sich bis auf Tod und Grab verfolgen. Aber desto sorgfältiger würde ich auf kleine eingestreute Vertheidigungen sein und ja nicht die Vorrede vor seinen Politicis vergessen, wo Lipsius für seine Schreibart mehr sagt auf zwei Blättern als ein Andrer gegen ihn auf zween Bogen.

5. Lipsius war in seinem Stil immer ein Phänomenon; von Ciceronianern gebildet — in seiner Jugend und in seinem ersten Aufsatz selbst ein Ciceronianer — lenkte er jetzt auf einmal ab und schuf sich seinen Stil. Hier würde ich es also auf ihn deuten, was der Verfasser des Gesprächs: Ueber den Verfall der Beredsamkeit, vom Cassius Severus sagt: Flexit ab illa vetere Ciceronis atque dicendi via directa; non infirmitate ingenii, nec inscitia literarum transtulit se ad id dicendi genus, sed judicio et intellectu.[1]) Auf diese Gründe seiner

1) Tac., Dialogus de oratoribus, 19. Dort steht: illa vetere atque directa dicendi via. — D.

Umänderung würde ich zu bringen suchen, seine Lieblingsschriftsteller Seneca und Tacitus nicht blos anführen, sondern den Letzten insonderheit nutzen, um seinen Stil zu erklären; denn ihn hat er nicht blos gelesen, verbessert, herausgegeben, sondern auch seine Politica meistens aus ihm zusammengetragen. Dies Alles gehört ja nothwendig zur Vertheidigung.

6. Noch Eins, und ich schließe: die beste Vertheidigung ist, wenn ich meinen Autor mit seinen Tugenden und Fehlern hinmale. So ist's ohne Zweifel eine Schönheit bei dem Stil des Lipsius, daß sein ganzer Periode in wenig Worten da steht: ganz, kurz, nachdrücklich, ohne Ciceronianische Umschweife. Aber ohne Zweifel ist's ein Fehler, daß die Perioden nimmer verbunden sind; sie drängen sich auf einander, sie sind im lehrenden, beweisenden Vortrage verdrießlich. Halte ich auf diese Art Fehler gegen Schönheiten, so kann ich schreiben, wie ich will. Aber vertheidige ich blos, so ist es so fremde, wenn Klotz in seinem Latein Lipsius durchgängig vertheidigt, als wenn Leibniz ihn in seinem Latein durchgängig getadelt hätte.

Der Raum verbietet mir, nach diesen vier Hauptstücken die kleinern durchzugehen; ich nenne sie blos: 2. Oratio de dignitate, jucunditate et utilitate studiorum humanitatis. Hier wäre es artig, Stellen anzuführen, wie Klotz von einigen Wissenschaften urtheile. 4. Oratio de viris Graecis et Latinis literarum peritis, qui Academiam Jenensem ornaverunt. 7. Observatio de nemoribus in tectis aedium Romanorum. 8. Epistola de minutiarum studio Grammaticorum quorumdam. Das 3te, 5te, 11te, 12te sind Casualstücke, die für uns unbeträchtlich sind.

Wir haben durch unsern Auszug das Urtheil gerechtfertigt, daß diese Opuscula vor seinen übrigen kritischen Schriften den Preis verdienen; denn seinen Vindiciis Horatii sehen wir nicht an, warum Horaz gegen Hardouin vertheidigt werden mußte, es sei denn, weil Christ den Virgil gegen ihn vertheidigt hat. In seinen Homerischen Briefen würde wenig bleiben, wenn man die beiden Hypothesen von der Mythologie und vom Thersites wegnähme, die doch bei einer Prüfung leiden würden. Ueberhaupt wünschen wir von Herrn Klotz irgend eine ausgeführte und vollendete Materie zu lesen; wie groß wär' er, wenn er an Reflexion, allgemeinem Urtheil und philosophischem Geist das wäre, was er an einzelnen Betrach-

tungen, feinem Geschmack, Kenntniß der Alten und schönem Vortrage ist!

Des Herrn Nikolas Dietrich Giseke Poetische Werke. Herausgegeben von Carl Christian Gärtner. Braunschweig 1767. Ein Alphab. 4 Bogen in 8.[1])

In Deutschland ist der Geschmack an der wahren Poesie oder mindstens glückliche Probstücke dieses Geschmacks nicht eben so alt, und in unserm Jahrhundert war Giseke unstreitig einer der verdienten Männer, die durch Versuche und zum Theil Muster der Sprache unseres Vaterlandes ächte Poesie einzuverleiben suchten. Viele von seinen poetischen Stücken finden sich in den Bremischen Beiträgen, in der Sammlung vermischter Schriften, die auf jene folgte, und anderswo; überall aber zerstreut, ohne Namen des Verfassers und unter andern, oft mittelmäßigen Stücken vergraben. Herr Gärtner thut also seinem Freunde, den Freunden desselben und unserm Vaterlande einen Liebesdienst, daß er die Werke seines verstorbenen Freundes sammelt und mit dem Leben desselben begleitet. Die Lebensumstände nebst dem Charakter stehen kurz voraus; alsdann folgen moralische Gedichte, geistliche Lieder, Oden und Lieder vier Bücher, ein Geschenk für Daphnen in funfzehn Gedichten, hierauf Cantaten, Fabeln und Erzählungen, ein Anhang von kleinern Stücken, endlich ein Nachzug von acht Briefen.

Giseke war ein Ungar, aber meistens zu Hamburg erzogen, und da die Zeit seines Studirens in Leipzig eben mit der Zeit zusammenläuft, da durch die Bemühungen sehr verschiedener Schriftsteller von diesem Orte gleichsam eine reinere Sprache ausging, so sind auch alle Werke unsers Giseke mit diesem Charakter der Sprachreinigkeit bezeichnet, und wenn zu classischen Schriften nichts mehr als Sprachreinigkeit gehören soll, so sind sie vor vielen neuern Werken classisch. Nach

---

1) Band VII, 1. Stück, S. 150 ff. — D.

der Zeit, ich meine nach der Zeit, da die Cramers, Gellerts, Schlegels, Rabeners, Giseke u. s. w. den Ton der schönern Sprache angaben, nach der Zeit hat der Stil, sowol der Poesie als der Prose, weit mehr Kunst bekommen: Klopstock, Ramler, Gleim, Dusch, Gerstenberg, Wieland haben die poetische Diction, und in der Prose hat Lessing, Abbt und verschiedene Kunstrichter den Ausdruck, damit ich so sage, angedrungener und nervichter gemacht; unsre Sprache hat sich durch Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen mehr Formen und Manieren des Stils gegeben, aber freilich damit oft auf Kosten ihrer selbst. Der Ausdruck ist oft bis zum Zugespitzten, zum Gekünstelten, zum Fremden, zum Ueberladenen übergetreten, und so werden noch immer die Schriften schätzbar bleiben, in denen zwar mindere Kunst, aber vielleicht eine schöne nachlässige Natur in der Schreibart hervorblickt; diese werden, ja, sie müssen uns schätzbar bleiben, nicht blos als Werke aus der Morgenröthe des Geschmacks, sondern vielleicht als Mittel, zu demselben zurückzukehren. Man lege Lehrlingen zu ihren ersten Vorbildern Stücke vor, in denen aber der Ausdruck auf dem Gipfel der Kunst und auf dem Höchsten ist; über das Höchste giebt es kein Höheres, und wenn sie diesen Gipfel noch überfliegen wollen, wie es unserer Natur sehr gemäß ist, so werden sie nothwendig ins Gesuchte, ins Spielende, in die Meteoren der Schreibart sich verirren müssen. Und unser Zeitalter, wie nahe scheint es diesem Meteorengeschmack zu sein! Nun lege man ihnen aber lieber anfangs die Schriften vor, in denen die Schreibart wie ein klarer Bach fließt, sollte gleich freilich für die Zunge eines neuern Geschmacks der Trank aus demselben wässricht schmecken; man gewöhne sie zu der Simplicität im Ausdruck, zu der Runde des Perioden, die damals Mode war, sollte sie freilich bisweilen an das Weitschweifige und zu Deutliche grenzen — noch immer gut! Kürze, Gedrungenheit, Kunst, Zierrath kann nachher immer hereingebracht werden, wenn nur erst die Grundlage fest ist. Aber mit Kunstschreibart anfangen wollen, macht — Künstelei. Aus Giseke, Cramer's, Hagedorn's und andern Schriften eine Auswahl ist besser zu der ersten Farbe der Schreibart als aus manchen neuern Schriftstellern. In ihnen ist reine Versification, Fluß der Sprache, Ausführung in Gedanken und Bildern, Deutlichkeit und Einfalt — die Grundsäulen eines guten Stils.

Dies ist ein vortheilhafter Gesichtspunkt zu Gisekens Schriften; und manchen wird der zweite noch vortheilhafter sein. Die meisten seiner Stücke haben die Farbe der Religion. Er war ein Lehrer derselben, und vermuthlich war er so gerührt, die Gegenstände in ihrem Licht zu betrachten, daß dies beinahe die herrschende Denkart seiner Gedichte wird. Hieher seine moralischen Poesien, nach Materie einige, andere nach Form. Z. B. Gedanken von der göttlichen Regierung, Empfindung eines Bußfertigen, Uebersetzung von Thomson's Lobgesange, ein unvollendetes Lehrgedicht über das Gebet, Trostschreiben an einen Vater über den Verlust seines Sohns u. s. w.; hieher seine drittehalb geistliche Lieder: über das Leiden Christi, Gebet eines Predigers und Krankheitslied; hieher seine Nachahmung von Psalmen, seine Oden auf Trauerfälle und andere Gelegenheiten. Alle hauchen den Geist der Religion, und manche sind mehr zur Erbauung als viele Stücke, die uns blos auf dem Titel Erbauung predigen. Wir wollen davon nicht reden, daß dieser religiöse Ton seinem Herzen Ehre macht, sondern nur zu dem Zweck unserer Recension anmerken, daß er freilich seinen Gedichten viele Würde und Einfalt gebe, insonderheit wenn er mit den Worten der Schrift spricht; daß er aber auch zuweilen die Sprache des Theologen und des Predigers zu sehr in die Sprache des Christen und Andächtigen bringt. Daher kommt's, daß seine moralischen und noch mehr seine lyrischen Gedichte manchmal unvermerkt in das Orientalische in Bildern und Ausdrücken sich hinbiegen, das Kanzelsprache ist und nichts mehr. Ferner, sein Herz war den Empfindungen der Freude offen, und die Freundschaft ist's, der auch die meisten seiner Gedichte geopfert sind: ein Opfer auf ihren Altar, nicht blos dem Inhalt, sondern dem Ton nach. Ein Schreiben über die Zärtlichkeit, über den Einfluß des Geschmacks in die Freundschaft; viele Oden, das ganze Geschenk an die Daphne, die Briefe, kurz, der größte Theil des Buchs ist der Freundschaft heilig. Sanfte Empfindungen wallen, wie die Silberwellen an einem stillen Abende, in der Seele des Dichters auf, und seine Gedanken, seine Worte, seine Verse fließen wie Honig von seinen Lippen herunter. Süße Zärtlichkeit ist seine Muse, die ihn und den gleichgestimmten Leser begeistert; denn bei manchen seiner Gedichte und insonderheit bei dem Geschenk an seine Daphne

wird der empfindungsvolle Jüngling wünschen: „daß ich solch einen Freund, daß ich solch eine Daphne hätte!“ Aber das wollen wir dabei nicht entsprechen, daß dieser jammernde und stille Ton der Freundschaft nicht etwas Einförmiges und Schläfriges auf seine Gedichte ausbreiten und eine Art von schlummernder Ruhe manchmal wirken sollte, insonderheit wenn man als Dichter liest. Und als solcher muß man doch lesen, und als solcher soll doch in poetischen Werken Giseke unter Andere gestellt werden? Wohin nimmt nun die Sache den Ausschlag? Ein großer Dichter ist Giseke eben nicht; so rein, so classisch, so erbaulich, so moralisch, so freundschaftlich, so sanft empfindend wir ihn gezeigt haben, ein großer Dichter eben nicht!

Nicht in moralischen Gedichten, in denen uns Haller und Withof schon mehr zu Philosophie, Hagedorn mehr zu Horazischer Charakterschilderung und Dusch beinahe zur Präcision eines Pope gewöhnt haben. Unser Dichter hat, wie gesagt, einen Fluß an Gedanken, Worten und Versen bis zum Neide; er kommt aber nur hie und da auf außerordentliche große Gedanken, und hie und da auf Bilder bis zum Erstaunen; indessen auch von diesem hie und da stehen Beispiele hier. S. 4:

„Dann wird in näherm Glanz ihm (dem Menschen) Deine Gnad' erscheinen,
Und er von Dir nicht mehr nach Vorurtheilen meinen;
Dann stört sein Murren nicht der Welten Lobgesang.“

So betet der Dichter zu Anfang seines Gedichts Ueber die göttliche Vorsehung, aus dem ich aber auch nichts mehr als diesen Gedanken anzuführen wüßte. Ebenso wenig aus den Empfindungen eines Bußfertigen, die ein schönes Lento von biblischen Worten sind. Der Lobgesang nach Thomson ist bereits bekannt und gepriesen gnug, und der Versuch vom Gebete in Hexametern ist abgebrochen und eben da abgebrochen, wo wir das Meiste hoffen konnten. Der allgemeine Anfang von der Nothwendigkeit und Vernunftmäßigkeit des Gebets mußte nothwendig tief in die Philosophie hineingehen und konnte also unserm Verfasser nicht so gut gelingen, als ihm die speciellern, und daß ich so sage, menschlichern Betrachtungen gelungen waren. Indessen hat auch

dieser Anfang schöne Stücke, wie z. B. S. 35 die Schilderung der Spinozistischen Gottheit,

„Die dem Bernis in seiner einsamen Grotte
Schrecklich erschien, als sie schnell ein blasses Feuer erfüllte
Und vor seinem bestürzten Auge die Welt zu vergehn schien.
Durch die Lüfte rollten die Stern' in vermischtem Getümmel
In der finsteren Nacht verirrt durch einander. Vergebens
Hielten die Wirbel sie. Schon droht Alles in Abgrund zu sinken.
Nur der Barde blieb ruhig in seiner Freistatt und sah sich
Unerschrocken in ihr vom entsetzlichen Chaos umfangen.
Gott, Du schenktest ihm Muth, die schreckliche Nacht zu ertragen!
Plötzlich gab ihm den Tag ein Donnerschlag wieder, und mit ihm
Stieg aus den Trümmern der Erd' ein unermeßlicher Riese,
Eine Welt an Größe, hervor; an Gestalt ein Kolossus,
Schrecklich dem Aug' und doch nach Ebenmaßen gebauet.
Sein gewaltiges Haupt war ein Gebirge, die Haare
Wälder, sein schreckendes Aug' ein entzündeter Feuerofen
Oder ein flammender Abgrund. In einen Körper verwandelt,
Stand vor dem Dichter die Welt. In seinen kleinsten Gefäßen
Flossen die Bäche gemächlich, und durch die schwellenden Adern
Brauste das Weltmeer dahin. Sein Kleid war der Schleier der Lüfte;
Also träumte Spinoza sich Gott."

Ebenso schrecklich ist die Verwirrung geschildert, die ohne Vorsehung in der Welt sein würde, und überhaupt ist das Gedicht als Fragment schätzbar, wenn gleich nicht von seiner philosophischen Seite. Die folgenden stillern moralischen Gedichte, Vom Werth der Wissenschaft, Vom Einfluß des Geschmacks in das menschliche Leben, sind mehr nach der Laune unsers Verfassers und voller schönen Stellen.

Von den Oden und Liedern kommen der Frühling, der Herbst, der Winter unter die malerischen Gedichte; die meisten derselben sind von einer Situation des Lebens hervorgebracht, aus welcher sie denn auch den meisten Werth her-

nehmen. Die meisten an Daphne hat ihm die Liebe dictirt, und keiner überhaupt fehlt es ganz an schönen Zügen, nur allen überhaupt an dem wahren Odenschwunge oder an dem völligen lyrischen Gebäude, das uns in den Alten das Auge erfüllt. Wir wundern uns auf der einen Seite über das Glück des Dichters, sich sogleich in jede Denkungsart hineindenken und jetzt mit Klopstock in seinem Silbenmaße sowie in seinen Sprach- und Empfindungsformen, jetzt mit Cramer in dessen Silbenmaße und in dessen Bilder- und Periodenmanieren, jetzt mit andern Refrains- und Casualdichtern singen zu können. Auf der andern Seite aber bemerken wir, daß er weder selbst Originalmanier habe noch in einer dieser Manieren vorzüglich der Zweite sei, vermuthlich, weil er sie alle so glücklich nachgeahmt.

Wo Giseke noch zum Ersten eigenen Ton hätte, wäre in seinen Fabeln und Erzählungen, da er die Versification nicht blos bis zum Fluß, sondern oft bis zum Ueberfluß in seiner Gewalt hat und überdem eine wirklich Fontainische Lustigkeit anbringt. So lassen sich diese Fabeln noch immer jetzt so gut lesen, als sie sich in den Bremischen Beiträgen lesen ließen. Ueberhaupt lassen wir Deutsche von einem neuen Muster, von einem neuen Kritikus uns zu sehr stimmen und sind dann oft zu unbiegsam, etwas ältern Mustern ihre völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seitdem Lessing mit seiner Art zu fabeln hervortrat und noch mehr diese fabelnde Muse als die Muse des Aesop's aufzuführen wußte; seitdem er die Einfälle und die Versification für einen fremden Schmuck der Fabel hat erklären wollen, weil er selbst dieser Lustigkeit entsagte: seitdem sind manche Kunstrichter geneigt, von keiner Fabel beinahe wissen zu wollen, die von dieser epigrammatischen Kürze Lessing's abweicht. Unbillig für den Fabeldichter! unbillig für die Muse des Apologus, die ihre manche Arten zu erzählen hat! die jetzt unter Scherzen des Lafontaine und jetzt in der Einfalt Aesopus', jetzt mit der Naiveté des Gellert's und jetzt durch einen Lessing'schen Einfall lehren will. Und wer nach der Lessing'schen Theorie Gisefen unter den Fabelndichtern nicht leiden will, der mag es thun! Giseke findet immer Platz unter den Dichtern der Erzählung. Sollte er auch zuweilen sich zu sehr ausreden und etwas matt werden, so weiß man, daß bei den Erzählern im gemeinen Leben eine solche Pause gute

Wirkung thut, und warum nicht auch in schriftlichen Erzählungen, wenn man liest, um sich zu unterhalten?

Von den wichtigsten Sachen haben wir Nachricht gegeben, und wir schließen mit einer allgemeinen Anmerkung. Da Gärtner bei den Stücken, die er gesammelt hat, die Zeit bemerkt, wann sie verfertigt sind, und wir schon von Gisefen anführten, wie leicht es ihm geworden, sich in den Ton eines Andern hineinzudichten, so sehen wir, wie sehr sich seit einiger Zeit die Sprachform unsrer Poesie verändert. Ich sage die Sprachform; denn freilich, soferne die Sprache ein Ausdruck von Gedanken ist, so bleibt sie an sich, was sie war, und richtet sich nach jedem eigendenkenden Schriftsteller; die Grundlage ihrer Grammatik läßt sich auch nicht verrücken, aber was den Ton der Schreibart anbetrifft, dieser kann von Silbenmaß, Zeitgeschmack, Lieblingswendungen einiger Hauptdichter u. s. w. ungemein verändert werden. Man nehme einzelne Bogen aus unserm Dichter: wer wird in den Stücken von 1745 und in denen von 1763, 1764 einen Verfasser erkennen? Da, wie gesagt, Giseke in keiner Dichtungsart eigenen Ton, Originalmanier zu haben scheint; da er sich überall in den Ton eines Andern, aber sehr glücklich hineingedichtet hat: so läßt sich bei ihm, als einem Nachahmer von der ersten Classe, dieser veränderte Zeitgeschmack in der Diction vielleicht offenbarer bemerken als in der originalen selbst; wenigstens wird bei Gisefen der Contrast der Farbe sichtbarer, weil doch die Grundfarbe immer Gisekens Denk- und Sprachart bleibt. Noch müssen wir anführen, daß unter den Oden und Liedern einige Uebersetzungen aus dem Horaz sind, die als Paraphrasen ihren Werth haben.

Briefe zur Bildung des Geschmacks: an einen jungen Herrn von Stande. Zweiter Theil. Leipzig und Breslau bei Meier 1765. 1 Alph. 2 Bogen.[1])

Ein Buch zur Bildung des Geschmacks! Ich weiß nicht, was für eine Gattung schöner Schriften man mit

1) Band VII, 2. Stück, S. 142 ff. Vgl. Werke, XXII. S. 48 ff. — D.

mehrerm Beifall aufnehmen müsse als diese. Vorausgesetzt, daß ich blos von Schriften des Geschmacks rede, so können freilich andre mehr Talente fordern, mehr Bewunderung verdienen, dem Autor mehr Ehre und Unsterblichkeit machen; aber nützlicher sein, ein ausgebreiteteres Verdienst haben, bei einer Menge gute Wirkungen hervorbringen: diese Stelle bleibt den Schriften, die zur Bildung geschrieben werden, eigen und gewiß.

Und geschieht diese Bildung von einer Seite, da es vornehmlich gefehlt hat; zu einer Zeit, da man sie noch etwas vermißt; in den Falten, wo die Fehler am Verborgensten sitzen: um so besser!

So ausnehmende Talente darf ein solcher Lehrer des Geschmacks nicht eben haben. Außerordentlich neue und überraschende Entdeckungen, kritische Subtilitäten, überfeine Bemerkungen erwartet man von ihm nicht; an einen besonders witzigen oder tiefsinnigen oder gar eigensinnigen Tadel ist hier überdem gar nicht zu gedenken. Hingegen sei ein guter gesunder Verstand, ein unverdorbenes Gefühl des Schönen und die Gabe des deutlichen einnehmenden Vortrages — dieses dreifache Talent sei dem Manne eigen, der unser Lehrer sein will, alsdann kann er es sein!

Wir brauchen es nicht unsern Lesern vorzudeclamiren, daß für Deutschland Bücher, den Geschmack zu bilden, nicht in das Fach der Bibliothek gehören, auf das sich schreiben ließe: „Dies ist zu viel!" und dies sowol in Betracht der Materie als der Leser. In Betracht der Leser; denn welche Menge von jungen Herren und jungen Frauenzimmern, von alten Herren und alten Frauenzimmern, von Stande und nicht von Stande, hätte solcher Briefe nöthig, wenn der gute Geschmack so allgemein werden soll, als er es vielleicht noch nicht ist! Und nach dem Objecte betrachtet, ist solch ein Lehrbuch des Geschmacks vielleicht ebenso neu, wenn ich mir nämlich ein Lehrbuch des Geschmacks für Deutsche denke. Die Bücher, die noch etwa dahin gehören, sind Uebersetzungen oder so geschrieben, als wenn sie noch übersetzt werden sollten.

Uebersetzungen, meistens aus dem Französischen, und da versteht es sich, daß französische Schriftsteller die Grundlage sind, über die commentirt wird, und daß Alles auf einen französischen Geschmack hinauslaufe, der für ihre Nation sein möge, was er wolle, für uns Deutsche aber nicht ist. Und

wollte es auch der Uebersetzer zu einem Buch für uns machen, so ist zuerst die große Frage, ob er's thun kann; denn wie selten kann ein deutscher Uebersetzer etwas mehr als übersetzen! und wenn er's auch an sich thun könnte, wie ihm das ganze Werk gelinge? Eine Schrift, zur Bildung für eine Nation geschrieben, für die andre umzubilden, ist eine undankbare Sache: entweder wird Alles, was dem Uebersetzer angehört, hinten angeschoben, und da bleibt es oft nichts als Angehänge, oder es wird dem Autor in seine Lücken eingeschoben, daß ein wunderbares Gemisch daraus wird: ein Amphibion, das nirgends recht leben kann. Ich habe die Uebersetzungen aus dem Französischen genannt; denn mit denen, die blos unter Lateinern leben, geht es gemeiniglich noch ärger; denn wie selten wollen diese Geschmack bilden? und wollen sie es einmal, so ist es niemals recht Geschmack für unsre Zeit, für unsre Nation, für unsre Sprache.

Bei den Briefen, die vor mir liegen, gefiel es mir gleich im ersten Theil, daß der Verfasser Producte des Geschmacks aus mehreren Nationen, Zeiten und Sprachen zusammenbrachte; denn um allen den verschiedenen Classen und Schulen und Nationalzänkereien zu entkommen und sich ein wahres, richtiges und gutes Urtheil des Schönen zu erwerben, war dies der einzige Weg. Tritt, heißt es hier, auf eine Höhe, erweitere den Horizont Deiner Kenntnisse, siehe verschiedene Völkerzeiten und Geschmacksarten, alsdann betrachte, urtheile, wähle! Nun gefiel es uns freilich nicht, daß der Verfasser dieser Briefe den Geschmack der Alten sich lange nicht so zu eigen gemacht hatte als den Geschmack der Neuern, und daß er insonderheit in den paar Worten, die er von den Griechen entfallen lassen, sich schon zu sehr verrathen. Indessen war auch dieser Mangel zu übersehen, theils weil der Geschmack der Briten dafür desto mehr der seinige zu sein schien, theils weil, wenn die Griechen wo entbehrlich sein können, sie noch am Ehesten da entbehrlich wären, worüber der Verfasser schrieb: nämlich in didaktischen und Landgedichten.

Und daß er hierüber vorzüglich schrieb, war uns auch in gewissem Betracht lieb: wenn wir seine Briefe als ein Buch für Deutschland ansehen. Deutschland hängt zum didaktischen Ton hin; in dieser Gattung hat es Gedichte im besten Geschmack, wenn bei andern der Geschmack noch etwas unsicher ist; in dieser Gattung kann es andern Nationen nicht blos

Stücke vorzeigen, sondern oft ihnen als Muster vorzeigen, und hier bilde man also ihren Geschmack zur Festigkeit, zur Feinigkeit, weil er hier sehr leicht zu bilden ist. So willkommen also der erste Theil sein konnte, so willkommen auch der zweite und dritte.

Noch beschäftigen sich beide meistens mit didaktischen Gedichten; und welch gutes Vorurtheil kann man für diese Beschäftigung haben, da Herr Dusch, selbst einer der besten Lehrdichter unter uns, wie bekannt, der Verfasser dieser Briefe ist! Wie wird uns Der alle Schönheiten des Lehrgedichts bis auf die feinsten Züge ins Licht setzen können! wie wird er uns auf Geheimnisse bringen, die blos ein Genie in den Lehrgedichten wissen konnte! wie wird er uns auf die Kunst, auf den Bau dieser Poesie da aufmerksam machen, wo man nur durch eigne öftere Versuche, durch eigne Uebung und Ausbesserung Fehler und Schönheiten entdeckt und Künste lernt! Von Dusch, einem unserer correctesten Lehrdichter, war dies zu erwarten, und mit diesem guten Vorurtheil lesen wir —

Den ersten bis dritten Brief: Ob ein Lehrgedicht Poesie sein könne? eine Materie, die eben nicht dahin gehört, einem jungen Herrn von Stande den Geschmack zu bilden, und einem Andern, der die vielen Streitigkeiten über sie kennt, fast ekelhaft sein muß. Als ein bloßer Liebhaber des poetischen Geschmacks ist mir an ihr nichts gelegen; denn sei auch ein Lehrgedicht keine Poesie, sei es auch nur versificirte Prose, diese versificirte Prose enthält Schönheiten, die eine gemeine Prose nicht enthält. Diese Schönheiten will ich genießen, sie will ich kosten lernen, in ihnen meinen Geschmack befestigen, weiter nichts. Die Poesie zu definiren, ihre Arten und Gattungen zu classificiren, überlasse ich Dem, der eine philosophische Poetik schreiben will. Er untersuche, ob ein Lehrgedicht im Ganzen oder nur in Theilen Poesie sei; ob es dem Körper oder nur dem Schmuck nach dichterisch erscheine, und wem dieser Rain zwischen Poesie und Prose zugehöre. Gehöre er, wohin er wolle, ich setze mich auf ihn nieder und pflücke Blumen. So der Liebhaber des poetischen Geschmacks, und der Kritikus wird die ganze Frage dieser Briefe, ob das Lehrgedicht Poesie sein könne, kurz und gut beantworten: „wie man das Wort Poesie nehmen will". Nimmt man es nach dem Begriff des Aristoteles (den der Verfasser

dieser Briefe nicht zu kennen scheint; wenigstens denkt er an ihn nicht mit einem Worte und streitet wider Batteux als den Ersten und Einzigen, der dem Lehrgedichte den Namen Poesie ableugnet), nimmt man es nach seinem und aller Griechen Begriffe, so weiß man ja, daß diese vorzüglich Nachahmung, Fiction, Fabel u. s. w. verstanden, und Aristoteles also sogar dem Empedokles, der in sein physisches Gedicht doch gewiß einzelne Verzierungen, Allegorien, Einkleidungen und dergl. gebracht haben wird, daß er und Plutarch diesem Lehrdichter Empedokles völlig den Namen eines Poeten absprechen, weil — ihm Nachahmung und Fabel fehle. Wie Batteux den Begriff der Poesie halb nach Aristoteles und halb nach der schönen Natur der Franzosen festsetzt, so muß ebenfalls das Lehrgedicht sich an die Grenzen schleichen; nicht weil die Lehrdichter seiner Nation so oft prosaisch werden, sondern weil sein halbgriechischer Begriff der Poesie nothwendig dieses Opfer verlangte. Warton hat seine Ideen zu sehr nach den Alten gebildet; der Name der Poesie und des Poeten ist ihm zu heilig, als daß er sie — ich will nicht sagen, jedem Lehrdichter, sondern jedem Helden-, Tragödien-, Oden-, Eklogendichter geben sollte. Wo also mit dem Streit hinaus? Wenn wir Neuern den Begriff der Poesie erweitert haben, mehr unter sie begreifen, als die Alten faßten, neue Arten ausgebildet, auf die sie nicht so viel poetischen Fleiß wandten, so setze man diesen Unterschied der Begriffe ins Licht, und die Sache ist geschehen. So historisch und auf dem Pfade der Untersuchung wird sie sich interessanter und angenehmer zeigen als in langweiligen Streitigkeiten, wie sie hier sind. Denn der Verfasser der Briefe hat weder das Muntre des Stils, das Ueberraschende eines streitenden Gesprächs in seiner Gewalt, noch ist die Genauigkeit der Begriffe sein Theil; und wie unangenehm ist ein Streit auf so schwankendem Boden mit lauter zerbrechlichen Gewehren!

Noch weniger weiß ich, wo der Verfasser mit folgenden Worten hinaus will (S. 15): „Die Erfindung einer Fabel ist, meines Erachtens, kein größeres Werk der Einbildungskraft und des Genies als die Erfindung so mannichfaltiger und geschickter Verzierungen, welche einem an sich trockenen Stoff die größte Anmuth geben. Wenn es blos auf jene ankäme, so würde der große Shakespeare gewiß eine armselige Figur machen. Es möchte sich dann leicht der Verfasser einer Fel-

fenburg oder einer Banise ohne Prahlerei mit demselben in einen Wettstreit um den Lorbeer einlassen können. Aber von den gemeinsten Vorfällen des Lebens, von ganz geringfügigen Anlässen, welche tausend andere Köpfe übersehen hätten; oder von den magersten und trockensten Wahrheiten Gelegenheiten zu nehmen, um das os magna sonaturum hören zu lassen und zu zeigen, daß uns das ingenium und die mens divinior beiwohne,[1]) dazu wird mehr erfordert; und dieses ist das Talent, welches den Shakespeare und jeden andern Dichter groß macht. Ich habe mich schon einmal erkläret, daß ich von den Talenten eines Lehrdichters große Gedanken habe; vielleicht größere, als sie sein sollten, darüber will ich nicht streiten: allein das weiß ich gewiß, daß die Ausarbeitung eines Planes einem jeden Werk seine Lebenssäfte, seinen Körper, seine Gestalt und Vollkommenheit giebt; daß ein vortrefflicher Plan in einer magern oder mittelmäßigen Ausführung kein Werk erhalten oder unsterblich machen wird, und daß hingegen der schlechteste Entwurf durch das Colorit, was ihm die Hand eines Shakespeare's oder Dante's zu geben weiß, allen Kritiken Trotz bietet und sich gleichsam mit Gewalt in den Tempel des Geschmacks hineindringt. Lehrgedichte sind, so zu reden, gänzlich diesem Colorit überlassen." Wie muß Herr Dusch den Shakespeare kennen? Als Einen, über dessen Erfindungsgeist, Einbildungskraft, Genie noch müßte gestritten werden? als Einen, der keine Fabel, sondern nur Verzierungen erfinden konnte? als Einen, der nicht durch den Geist der Erdichtung, sondern durch die Gabe groß ward, von den geringfügigen Anlässen, von den magersten und trockensten Wahrheiten Gelegenheit zu nehmen, um das os magna sonaturum hören zu lassen? als Einen, der vorzüglich durch das Colorit, das er seinem Plane gab, Poet ist? als Einen, der Lehrdichter retten kann? So mag ihn Herr Dusch kennen; so kenne ich ihn nicht. Bei mir ist er von alle diesem fast das Gegentheil: ein Genie voll Einbildungskraft, die immer ins Große geht, die einen Plan ersinnen kann, über dem uns beim bloßen Ansehn schwindelt; ein Genie, das in den einzelnen Verzierungen nichts, im großen, wilden Bau der Fabel Alles ist; ein Genie, für dem, wenn es den Begriff des Poeten bestimmen soll, alle Lehrdichter, alle witzige Köpfe

1) Hor., Sat., I. 4, 43. 44. — D.

zittern müssen; ein poetisches Genie, wie ich nur einen Homer und einen Ossian kenne. Mannichfaltige und geschickte Verzierungen zu erfinden, blos durch das Colorit groß zu sein, diesen Vorzug überläßt er den Künstlern, die nicht zu bauen, sondern nur bei einem fremden Gebäude Farben und Schnörkel anzubringen wissen. Die Gabe, von den gemeinsten Vorfällen des Lebens und geringfügigen Anläßen Gelegenheit zu nehmen, um das os sonaturum hören zu lassen, überläßt er den witzigen Köpfen; sie ist nicht sein Hauptvorzug, und wo er sie hat, habe er sie nicht. Nirgends ist, wie bekannt, Shakespeare mehr unter sich selbst, als wenn er bei den gemeinsten Vorfällen des Lebens, bei geringfügigen Anläßen sein os magna sonaturum hören läßt; und läßt er's sogar bei magern und trocknen Wahrheiten hören, will er Lehrdichter sein, so halten wir uns für Bombast die Ohren zu. Shakespeare, als ein Solcher gelesen, als ihn Dusch will gelesen haben: man sage doch, ob dies den Geschmack bilden kann! man sage doch, ob Shakespeare sich je „in den Tempel des Geschmacks habe eindringen wollen", und ob der für Shakespeare entschlossenste Brite Duschen diese Worte nachsprechen wird!

Der vierte bis sechste Brief: Von dem Unterschiede der Lehrgedichte und den Verzierungen eines Gedichts. „Form, Verzierung und Ausdruck sind die drei Hauptmittel, wodurch die Poesie den didaktischen Stoff der Prose sich zu eigen machen kann, und diese Mittel geht der Verfasser durch." Bei den Formen des Lehrgedichts wundre ich mich, theils Formen zu finden, die nicht dem Lehrgedichte zugehören, theils die den Geschmack nicht bilden, sondern mißbilden können. Verstanden, daß von dem Ganzen eines Lehrgedichtes die Rede sei: wie kann der Autor dogmatische Stellen, in eine Epopöe eingeschaltet, für eine Form, für die epische Form von Lehrgedichten halten? Homer hat keine solche; Virgil habe sie weniger; und bei Milton, bei Dante, bei Ariost müssen wir sie — übersehen. Zur Epopöe selbst gehören sie nicht; sie schwächen den beständig fortwallenden epischen Ton; sie halten den Gang der Handlung an; und aus der Epopöe losgerissen — nun, da sind sie keine epischen Lehrgedichte; denn das Epische, das ihnen alsdann noch anklebt, ist wieder ohne oder gegen den Zweck; es muß weg, und da steht alsdann die simple moralische oder dogmatische Stelle da: ist dies neue Form des Lehrgedichts? Auf die Art, wenn ich in ein Drama,

in eine Idylle, in eine Ode, und wo es sonst nicht hingehören mag, ein Lehrgedicht verpflanze und die Pflanze nachher ausreiße, gäbe es alsdann nicht eine dramatische, Idyllen-, Oden-, Elegienform von Lehrgedichten? und vor ihnen genade uns Gott!

Sollen überdem dogmatische Stellen nicht blos eingestreut, sondern das Lehrgedicht in das Wesen der Epopöe, des Drama u. s. w. verwandelt werden; soll ein solches Werk dazu geschrieben werden, um durchhin eine Moral in Action oder eine Moral im Gemälde zu enthalten: so ist es zuverlässig weder Drama und Epopöe noch Lehrgedicht — ein Gemisch von Metallen, die sich nicht zusammenschmelzen ließen, ohne ihre beste Natur zu verlieren.

Wenn die zweite Form Allegorie sein soll, so wären hier Regeln, den Geschmack zu bilden und zu verwahren, am Nöthigsten gewesen. Ein Lehrgedicht, das im Ganzen Allegorie ist, wäre, wie ich glaube, so ungestalt, als Lessing es von allegorischen Fabeln gezeigt hat, und auch im Einzelnen ist die Sucht zu allegorisiren dem guten Geschmack der Poesie so schädlich gewesen, als sie der Auslegung der Schrift (wenn ich unheilige Sachen mit heiligen vergleichen darf) gewesen sein mag. Die einzelnen Verzierungen von Lehrgedichten enthalten schöne Anmerkungen; darf ich aber sagen, daß sie mehr den Briefsteller verrathen, der selbst ein correcter Lehrdichter ist, als den Lehrer des Geschmacks, der auch, was die Verzierungen anbetrifft, den falschen Geschmack verbannen, den guten befestigen will? Sie enthalten mehr kritische Feinheiten als Regeln.

Brief 7—9 über Ogilvy's Gedicht von der Vorsehung. Der Verfasser macht S. 107 die wahre und bei seinem Dichter so nöthige Bemerkung: „Starke malerische Züge haben viel Gewalt, zu gefallen und Bewunderung zu erregen. Allein der Beifall verschwindet bald wieder und läßt keine Empfindung, kein Nachdenken von einiger Dauer nach sich, wenn nicht solche Züge darunter sind, welche Leidenschaften erregen; sie gehen dann nicht ins Herz. Diese pathetischen Züge hingegen dringen tief ein, erregen sanfte Bewegungen in der Brust und lassen ein gewisses stilles Nachdenken zurück." Aber die Exempel zu dieser wahren Bemerkung taugen nichts. Wie viel Beispiele von Gemälden ohne Empfindung, von todten Bildern ohne Leidenschaft hätte er aus seinem Ogilvy nehmen

können, der davon voll ist! und er weiß keines als aus — — — Homer. Ich weiß, daß hier Jeder erschrecken wird, der Homer kennt, der ihn als einen Feind von todten Schildereien und Gemälden ohne Seele kennt, der es eben in ihm bewundert hat, wie er in jedes seiner Bilder Geist und Leben zu bringen weiß, wie er das Gemälde so lang zirkeln läßt, bis es einen Zug erwischt, der die Menschheit, der das Herz interessirt: und dieser Homer wird ein Beispiel von todten Gemälden? In der That, hier muß ich mit Herrn Dusch zanken. Er nimmt ein Nachtgemälde nicht aus Homer selbst, sondern aus dem Homer von Pope, und da weiß doch ein Jeder, wie viel lebendige Schönheiten Homer's in Pope todt, erstorben, wie viele vortreffliche griechische Blumen auf britischem Boden erfroren und ausgeartet sind. So wäre also vors Erste das Beispiel unzuverlässig; aber noch ärger, es ist völlig untreu. Wie kann Herr Dusch die zween letzten Verse von Popens Gemälde, die Alles lebendig, menschlich, interessant machen, wie kann er diese auslassen und alsdann sagen, es habe keinen von den lebendigen Zügen, die so tief eindringen? Hier ist das Gemälde aus Pope — doch warum aus Pope und nicht gleich lieber aus Homer, bei dem es, was auch alle Malmoths und Dusche sagen mögen, in fünf Zeilen fünfmal mehr Geist hat als bei Pope in zwölf? Hier ist's, so weit es nämlich außer seinem Zusammenhange in einer Sprache, die gar nicht griechisch binden kann, in einer prosaischen Uebersetzung noch lebendig heißen kann, und die griechischen Leser mögen das Original selbst nachsehen:[1])

„Sie aber, sich selbst groß fühlend, saßen nach Gliedern der Schlachtordnung die ganze Nacht durch, und vor ihnen brannten viele Feuerhaufen. Wie wenn am Himmel rings um den leuchtenden Mond schönglänzende Gestirne scheinen und allenthalben die Luft still ist; alle Wachthürme, die höchsten Gipfel, die Berg- und Waldhöhen zeigen sich, und von oben herab breitet der Aether sich in unendlicher Wölbung aus einander; alle Gestirne lassen sich sehen, und der Schäfer freuet sich in der Seele: so erschien zwischen den Schiffen und dem Fluß Xanthus das Feuer der Trojaner vor Ilium. Ueberall auf dem Felde brannten tausend Feuerhaufen, und bei jedem saßen funfzig Männer am Licht des brennenden Feuers.“ Wie

1) Ilias, VIII. 553–563. — D.

lebt hier Alles! welch ein vortreffliches Gemälde der Trojaner bei ihrem nächtlichen Feuer! und welch schönes Nachtstück, das als Gleichniß eingebracht wird, alles Lobes würdig, das ihm Eustathius giebt! Bei Homer läßt sich kein Bild, das Gleichniß sein soll, aus seiner Zusammenfügung reißen, und so ist's schon albern, ein solch Gemälde für sich betrachten wollen, wie es Dusch thut. Aber auch so betrachtet: wie viel Leben bringen die kurzen Worte:

Γέγηθε δέ τε φρένα ποιμήν,

„der Hirt freut sich in seinem Herzen", in das ganze vortreffliche Nachtstück! Der leuchtende Mond, die hellen Gestirne, die stille Nachtluft, die sichtbar werdenden Gipfel und Bergspitzen, der unendlich eröffnete Aether — Alles schön, aber Alles todte Natur; nun aber dazu — der Hirt, der mit seiner freudigen ruhigen Miene zeigt, daß er dies Alles fühle: was fehlt zum Nachtstück, daß es lebe? Und wer also als Dusch kann dazusetzen: „Dieses Gemälde" ꝛc.! (S. 109.) So sehen Sie doch, Herr Dusch, wenn Sie nicht in den griechischen Homer sehen können, in ihren englischen Homer: finden Sie da keine Figur von lebendigen Wesen in dem Nachtstück? O ja, und eine, die dem ganzen Gemälde mehr Stärke giebt, als Dyer's heavy ox vain-struggling, to ingulph dem Morastbilde, das S. 111 angeführt wird, nur immer geben kann:

The commons swains, rejoicing in the sight
Eye the blue vault, and bless the useful light.

Was will Herr Dusch mehr? Wenn doch Jeder, der Augen hat, zu schreiben, auch Augen hätte, zu sehen, was er schreibt!

Die andern Anmerkungen, die über Ogilvy gemacht werden: daß er zu sehr Bild auf Bild häuft, jeden Nebenzug ausmalt, die Beiwörter häuft, den Gedanken mit Nebenbegriffen überladet und den Perioden schwerfällig macht; daß er Alles gleich schön sagen will, die Nebenzüge so schön mache als Hauptzüge, Metaphern auf Metaphern häufe: alle diese Anmerkungen sind gerecht, und weil sie auf mehrere englische Dichter passen, sehr werth, gelesen zu werden. Man sieht aus ihnen, wie Herr Dusch seinen eignen Geschmack jetzt besser gebildet habe; denn hätte er nimmer so gedacht, so hätten wir ja nie die Schilderungen in ihrer abenteuerlichen Sprache zu lesen bekommen.

Brief 10. Von Prior's Salomon. Die Kritik über dieses Gedicht hat ihren Grund.

Brief 11. Granger's Zuckerrohr. Was der Autor über dieses Gedicht sagt, nimmt er aus der Monthly Review; Schade aber, daß er es nicht selbst besessen hat und uns mehr mittheilen konnte! Es ist dasselbe in Amerika, auf der Christophsinsel geschrieben, hat einen amerikanischen Gegenstand, und die eingerückten Bilder und Gemälde sind alle aus der amerikanischen Welt, wie z. B. die Beschreibung der Insel St. Christoph, das Lob auf Columbus; die Beschreibung eines caribischen Negers; des Orkans; eines westindischen Prospects, nach der Ernte des Zuckerrohrs; eine Schutzschrift an die Menschheit für die Negers — wer würde sich nicht gern länger in dieser neuen poetischen Welt aufgehalten haben!

Brief 12. Racine von der Religion. Es kommt dieses Gedicht hier freilich in ein schwaches Licht zu stehen; allein dahin wird es Jeder stellen, der Engländer und Deutsche in Lehrgedichten kennt.

Brief 13. Akenside Vergnügen der Einbildungskraft. Es werden von diesem göttlichen Gedicht, das unter uns schon bekannt ist, blos einige Stellen gegeben, und das mit mehr Kälte, als sie hätten gegeben werden sollen.

Briefe 14. 15. Lucrez über die Natur der Dinge. Dem Lucrez widerfährt nicht alle Gerechtigkeit, die ihm verdient. Warum muß das Urtheil des Cicero zum Grunde gelegt werden, der an seinen lieben Bruder Quintus[1]) dem Lucrez das poetische Genie durch ein *ut scribis* absprechen soll? Warum zeigt Dusch ihn zuerst und vornehmlich von der Seite, die Dusch gewiß nicht am Glücklichsten aufzeigen kann, in seiner Philosophie? Heißt es, ein philosophisches Gedicht gründlich und zur Bildung des Geschmacks treu gnug durchgegangen, wenn man einzelne Stellen immer mit den Worten anzieht: „Wie scharfsinnig ist dies gesagt"? Ist's nicht Vorurtheil, wenn man dem Ausspruch Cicero zu Gefallen die ganze Anlage so macht, Lucrez als einen scharfsinnigen Philosophen (hat er dies Lob affectiren wollen?) zu zeigen (Brief 14), der aber meistens prosaisch bleibt (Brief 15), und wenn ihm noch etwas zugestanden werden soll, einzelne poetische Blumen übrig bleiben? Und so ist dem Verfasser die Kritik gerathen. Bei uns ist Lucrez ein Dichter, wenn je ein dogmatischer Poet Dichter sein soll; seine Muse kämpft mit der trocknen Sprache des Systems und noch mehr mit

1) Cic. ad Quintum fr., II. 11, 4. — D.

den trockensten Wahrheiten; sie kämpft mit Wahrheiten, die im Latein noch nicht gesagt waren, und mit einem Verse, der zuerst der Philosophie sollte zugeführt werden. Und sie überwindet meistens im Kampf; die trockensten Subtilitäten bekommen wenigstens eine einfältige Kürze und eine rauhe Stärke. Lucrez' wilde und feurige Einbildungskraft, an der er gewiß selbst den Virgil weit übertrifft, streut überall Bilder und Beschreibungen ein, sagt, was sie kann, feurig und unterstützt endlich Alles mit einem Numerus, der rauh und majestätisch, erhaben und ungekünstelt ist. So ist Lucrez, unter allen philosophischen Lehrdichtern der erste, den wir haben, und nach meiner Empfindung ebenso verehrungswürdig als irgend ein andres erstes Original in seinem Felde. Darin, daß er, was sich nicht poetisch sagen läßt, ohne zu verlieren, daß er dies nackt und philosophisch erhaben sagt, nicht wie die englischen Lehrdichter Alles mit Putz und Allegorie und Blumen überhäuft — darin sollte er Muster sein. Muster endlich in seinem rauhen, erhabenen Numerus (ich rede hier nicht von dem Mechanischen der lateinischen Sprache), der seiner Würde so vortrefflich entspricht. So ist er, und so hätte ihn Dusch vorstellen sollen; vielleicht aber gehört viel dazu, Lucrez auf die Art schätzen zu können und recht inne zu haben.

Brief 16. Polignac's Anti-Lucrez. Als Dichter mag ich ihn nicht mit dem Lucrez vergleichen; vielleicht gehörte er auch gar nicht in Briefe zur Bildung des Geschmacks, wenn nicht als Pendant zu Lucrez. Dann hätte er aber anders müssen zerlegt werden.

Brief 17. Browne lateinisches Gedicht von der Unsterblichkeit der Seele; ihm angehängt stehen einige Strophen aus Davies' Gedicht: Nosce te ipsum, übersetzt hier.

Brief 18. Young's Nachtgedanken. Ich verstehe vermuthlich Herrn Dusch nicht, wenn ich lese (S. 337): „Young gehet zu der Hauptwahrheit, die er lehren will, immer den geraden Weg fort, ohne zur Seiten über angrenzende Felder weit auszuweichen. Ich erinnere mich nicht, eine einzige Digression, Episode oder fremde Verschönerung in seinen Nachtgedanken gefunden zu haben. Ein Geist wie der seinige, so unerschöpflich, so reich an Gedanken, welcher sich alles des Großen, Starken, Wunderbaren, was in einem Stoffe liegt, zu bemächtigen, eine Einbildungskraft, welche fast allen ab-

stracten Gedanken Leiber zu geben, und eine Gewalt der Sprache, die jedesmal das präcise Wort und den nachdrücklichsten Ausdruck zu treffen weiß: wer diese Talente besitzt, der hat nicht nöthig, Wendungen zu machen, um Blumen auf Nebenwegen zu suchen." Welches ist Young's gerader Weg? treibt ihn nicht sein Genie über alle Felder und Wiesen, die oft nur durch ein Wort, durch eine Metapher, durch eine Antithese an das, was er sagte, grenzen? Ist nicht sein Gedicht mehr ein Ganzes von lauter Digressionen, wo er auf allen Wegen und Nebenwegen seinem Gegenstande nachjagt, auf Wegen und Nebenwegen seinen Lorenzo verfolgt? Doch wie viel wäre hierüber zu sagen, um das Eigne in Young's sonderbarer Denkart zu schildern! Der Autor hat es nicht geschildert; denn was er darüber sagt und durch Vergleichungen erhellt, ist wenig.

Brief 19. Eine Nachlese giebt noch von den englischen Gedichten kurze Nachricht, führt einige Stellen aus Opitz' Vesuv an und macht Sucro's Versuche vom Menschen wieder bekannt. Das Letzte rechnen wir Dusch als Verdienst an, daß er diesen Dichter aus der halben Vergessenheit hervorzieht; denn sind wir Deutsche nicht unartig, nicht blos daß wir immer Stöße von Büchern schreiben, sondern auch Stöße von Büchern haben wollen, um einen Autor nicht zu vergessen? Aber Opitz, der Vater unserer Dichtkunst, gehört der in eine Nachlese?

Briefe zur Bildung des Geschmacks: an einen jungen Herrn von Stande. Dritter Theil. 1767. 22 Bogen in 8. Breslau und Leipzig bei Meier.[1])

Der erste Brief verantwortet sich auf einige Einwürfe, die man diesem Buch gemacht, daß man z. B. noch immer die Werke der Dichter selbst lesen müsse; daß der Autor sich zu sehr bei mittelmäßigen Gedichten aufhalte; daß er die

1) Wir lassen die Anzeige des dritten Theiles, die erst Band X, 1. Stück, S. 28 ff. steht, unmittelbar nach der des zweiten Theiles folgen. — D.

komische Epopöe den Neuern als ihre Erfindung berechnet habe. Unsre Einwürfe über das Ganze des Buchs, über die Zusammenordnung und Ausführung seines Plans, über seine Methode, zu zergliedern und den Geschmack zu bilden — diese wollen wir sagen, wenn das Werk vollendet sein wird. Jetzt können wir von einem Gebäude, dem die Spitze fehlt, noch nicht vollständig urtheilen oder könnten dem Autor in seine Arbeit fallen, und das wollten wir nicht.

Brief 2. Von den kleinern didaktischen Gedichten. Der ganze Brief beschäftigt sich mit Eintheilungen der Lehrgedichte, die theils unwichtig sind, theils von Jedem gemacht werden können, am Wenigsten aber in diese Briefe gehören.

Brief 3. Hagedorn von der Glückseligkeit. Nirgends ist uns Herr Dusch lieber, als da er jetzt endlich darauf kommt, den Geschmack an Lehrgedichten aus deutschen Dichtern zu bilden, von denen im ersten Theile blos Haller und Withof, wie unter Andre gestreut, erschienen. Die Kritik ist hier oft fein: sie bemerkt in Hagedorn bisweilen Züge, die nicht an diesen Ort zu passen scheinen, etwas zu prosaisch gesagte Andeutungen, einige leere Halbverse, Reime und Ausdrücke, nicht immer den besten Plan und oft unvermuthete Ausbeugungen aus demselben, und hintenan steht ein Urtheil von Hagedorn im Ganzen, das wahr und charakteristisch zu sein scheint. Im Vorbeigehen, eine Stelle, die Dusch tadelt, daß sie unpassende Züge enthalte, ist, wie ich glaube, zu retten.

(S. 17) „Die Weisheit findet sich in würdiger Gestalt
Bei jeglichem Beruf, in jedem Aufenthalt:
Sie dichtet im Homer, giebt im Lykurg Gesetze,
Beschämt im Sokrates der Redner Schulgeschwätze,
Bringt an den stolzen Hof den Plato, den Aeschin,
(S. 18) Gehorchet im Aesop, regiert im Antonin
Und kann im Curius sich den Triumph ersiegen,
Doch auch mit gleicher Lust die starren Aecker pflügen."

Einige Prädicate mögen hier freilich nicht treffend gnug ausgedrückt sein; das Unpassende liegt aber im Ausdruck, nicht im Gedanken. Ich übersetze: „Macht Weisheit allein glücklich, so kann sich diese bei jedem Beruf, in jedem Aufenthalte, überall und in Allem zeigen, und überall und in Allem bleibt ihr ihre würdige Gestalt. Wenn sie in Homer's Fabelzeit und in seinem Dichtungsgeist erscheinen soll: auch Homer kann durch seine Fabeln und Gedichte Weisheit lehren, Tugend an-

preisen. Wenn Lykurg für seine Spartaner Gesetzgeber werden soll; in seinen Gesetzen spreche die Tugend: sie dürfen nur auf die Glückseligkeit ihrer Untergebnen zielen, so kann Lykurg zu sich sagen: „Ich gab Gesetze der Weisheit.“ So brauchte Sokrates seinen Platz, seine Gelegenheit, seine Gaben, um seine Zeit zu bessern, um das Schulgeschwätz der Redner zu beschämen, und der Gott ehrte ihn mit dem Lobe des Weisesten. Ich will nicht fortfahren. Dusch denkt sich einen falschen Hauptsatz, den Hagedorn durch Inductionen beweisen wollte, und so konnten auch die Inductionen nicht passen. Nicht, „daß die Weisheit gesetzt und standhaft mache“, nicht dies allein will Hagedorn beweisen, sondern daß, so wie er bewiesen, man könne in allen Stellen Pöbel sein, so könne man auch in allen Ständen weise leben, zur Glückseligkeit Anderer beitragen, für sich Seligkeit genießen.

Brief 4. Withof's moralische Ketzer. Er geht ihm auf dem Gange seiner Gedanken nach und schließt mit seinem Charakter, meistens nach der Zeichnung, die die Literaturbriefe von ihm entwerfen. Eine ausführliche Kritik über die großen Mängel und großen Schönheiten dieses Dichters, auf den Deutschland stolz sein kann, sollten wir haben und haben sie noch nicht.

Brief 5. Zernitz von den Endzwecken der Welt. Schön, daß Dusch an diesen Dichter denkt, und noch schöner, wenn er ihn nach seinem Versprechen in einer neuen Ausgabe bekannter machen wollte.

Brief 6. Dusch' Versuch von der Vernunft. Gellert's Lehrgedichte sollen unter didaktische Briefe genommen werden; hier ist über ein Gedicht von Dusch ein Brief, wie es heißt, von einer andern Hand. Beiläufig wird eine Stelle gegen die Bibliothek der schönen Wissenschaften gerettet, die sich aber nicht retten läßt, wenn die Anmerkungen wahr sind, die Herr Dusch selbst gegen den englischen Ogilvy (Th. 2, Br. 8) macht. Zu Ende des Briefes soll Dusch als Lehrdichter geschildert werden, und hier verräth die zitternde furchtsame Hand, die schwebende Züge entwirft und fremde Zeugnisse herbeiruft — sie verräth vielleicht durch ihre Ungewißheit, daß sie — das Bildniß ihres eignen Herrn entwerfen soll. Herr Dusch hat diesen Brief also vielleicht von seinem besten Freunde, der zu bescheiden ist, sich selbst ins Angesicht und vor dem Angesicht der Welt zu loben, und sich daher

auch nur bescheiden tadelt. Wir wollten, wenn Herr Dusch unsre Hand auch für eine andre annähme, einen Brief über das genannte Gedicht einrücken und seinen Charakter alsdann mit festerer Hand schildern. Es ist am Besten, daß ein Autor nie von sich spreche oder in seinen Werken von sich sprechen lasse; geschieht es aber, so geschehe es mit der dreisten Unparteilichkeit, mit der die Helden Homer's von sich sprechen und die Alten mehrmals von sich schrieben, wenn sie ihr eigen Leben verfertigten. Wir wünschen also diesen Brief weg; denn wie er hier steht, macht Dusch unter den Uebrigen eine zu schlechte Figur; er würde eine größere machen, wenn Dusch jedem Andern, nur nicht seinem so nahen Freunde die Kritik über ihn überlassen hätte.

Brief 7. Tullin über die Schönheit der Schöpfung. Ein zu frühzeitig verstorbener dänischer Dichter, der aus dem Nordischen Aufseher, den Schleswig'schen Briefen über die Merkwürdigkeiten der Literatur und am Besten aus der guten Uebersetzung seines Gedichts schon unter uns bekannt ist.

Jetzt folgen Gelegenheitsgedichte, über die der Verfasser sich erklärt, daß ihr Name zu sehr in Verachtung gekommen sei, da man doch unter diesem Namen nicht blos vortreffliche Stücke liefern könne, sondern auch schon so vortreffliche Stücke habe.

Der Verfasser hat Recht, und fast noch mehr Recht, als er sich giebt. Man kann nicht blos vortreffliche Stücke liefern, man hat nicht blos vortreffliche Stücke geliefert, sondern die vortrefflichsten Stücke der Alten sind auf gewisse Art Gelegenheitsgedichte. Alle Pindarische Oden, die Gesänge Tyrtäus', die meisten Liederchen des Anakreon, die meisten Oden und Epoden Horaz', die mehrsten Stücke Catull's, die besten Züge im Horaz, Juvenal und Persius — alles Gelegenheitsstücke. Nehmen wir aber das Wort Gelegenheitsgedichte so, wenn wir's verkleinern? für ein Poem, dem eine Reihe lebendiger Umstände zum Grunde liegt? Alsdann würde ich allen Deutschen zurufen: „Machet Gelegenheitsgedichte!" Nein, die Bänkelsänger, die über abgedroschne Materien bei alltäglichen Gelegenheiten, z. B. Hochzeit und Sterbefällen, elend oder trocken singen — und solche mag Thetis und Vulcan holen! Würde der Materie oder Reichthum des Genies war es, was die Alten empfahl;

Würde der Materie war's, was auch ein schwaches Genie unterstützte: unsern fehlt Beides. Herr Dusch läßt diesen Unterschied von Seiten der Materie aus, die doch mehr ihre Gelegenheitsgedichte unterstützte als das Göttersystem, das er als die einzige Quelle anführt, den Gelegenheitsgedichten der Alten Poesie zu geben.

Der 8. Brief handelt hievon und geht mit dem 9ten drei Lobgedichte Claudian's auf Consulate durch. Hier muß ich den Geschmack des Herrn Dusch selbst anklagen. Vom Claudian nichts sagen, als: „er hätte sich der Mythologie sehr wohl bedient; es ist die Weise des Dichters, daß er bei solchen Gelegenheiten seine Exempel häuft, und zuweilen häuft er sie zu sehr; wenn Claudian einen Gedanken hat, von dem er glaubt, daß er schmecke, so giebt er volles Maß; der epische Ton glückt ihm ungemein; starke Funken des poetischen Genies und einzelne sehr große Schönheiten, vornehmlich eine eigne Manier, eine Materie durch epische Erfindungen zu beleben; im lehrenden Ton hat er nervenvolle Kürze und sinnreiche Ausdrücke" — von Claudian nur dies, das freilich Alles wahr, kritisch fein entwickelt ist, aber nur dies von ihm sagen und nichts, was seine blendenden Fehler charakterisirt, vor ihnen den Geschmack sichert und befestigt: ist dies gnug für Briefe zur Bildung des Geschmacks? Der Verfasser hätte nichts Bessers gethan, als wenn er auf Gesner's Prolegomenis in Claudianum das vierte Stück: De ingenio et facultate poetica Claudiani, und das fünfte: Lectione dignus est propter τὸ ἠθικόν, entweder ganz eingerückt oder mehr zu Rath gezogen hätte. Mit Meisterzügen ist hier Claudian geschildert von einem Mann, der ihn besser kannte und schildern konnte, als Herr Dusch ihn schildern kann. Claudian durchgängig als Muster angeben oder nur auf seiner glänzenden Seite zeigen wollen, giebt falschen Geschmack.

Brief 10. Boileau's Lobgedicht auf den König. Der Leser wird auf einige feine Wendungen und Einkleidungen des Lobes aufmerksam gemacht und ein feines Lob des Pope auf Cobham dazugesetzt.

Brief 11. Amthor's, Pietschens, Opitzens Lobgedicht. Was machen Amthor und Pietsch für eine Figur, wenn sie zwischen Boileau und Opitz zu stehen kommen! und was mußte in Deutschland für Geschmack herrschen, da man sie über alle Nachbarn und selbst die Alten als Muster wegsetzen konnte!

Brief 12. Catull über die Vermählung des Peleus und der Thetis. Einige schöne Stellen, niedliche Bilder, und der Gesang der Parzen wird ganz übersetzt.

Brief 13. Claudian's Epithalamien. Wir verweisen auf unser Urtheil bei dem achten Briefe. Ueber Claudian haben wir kein schöner Urtheil gelesen als das vorher citirte Gesner'sche.

Brief 14. Von der Heroide: ihre Natur und Geschichte. Beide Stücke sind nicht ausgeführt und zur Bildung des Geschmacks sehr trocken abgehandelt.

Brief 15. Von der Heroide des Ovidius. Die Ariadne an Theseus wird durchgegangen, um Ovid's Fehler und Schönheiten ins Licht zu setzen. Gerstenberg's Cantate: Ariadne auf Naxos, der sich einiger Züge Ovid's mit vielem Vortheil zu bedienen gewußt, ist in Absicht auf den Geschmack und die dichterischen Schönheiten ein weit schätzbarer Stück in seiner Art als Ovid's ganze Heroide in der ihrigen.

Brief 16. Eloise an Abälard, von Pope. In Warton's Versuch über das Leben und Schriften Pope findet sich eine ausführliche Recension dieses vortrefflichen Stückes, der Dusch meistens allein folgt; so wie Warton's Wort überhaupt bei ihm viel gilt.

Brief 17. Brief der Biblis an Caunus von Herrn Blin de Sainmore. Von allen französischen Heroiden ist dies die einzige, die der Verfasser recensirt, und das mit durchgängigem großem Lobe. Also über den Geschmack der Heroiden überhaupt und der neuern französischen Heroiden insbesondere, von denen die meisten ziemlich einen Charakter haben, sagt der Verfasser nichts, wie es doch hätte sein müssen, wenn er bei jedem Briefe an den Titel gedacht hätte, der dem Buche vorsteht.

Der letzte Brief, der mit Hoffmannswaldau Heldenbriefen schließt, hätte wegbleiben und höchstens an Hoffmannswaldau im 14. Briefe mit einem Worte gedacht werden sollen. Gelegentlicher wäre es, wie gesagt, wenn eine gründliche Beurtheilung über das Gute und Verderbliche im Geschmack der neuen französischen Heroiden den Band schlösse.

Ueber das ganze Verdienst dieser Briefe, wie weit und nach welcher Methode sie ihren Titel erreichen, nach welchem Plane sie ihre Materien ordnen, wie weit sie in der Länge

und Kürze, im Feuer und in der Kälte, in Anpreisungen und Tadel, Symmetrie und Weisheit beweisen, wie weit sie dem Briefstil treu bleiben: wollen wir sehen, wenn sie geendigt sind.

Die Grundsätze der deutschen Sprache. Oder von den Bestandtheilen derselben und von dem Redsatze. Zürich, bei Orell, Geßner und Comp. 1768.[1])

Es ist heut zu Tage in Deutschland nicht eben so sehr gewöhnlich, auf wenigen Bogen Vieles sagen zu wollen, und wenn dies Viele insonderheit Anmerkungen über unsre Sprache beträfe — noch ungewöhnlicher. Dies Studium hat, ob es gleich noch nie in Deutschland seine rechte Periode gefunden, jetzt insonderheit so viel andern liebenswürdigen Tändeleien und Kunstkleinigkeiten Platz gemacht, daß ein Buch über die Grundsätze der deutschen Sprache oder über die Bestandtheile derselben ohne Zweifel einen ungewöhnlichen Auftritt macht; in Zeiten, wo jedes lateinisch-deutsche und deutsch-französische Kunstrichterchen ja sein Deutsch zu verstehen glaubt und desto mehr vom wahren und falschen Stil, von Ciceronen und Senecas spricht, je weniger es sich selbst je um die Bestandtheile, um die grammatischen Grundsätze der Sprache bemüht hat, für die es mit wässrigen Lippen eifert.

Je seltner also, um so angenehmer ist eine Sammlung von Blättern, die auf wenigen Seiten vieles Bekannte kurz und zusammengefaßt wiederholt, vieles Zweifelhafte in seinem Licht oder vielmehr in seinem Schatten des Zweifels vorstellt und dann auch manches Neue, das in unsrer Sprache vor Jahrhunderten das Aelteste gewesen, vor Augen bringt und unsern Betrachtungen überläßt. Der Herr Prof. Bodmer (denn er ist der Verfasser dieses Buchs) hat in dem Viertheil Jahrhundert seines kritischen Lebens so manche Sprachmode in Deutschland wie einen Herbst von Blättern abfallen und so manche Sprachmode wie einen Frühling von Blättern

---

1) Band IX, 1. Stück, S. 193 ff. — D.

wieder aufkeimen sehen, daß von ihm wie vom Nestor Homer's gelten kann:

Τῷ δ' ἤδη δύο μὲν γενεαὶ μερόπων ἀνθρώπων
Ἐφθίαθ', οἵ οἱ πρόσθεν ἅμα τράφεν ἠδ' ἐγένοντο
Ἐν Πύλῳ ἠγαθέῃ, μετὰ δὲ τριτάτοισιν ἄνασσεν.[1])

Ueberdem ist er so lange mit seichten Sprachlehrern in Streit verwickelt gewesen, daß endlich aus solchem langen pro und contra wohl Grundsätze des Rechts und Unrechts werden können. Und dann hat seine alte vieljährige Bekanntschaft mit den schwäbischen Sängern ihm ihre altdeutsche Sprache der Liebe so verständlich, so einnehmend gemacht, daß er's gewiß wissen kann, was altes Deutsch gewesen und wahres Deutsch sein sollte. Alle diese Ursachen haben, jede das Ihrige, beigetragen, um uns auf diesen wenigen Bogen mehr zu liefern, als in der wohlbeleibten, schwammichten Gottschedischen Grammatik, viele einzelne süße Bemerkungen unsers neuen Geschlechts von Kunstrichtern mit untergerechnet, enthalten ist.

Zwar noch lange nicht eine deutsche Grammatik, noch lange nicht ausgemachte Grundsätze der Sprache unsers Vaterlandes. Entweder ist in diesem die Sprache zu wesentlich verschieden und das Provinciale ihrer Gattungen schon zu systematisch gemacht, oder Herr Prof. Bodmer hat noch nicht weit gnug abstrahirt, noch nicht allgemein gnug überschaut, oder es sei aus andern Ursachen — — indessen dünkt es uns doch, daß sein Buch nur noch für eine Reihe von Betrachtungen und Inductionen und Zweifeln und Fragen, nicht aber für Grundsätze und für vollständige, ausgemachte Grundsätze gelten könne. Er sagt in der Vorrede, daß er dem Abt Girard, wiewol mit der nöthigen Abweichung gefolgt sei. Eben die Parallele zeigt, daß der Franzose, vielleicht wegen der lahmen einförmigen Schwachheit seiner Sprache, indeß doch immer der Bestimmtheit derselben näher sei als wir.

Wir wollen über diese lebendigen, wirksamen, obgleich unregelmäßigen Bestrebungen unsrer Sprache zum Neuen, zum Abweichenden nicht also allein murren. Sie zeigt, daß wir noch im Frühlinge des Zeitalters leben, in welchem Genies blühen, und in dem wir noch mehrere zu hoffen haben. Eine völlige Regelmäßigkeit, die genaueste Reduction auf Grundsätze ist vielleicht nur dann zu erwarten, wenn eine Sprache

1) Ilias, I. 250–252. — D.

todt ist, und dafür behüte uns noch der Himmel! Wir wollen unsern Genies immer lieber noch grammatisch nachlesen und nachprüfen, als keine mehr haben. Da wir einmal so weit abgekommen sind von der Sprache der Minnesänger, so müssen wir blos in einzelnen Fällen wieder zurückkehren: dies müssen Schriftsteller sein, die ihre Archaismen auch geltend machen können, und dieses sind nur Genies, nur die Gattung von capricciosi, die sich auf steilen Felsen und Höhen auch freilich oft versteigen.

Herr Bodmer hat seinem Buch zwei Abhandlungen vorausgesetzt. Die erste, von der Würde der Sprachlehre, ist für unsre Zeit nicht uneben, obgleich übrigens dem Inhalte nach bekannt. Die zweite, von den Verdiensten Dr. Martin Luther's um die deutsche Sprache, ist merkwürdiger und hat Manches, worüber ein Wort zu sagen wäre. Herr Bodmer meint, daß die Sprache, die Luther vor sich gefunden, ihrem Genius nach die Sprache der schwäbischen Dichter gewesen, daß Luther selbst aber diese Dichter nicht gekannt, daß er seine Schreibart blos nach dem Gebrauch gebildet, also viel Kernhaftes und oft Dichterisches beibehalten, aber zu oft gottschedisirt, die Sprache nach dem Idiom fremder Sprachen verändert, nicht sie aus ihrem rechten Ursprunge heraufgeholt, übrigens aber die Sprachlehrer überall zu nahe mit den Eseln zusammengesetzt, als daß sie seine vorzügliche Gesellschaft hätten sein sollen. An Allem ist etwas wahr, aber wie gesagt, ein Wort bleibt uns doch noch dabei übrig. War der sächsische Dialekt zu Luther's Zeiten völlig derselbe mit den schwäbischen Dichtern? Wir glauben nicht, und Herr Bodmer ist zu nahe an Schwaben, um nicht die Mundart der Minnesänger etwas weiterhin zu finden, als sie war. Die Schriften des Jahrhunderts zeigen wirklich in Sachsen eine so merkliche Abweichung, daß Luther aus seinem Lande hätte ausgehen müssen, um Schwäbisch zu schreiben. Zudem schrieb er fürs Volk; ich verstehe unter diesem Namen die Menge Derer, die sich nicht durch die Sprachlehre zu Deutschen gebildet hatten. Unter diesen waren die schwäbischen Dichter unbekannte Namen und das Künstliche ihrer Sprache eine unbekannte Kunst, der sich Luther also nicht bequemen konnte. Ueberdem besteht ein Theil von Luther's Sprachverdiensten in Uebersetzungen, und zwar in Uebersetzungen, wo an der Richtigkeit und an der Form des Ausdrucks der fremden Sprache

mehr gelegen war als an der alten originalen Art der Deutschen; es konnte also kaum ohne Einführung fremder Sprachformen abgehen. Und endlich war Luther nie ein Sprachlehrer; Sprache war bei ihm immer nur die dritte Sache und mußte es nur sein, wenn sie nicht höhern Zwecken in den Weg treten wollte. So sehr er der Sprache der Theologie Ton gegeben und oft freilich zum Nachtheil biblischer Begriffe, so zweifeln wir daran, ob er überhaupt Muster der Schreibart geworden und er für sich die Sprache seines Jahrhunderts verändert. Man sieht also, daß wir zu den Verdiensten Dr. M. Luther's um die deutsche Sprache durchaus einen ganz andern Maßstab nehmen würden als Herr Bodmer, dessen Schätzung auf einer falschen Voraussetzung beruht und nicht die ganze Masse nimmt, die geschätzt werden soll.

Doch zum Werk selbst. Es ist werth, in allen Schulen eingeführt zu werden, wo Deutsch gelehrt wird; auf wie wenigen aber wird noch Deutsch gelehrt? Lieber Sprachen, die weder Lehrer noch Schüler in ihrem Leben genutzt haben oder nutzen werden, als die Sprache, die man spricht und schreibt. Ein Auszug läßt sich nicht geben, wo das Buch selbst Auszug ist; ich breche also nur einzelne Blumen. Könnte ich sie nur so angenehm brechen als Lessing und Ramler bei ihrem Logau; denn eine grammatische Blumenlese ist für die wenigsten Leser. „Den Artikel zu verschneiden, 's Buch, ist pöbelhaft." S. 5. Nur wäre es nicht pöbelhaft, wenn wir in Versen, und insonderheit bei gedrängten Deka- und Hendekasilben auch der Engländer 't is durch das bequeme 's ist nachahmten.[1]) Für unsre Silbenzähler will ich keine neue Bequemlichkeiten machen; aber oft scheint es Nachdruck, Affect und oft der Sinn selbst zu fordern, daß man das es verschlucke, und von selbst verschluckt sich die erste Verssilbe am Wenigsten.

Der Genitiv mit en, z. B. der Brüsten, sollte meiner Meinung nach ganz wegfallen; er ist auch vormals mehr ein Nothfall gewesen. S. 5. Aber das kann unsern Undeutschschreibern nicht gnug gesagt werden, daß man nicht derer Brüste und denen Brüsten sagen soll, wo ich auf kein Demonstrativum oder Relativum hinzeige.

Ohne Zweifel sind wir schon zu weit weg, um noch die Manne, die Weibe zu sagen; aber ob es denn auch so gar

1) Vgl. Herder's Werke, V. S. 366 f. — D.

Muthwille sei, Schilder statt Schilde zu sagen, weiß ich nicht. Man spricht ja doch einmal schon Bilder statt Bilde, da man doch das Verbum bilden hat: und wie also nicht Schilder, da man doch schildern sagt? Dünkt mich nicht unrecht, so macht meine Provinz einen dunkeln Unterschied zwischen die Schilde (clypei) und die Schilder (ausgehängte Wahrzeichen), obgleich der Ursprung freilich derselbe ist. Der Unterschied wäre derselbe, als die Bande (Fesseln) und die Bänder (im Putze).

Wenn ich nicht Gezische und Getöse sagen soll, so muß ich mir noch weit weniger Geblüte und Gemüthe erlauben. Bei jenen ist das e nur etwa der folgenden harten Consonanten wegen, bei diesen wider den Redegebrauch und unnütz. S. 8.

Meines Wissens sagt man heut zu Tage noch immer das Finsterniß weniger als die Finsterniß; nur sehe ich nicht, warum man im Plur. die Finsternissen sagen sollte. S. 8.

Wenn Klopstock sagt: zur Höllen hinabgehen, so ist das Höllen theils kirchen- und bibel- und liedermäßig, folglich hat es die Miene des geistlichen Alterthums; theils ist es, um den Hiatus zu vermeiden; es giebt also keine Regel. S. 10.

Trümmern statt Trümmer ist freilich unrecht, und das Ohr der klugen Schöne ebenso. Im letzten Fall aber wäre der Schönen zu sagen, theils doppelsinnig im Numerus theils das Substantivum schwächend. Indessen ist's wahr, daß Schöne statt Schönheit ein besserer Idiotism ist, z. B.

— — Sein ernstes Gesicht ist
Voll von männlicher Schöne;

und es ist ebenso wahr, daß das Große, das Edle, das Gute, das Angenehme in der Metaphysik unsrer Begriffe was Anders ist als die Größe, der Adel, die Güte, die Annehmlichkeit. Unser Winckelmann hat für seine Kunst die Großheit geschaffen, und keiner der vorigen Begriffe läßt sich substituiren: sollte nicht ebenso in der Moral zwischen Güte und Gutheit ein Unterschied sein?

Bodmer ist dafür, daß man Elysiums sagen solle; ich weiß nicht, ob, wenn bei solchen Declinationen die Farbe des Ungewöhnlichen weg sein wird, man nicht Elysiens sagen

werde.[1]) Ich nehme die Wörter aus, wo solche Verdeutschung nicht angeht; sollte da aber nicht z. B. des Publicum statt des Publicums gnug sein?

Bodmer hat Recht, daß man die Periode, die Echo, die Katheder sagen sollte, insonderheit wäre die zum Weibe umgeschaffne Echo den Poeten wieder die alte Nymphe, ein wirkliches Wesen, da sie ihnen jetzt ein schallendes Gespenst ist.

Man sollte ja nicht das Talent unsrer Sprache eingehen lassen, verschiedne Formen der Verborum als Substantive zu gebrauchen. Bodmer führt an, daß die Minnesänger sehr diese Umwandlung geliebt; von den Engländern ist ihr großer Vortheil bekannt, den ihre Verba, als Substantiva gebraucht, ihnen geben, und wirklich um den Stil so munter und natürlich wenden und abwechseln zu können, wie z. B. Lessing, hat man immer auch diese Freiheit nöthig, deren sich dieser angenehme Stilist auch oft bedient. Bodmer giebt Beispiele: „Wohlthun ist gut, ehe Besserthun kommt" u. s. w.

Bodmer ist unzufrieden, daß unsre Städte und Provinzen so oft Neutra sind. Ich glaube, Poeten können, wenn sie personificiren, freilich die hohe Jerusalem und die einsame Patmos als Weiber darstellen; nur müßten solche Abweichungen nicht so zur Gewohnheit werden wie in manchen halbdeutschen Schweizerübersetzungen, wo die Personendichtung so nöthig nicht war. Wie die fremden Nomina propria im Deutschen flectirt werden sollen, findet hier seine verschiednen Regeln, die aber noch immer auf zu viel Willkürliches hinauslaufen, und bei den Nationalwörtern wird dies Willkürliche gar Eigensinn. Samarier z. B., Athener, Karthager zu sagen, ist widrig, wenn Athenienser, Karthaginenser, Samaritaner, Samariter auch freilich nicht so ursprünglich deutsch wäre; Mißgeburten aus den Zeiten der Unwissenheit sind diese Patronymen deswegen nicht. Sie sind nach dem Lateinischen und in der Geschichte, Geographie und Literatur zu sehr angenommen, als daß wir uns von Athenern und Karthagern wollten vorerzählen lassen wie in der Wertheimischen Bibel von Jisraelen.

Bodmer tadelt die Wortfügung: Der Du von Ewigkeit bist, und will: Du, der von Ewigkeit ist. Ohne Zweifel ist dies grammatischer, jenes aber durch den langen Gebrauch und durch die Aehnlichkeiten fremder Sprachen, da die

1) Vgl. oben S. 7, Z. 2. 6. 11. 21. — D.

zweite Person gleichsam überwindend ist, gerechtfertigt. Es ist eine kernvolle Wortfügung: heilig und rein, der geh' ich hinaus — und so führt Bodmer mehr nervichte Constructionen über die Pronomina an, in deren Gebrauch die alten Minnesänger so stark waren.

Es wird die Licenz: ein hölzern Hirtenstab, der Pallas milchern Hals, der Thetis silbern Fuß erneuert. Ich glaube, man hat sie abkommen lassen, um die Zusammenkunft der Consonanten zu mildern, so daß sie nur noch bei Neutris, z. B. ein milchern Naturell, gebräuchlich sein kann. Auch weiß ich nicht, ob man eben der Pallas milcherne Hals sagen müßte, weil man ja nicht sage der schöner Herr. Die letzte Induction paßt nicht, und Bodmer hat alle Inversionen des Genitivs hier wider sich, z. B. meiner Muse bester Gesang, wo ich wol kaum beste sagen würde, und ist der Pallas nicht eben der Genitiv als meiner Muse, da es Herr Bodmer doch für den Artikel zu nehmen scheint? So dünkt mich auch selbst die Nüance der Sprache nicht völlig einerlei, ob ich in stillem Triumphe oder im stillen Triumphe sage, und dergleichen mehr.

Bei der Zusammensetzung der Präposition mit den Verbis wird der Nachdruck nicht übersehen, der manchmal aus Trennung und Voranschickung erreicht wird, z. B. herein stürzt Mann auf Mann — zusammen schloß er sie u. s. w. Gleim hat diese oft starke Inversion aus seinen Kriegsliedern beibehalten und sich auch in weichen Liedern zur Gewohnheit gemacht, wo sie, insonderheit da sie bei ihm zu oft rauhe wiederkommt, nicht immer die beste Wirkung thut.

Bodmer findet es hart, den Artikel vom Substantiv zu trennen, und führt das Beispiel an:

— Glücklich der
Barde, der u. s. w.

Ich fände das Beispiel auch hart, aber nicht der Trennung, sondern der Consonanten wegen in den Worten glücklich der. Einer unsrer Dichter hat also seine ähnliche Stelle besser:

— Glücklicher Barde, der
Unverdächtig u. s. w.

und hier fällt die Härte weg. In dem Silbenmaße der Horazischen Gattung ist ja kein Vers einzeln wegzuzählen, sondern

schnell fortzulesen, und da kommt Band auf Band, da ist keine Trennung.

Im Abschnitte von den Inversionen, Idiotismen, Synonymen und andern scheint Bodmer mit dem Verfasser der Fragmente über die neuere deutsche Literatur zusammenzukommen, aus dem er Manches borgt, und dem er in Manchem widerspricht.[1]) Idiotismen der Sprache z. B. fand der eben genannte Verfasser oft mit der Laune derselben Nation so zusammenstimmend, so einträchtig, daß er die Deutschen, die so gern über aller Regelmäßigkeit einschlafen, anmunterte, den launichten Briten zu folgen, wie diese Beides zu vereinigen, Laune im Gefühl und Laune im Ausdruck, kurz, eigen zu denken und frei zu schreiben. Ich weiß also nicht, ob Herr Bodmer ihn verstanden, wenn er fragt, wer sich wol mit dem deutschen Idiotismus: ins Gras beißen, groß dünken werde? Die Antwort wäre leicht: „Keiner als etwa der Pöbel." Aber welcher Schriftsteller sollte denn aus dem Pöbel sein und nach solchen Idiotismen jagen? Und hat die deutsche Sprache nicht würdigere, auf die sie stolz sein kann? mit denen sie sprechen kann, was Andre ihr nur schwer nachsprechen? Immer wäre es thöricht, Idiotismen im bloßen Wortbau ausklauben zu wollen, ohne einen Idiotism von Gedanke zu haben. Noch thörichter, idiotistisch zu schreiben, um ja unübersetzbar zu sein, und am Thörichtsten, elende pöbelhafte Idiotismen zusammenzustoppeln, um ein eigenthümlicher Narr zu werden. Aber das Alles fällt zu sehr ins Auge. Hier ist davon die Rede, daß, wenn ein originaler Geist seinem Gedanken freie Wendung und Schwung läßt, wenn er in seiner Muttersprache schreibt, sich in seiner Muttersprache lebendig und in Büchern zu einem Manne, der seiner Nation werth ist, gebildet hat: so werde der von selbst idiotistisch schreiben, d. i. nicht so, wie z. B. unsre classischen Süßlateiner, bei denen jedes Wort und jede Periode aus dem Latein übersetzt scheint, sondern ursprünglich aus der deutschen Sprache, mit der freien, festen und sichern Art, die in der Kunst heißt keck malen. Und daß eben die launigsten Briten auch in solchen Idiotismen die sonderbarsten sind, ist wol für Jeden, der sie in ihrer Originalsprache kennt, unleugbar. Ich will nur den neuesten, den seltsamen Tristram

1) Vgl. Herder's Werke, XIX. S. 28 ff. 361 ff. — D.

Shandy und Yorick anführen; wie sehr ist seine Schreibart (nur muß man ihn in seiner Sprache und Laune lesen) bis auf jede Wendung, jede Nachlässigkeit und jeden Pinselstrich von Komma ein Wurf seines seltsamen Humours! Und ich weiß nicht, wie es denn bei jedem Schriftsteller, der auf seine Kosten denkt, anders sein könne, als daß er auch auf seine Kosten spreche. Die Hauptirrung zwischen beiden Sprachlehrern ist also Mißverstand: der Fragmentist nimmt Idiotism als Farbe der ganzen Schreibart, der Schweizer einige einzelne ausgeklaubte Sprichwörter.

Mit den Synonymen ist's, wenn ich mich nicht irre, ebenso.[1]) Sind sie blos da, um da zu sein, d. i. Hübner's Reimregister oder einen elenden Gradum ad Parnassum zu füllen, sind sie da, um mit einem Nebenzuge einen leeren Vers voll zu machen — weg damit! Aber sind sie da, weil es viele Schattirungen eines Begriffes giebt, und eben im Vollzähligen dieser Begriffe der Reichthum einer Sprache besteht; ist's wider des Dichters Amt, diesen Reichthum der Sprache, die extensive Menge und Klarheit der Ideen in ihr zu seinem Zweck zu gebrauchen: so muß er mehr als die trockne Reihe philosophisch bestimmter Begriffe, er will auch die klaren Zwischenideen haben, die der gemeine Mann Synonyme nennt. Für ihn müssen also diese nicht blos bleiben, sondern auch in dem gemäßigten Licht bleiben, daß sie ihm Synonyme dünken — und so ist der Widerspruch gehoben.

Zuletzt, wenn Herr Bodmer von den Silbenmaßen und insonderheit von den Hexametern redet, so kann es nicht anders sein, als daß er die Hexameter der Schweizer mit dem, was er sagt, hat canonisiren wollen. Sonst z. B. würde er nicht so sehr seine lahmen Trochäen statt der Spondeen vertheidigen, nicht aus den hinkenden Daktylen eben die vorzügliche Mannichfaltigkeit unsrer Verse beweisen wollen, nicht es für einen pedantischen Muthwillen schelten, in unserm Hexameter die Griechen nachzuahmen, nicht es für einen Vorzug der Hexameter ausgeben, wenn sie sich auf zweierlei Art scandiren lassen (denn es ist Unsinn, daß beide Scandirarten je gleich gut sein könnten, da vielmehr keine von beiden deswegen gut sein kann), und kurz, dies letzte Capitel ist eins der unbearbeitetsten.

---

1) Vgl. Herder's Werke, XIX. S. 35 f. — D.

Ueberhaupt beklagen wir's, daß Bodmer selbst bei einem Lehrbuche sich nicht völlig vom Controversiengeiste frei machen kann, wo witzige Anspielungen auf seine alten Gegner, wenn sie auch nur in Exempelchen dastehen, doch immer eine ganz fremde Sache sind. Sodann wünschen wir, daß in einer zweiten Auflage einige trockne Capitel nahrhafter gemacht, einige Sprachfehler verbessert würden, die selbst wider des Verfassers Regeln sind, und durchgängig die eignen Ableitungen aus dem Lateinischen, Adjectif (Adjectiv), Gerundif (Gerundium), Participen (Participien) u. dergl. m. nicht mehr das Ohr beleidigen möchten.

Des C. Cornelius Tacitus sämmtliche Werke. Uebersetzt durch Joh. Sam. Müller. Drei Bände groß 8. Hamburg bei Joh. Carl Bohn 1765. 1766.[1])

Es ist spät, daß wir diese Uebersetzung nachholen; wir haben aber lieber die Herren Untreufeinde und Untreufreunde, die Verfechter dieser und einer andern Uebersetzung, im trocknen Ernst oder mit feinen Hessischen Ironien sich ausreden lassen, um jetzt unsre Meinung überhaupt zu sagen. Im Einzelnen und über einzelne Stellen, glauben wir, ist der Streit zu Ende; wenigstens könnte es ganz gut für den dritten und letzten Act des komischen Nachspiels gelten, da Herr Müller noch selbst vortritt und in der Vorrede zu seinem dritten Bande der Welt und vornehmlich sich selbst eine Menge Selbstlob und panegyrischen Unsinn über seine Uebersetzung ins Gesicht sagt, daß wol kein Mensch, der lesen kann, daran zweifeln wird, daß er diese seine Uebersetzung für schön, ja für schöner als das Original, den Tacitus selbst, halte. Ein Schriftsteller von der Art ist mit Allen, die seines Theils sind, nicht zu belehren.

Bei solchen Zänkereien indessen bleibt das Publicum unparteiisch. Nicht aus der Müller'schen Schule und nicht in dem Verdacht, seine Uebersetzung verrufen zu wollen, hat es den lateinischen Tacitus vor sich und die deutschen Tacitos

---

1) Band IX, 2. Stück, S. 110 ff. — D.

neben sich und vergleicht. Welche kommt ihm am Nächsten? welche hat den Römer am Besten ausgedrückt? an welchem haben wir einen solchen Originalmann, als der Lateiner war? Wir betrachten hier also die Uebersetzung vorzüglich im Ganzen, als ein Phänomenon der deutschen Literatur, und um da dem Wortgezänk des Uebersetzers zu entgehen, müssen wir ziemlich weit anfangen.

Tacitus ist ein Römer, und da er seine politische Geschichte bis auf die Ursachen jedes kleinen Vorfalls aus den Tiefen seiner Republik hervorholt, da er immer als Römer, als Staatsmann, als Nationalgeschichtschreiber spricht, so hat er ein gewisses außerordentliches römisches Gepräge. Nicht blos, daß der Materie und den Namen nach das ganze Lexikon der römischen Staatsverfassung in so vielen und vielartigen Zeiten bei ihm vorkommen muß, sondern es ist recht seine Laune, eine solche Staatssprache anzunehmen und consultatorisch sich auszudrücken. Dies ist sein römisches Siegel, und das muß er auch in der deutschen Uebersetzung behalten. Ueberall muß ich sehen, daß ich in der römischen Welt bin; jeder starke Ausdruck, der gleichsam zu den Curialien der Geschichte gehört, die ich lese, den Tacitus mit Fleiß brauchte oder gar selbst machte, um nur recht genau auf diese und jene Staatssache zu zeigen, muß seine Stärke und Eigenthümlichkeit behalten; ich muß in meiner Sprache so viel in ihm denken können, als der Römer mich wollte fühlen lassen — sonst ist er nicht mehr Tacitus der Römer, der er sein wollte.

Schwerlich, daß er dies in der Müller'schen Uebersetzung ist. Ich traue aus vielen Proben dem Uebersetzer zu, daß er Römer gnug sei, um diese römisch-politische Sprache verstanden zu haben; allein sie auch uns verständlich zu machen, sie mit der Schicklichkeit und Energie des Tacitus in seine Muttersprache zu verpflanzen, das hat er nicht gekonnt. In den meisten Fällen umschreibt er matt und müde, daß unser Auge im Lesen wol nicht eben den römischen Begriff kurz und andringlich trifft, und oft braucht er neuere Wörter, sie den alten römischen unterzuschieben, wo eine solche Vermischung doch nichts als lächerlich ist. Ein römischer Imperator und ein Generallieutenant, ein Triumvir und ein Bauherr spazieren auf allen Blättern zusammen; und gewisse starke Staatsausdrücke, die wir im Lateinischen mit ganz römischer Seele fühlen, sind im Deutschen in so matte, elende Umschrei-

bungen verflossen, daß wir uns in ihnen nichts denken, was der Römer dachte.

Um Beweise zu geben, müßte ich aus dem ganzen Buch ein ganzes Staatslexikon der Römer von Namen, Würden, Staatssachen, Zeitläuften, Curialien anführen, und wer würde mir die Mühe belohnen? Sollte sich Jemand nach Herr Müllern noch an eine ganz neue Uebersetzung des Tacitus wagen, so wende er viel Aufmerksamkeit darauf, um uns im Tacitus diese römisch-politische Seite ganz fühlen zu lassen. Bei ihm mag sie Fehler sein, wie ich gerne zugebe; allein ich will ihn nicht ohne den Fehler sehen, ohne den er gar nicht mehr Tacitus bleibt. Vielmehr kämpfe unsre Sprache, dies Gepräge der römischen Staatsherrlichkeit auszudrücken, und was sie nicht ausdrücken kann, wo man in einem Strahle die sieben Farben nicht unterscheidet, da komme die Note zu Hilfe, da mache diese die Farbe sichtbar. In dem abscheulichen Notenmischmasch des Herrn Müller's finde ich wenige, die dahin gehören; ob er gleich als Schulmann in ihnen wahrhaftig erträglicher gewesen wäre als jetzt in seinem elenden staatslustigen Bonmots- und Historienkrame.

Das ist also der erste durchgängige Mangel dieser Uebersetzung. Sie liefert nicht die Büste eines staatsklugen Römers, sondern die verrückte Figur eines stammelnden Deutschlateiners.

Zweitens. Es ist ein schon ziemlich lange genütztes Wort, das ursprünglich von der Musik hergenommen und sehr prägnant ist, sich in den Ton eines Andern setzen, seinen Ton treffen oder ihn verfehlen. Wer ein musicalisches Ohr hat, wird die Unlust kennen, die aus dem verfehlten Ton eines Stücks, eines Satzes, einer Stelle, eines einzelnen Lautes entspringt, und bei einem Uebersetzer in dem nämlichen Fall auch die nämliche Unlust. Nun hat Tacitus im Latein seinen ungemein eignen Ton theils in Erzählung seiner Geschichte, theils im Ausdruck seiner historischen Reflexionen, theils in der Stellung seiner Schilderungen und im Bau seines Perioden — kurz, in seiner historischen Composition vom Größten bis aufs Kleinste, überall eine ihm sehr eigne Manier, der er durchgängig sehr treu bleibt. Sein gesetzter und raisonnirender Charakter hat sich in dem Geist seines Werks überall ausgedrückt, und ich glaube daher auch, daß ein Genie, das mit ihm nicht just einerlei Wendung des Kopfs hat, daß ein Ciceronianer z. B. sich an Niemanden

eher als an Tacitus ermüden und verekeln werde, wegen seiner so einförmigen Betrachtungslaune; wie im Gegentheil ein Genie, das wie er gebildet ist, ihn verschlingen, ihn lernen, ihn auswendig wissen werde, aus der nämlichen Ursache, weil er sich selbst so sehr treu bleibt.

Und diesen Ton des Tacitus eben soll ein Uebersetzer vorzüglich studiren, und so lange studiren, bis er ganz in ihn stimmt und in sich einen ganz harmonischen Gedankenschwung fühlt, oder er ist nicht zum Uebersetzer des Tacitus geboren. Findet er nicht in sich die Anlage, wie er Ideen zu häufen, sie kurz und bündig gegen einander zu stellen, so tief in ein Factum zu dringen, als sich kommen läßt, alsdann das Ausgefundne nur gleichsam zu berühren, es fest hinzustellen und zu verlassen, historische Aussichten zu eröffnen, allein auch Alles dem Leser so vorzuhalten, daß er hintennach denken viel, für sich allein nebenweg denken nichts kann und soll; findet er nicht in sich diese strenge consultatorische und fast gesetzgebende Miene des Geistes, so lege er den Tacitus beiseite: sie sind nicht zween Männer vor einander und werden sich immer querüber ansehen. Der suche sich lieber einen Schriftsteller von leichterer Denkart, von einer freiern und gleichsam schlappern Manier, seine Ideen zu stellen und zu umschreiben und nur die Blumen abzubrechen — allein das ernste, tiefdenkende, sparsame Gesicht unsers Römers schrecke ihn ab.

Herr Müller war in diesem Verstande wahrhaftig nicht zum Uebersetzer des Tacitus geboren, so wenig als Tacitus zum Uebersetzer des Herrn Müller's. Wer die Dedication und den Vorbericht und die Vorreden und Noten nur zu lesen anfängt, der sieht, daß es in der Welt nicht zwei verschiednere Menschengesichter geben könne als Tacitus und Müller, oder nach dem Range, den er sich selbst anweist, als Müller und Tacitus. Ein schleppender Stil, eine seichte Denkart, ein kindischer Witz, ein völliger Mangel an Umriß der Gedanken und Worte, an Unterscheidung des Wichtigen und Närrischen, eine steife Schulmiene und die unüberlegteste Zusammenschreiberei — Alles dies an Herrn Müller drückt noch kaum den Contrast aus, den er und Tacitus machen. Sollte der Römer aufleben und die Vorreden und Anhänge und Zueignungen und Noten lesen, die seinem Werke angeschmiert sind: zum zweiten Mal würde er unser Deutschland

ausrufen informem terris, asperam coelo, tristem cultu adspectuque[1]) — und seinen Herrn Uebersetzer — ich mag ihn nicht mit Tacitus' Worten charakterisiren.

Bei einer so gräulichen Ungleichheit der Köpfe ist also auch die Manier des Tacitus durchaus verkannt und verstümpert; ja, Müller hat, glaub' ich, hinter aller Uebersetzung noch nicht davon geträumt, was die Manier des Tacitus sei. Verzerrung und Zerreißung seiner Bilder und Gegensätze, Ausspülung seiner Sentenzen in die wässerigste Sprache, Verschattung aller Nüancen, die ihm so eigen sein und so oft wiederkommen mögen, als sie wollen — die starre Seele des Uebersetzers hat sie nicht gesehen, nicht gefühlt, nicht nachgeahmt, nicht ausgedrückt. Er hat seinen Wortleisten; nach dem formt er, und in die Form muß der arme Tacitus. Je mehr man ihn vergleicht, desto näher kommt man der Erbitterung; ich mag nicht Beispiele anführen, das ganze Buch ist Beispiel.

Die deutsche Uebersetzung des Tacitus aus dem vorigen Jahrhundert kenne ich nicht; daß aber wahrhaftig in unsrer machtvollen, nachdrücklichen Sprache eine bessere möglich sei, zeigen einige Proben von einem Autor, den man hier nicht erwarten wird: Lohenstein. In seinem Arminius und Thusnelda sind viele Stellen aus dem Lateiner wörtlich nachgeahmt, und oft mit außerordentlichem Glücke. Sein häufiges Wortgeklingel abgerechnet, hört man nicht ein dem Tacitus Aehnliches, wenn er anfängt: „Rom hatte sich bereits so vergrößert, daß es seiner eignen Gewalt überlegen war, und es gebrach ihm jetzt nichts mehr als das Maß seiner Kräfte. Denn nachdem Bürger gewohnt waren, ganze Königreiche zu beherrschen, für Landvögten sich große Fürsten beugten, die Bürgermeister Könige für ihre Siegswagen spanneten, konnte die Gleichheit ihres bürgerlichen Standes ihren Begierden nicht mehr die Wage halten. Hieraus entspannen sich die innerlichen Kriege, welche dem Kaiser Julius das Heft allein in die Hand spielten, als der große Pompejus in der Pharsalischen Schlacht seine Kräfte, das römische Volk aber seine Freiheit verlor und Jenem über Hoffen die Erde zum Begräbnisse gebrach, dem sie kurz vorher zu Ausbreitung seiner Siege gefehlt hatte. Denn ob zwar der andere großmüthige Brutus u. s. w. Also hänget ein gewünschter Aus-

1) Germ., 2. — D.

schlag nicht von der Gerechtigkeit der Sache, nicht von der Sicherheit u. s. w. Wie nun Brutus vom Antonius erdrückt war, also entäußerte sich der furchtsame Lepidus seiner Hoheit und fiel dem August in einem Trauerkleid zu Fuße. Der Letzte unter den Römern, Cassius, tödtete sich aus Einbildung eines fremden Todes. Des Sextus Pompejus Kopf schwamm im Meere; Cato und Juba fielen lieber in ihre eigne Schwerter als in die Hände des Octavius. Anton verlor sich durch eigne Wollüste, blieb also Niemand von den Großen übrig als August und sein Anhang. Da nun Dieser die Gemüther der Kriegsleute mit Geschenken, den Pöbel mit ausgetheiltem Getreide, den Adel mit Freundlichkeit, Alle mit fürgebildeter Süßigkeit des Friedens gewonnen hatte, war Niemand, der nicht lieber eine glimpfliche Herrschaft als eine stets blutende Freiheit verlangte" u. s. w. Man sage, ob man hierin nicht eine ähnliche Miene von Tacitus sieht, wenn Dieser auf seine freilich gründlichere Art sagt: Ubi militem donis, populum annona, cunctos dulcedine otii pellexit, insurgere paullatim, munia Senatus, magistratuum, legum in se trahere nullo adversante, cum ferocissimi per acies aut proscriptione cecidissent, ceteri nobilium, quanto quis servitio promptior, opibus et honoribus extollerentur ac novis ex rebus aucti, tuta et praesentia, quam vetera et periculosa mallent. Läuft nicht eine ähnliche Ader der Schreibart? und sie ist überall, wo deutscher Heldenmuth spricht und der Beschreiber sich nicht unter Perlen und Edelgestein verirrt, noch sichtbarer.

Nun höre man den deutschen Müller: „Nachdem Brutus und Cassius erschlagen waren und man keine Waffen mehr sah, die für die Freiheit Rom's geführet wurden; nachdem der jüngere Pompejus bei Sicilien unterdrückt, Lepidus aller Gewalt beraubet und Antonius getödtet war: so blieb nicht einmal der Julianischen Partei (Julianis partibus) ein andrer Anführer als Octavius Cäsar übrig. Dieser legte den Namen eines Triumvirs ab, ließ sich einen Bürgermeister nennen und stellte sich, als ob er zur Beschützung des niedrigern Volks sich mit der Gewalt der Zunftmeister begnügen ließe. Da er aber die Soldaten durch Geschenke, das Volk durch Austheilung des Getreides und Alle durch die Annehmlichkeit der Ruhe gewonnen hatte, erhub er sich allmählich und zog die Macht des Senats, der obrigkeitlichen Personen und der Gesetze an sich, ohne daß sich Jemand

dagegen legte, indem die Mächtigsten in den Schlachten, oder durch die Verbannungen gefallen waren; die Uebrigen aber aus den alten Geschlechtern desto mehr mit Reichthum und Ehrenstellen überhäufet wurden, je geschwinder sie sich zur Knechtschaft bequemten, und wegen der Vortheile, die sie bei der veränderten Regierung fanden, die Sicherheit des gegenwärtigen Zustandes der gefährlichen Wiederherstellung des Alten vorzogen." Wem der Periode lang, schleppend, unerträglich dünkt, der glaube, es ist vielleicht noch einer der erträglichsten im Buche. Ich habe den Agricola mit dem Original zusammenhalten wollen — und wollen — und nicht durchhin können: so wenig ist Tacitus in ihm kenntlich. Er ist eine langstreckige, gedehnte Figur, niedergeworfen und im Staube liegend, wie Mars, da er sieben Hufen deckte. [1])

Drittens endlich. Nicht Tacitus blos, keinen Lateiner, glaube ich, kann Herr Müller würdig übersetzen; denn er kennt nicht das unterschiedne Maß beider Sprachen. Tacitus hat keine Ciceronianischen Perioden; er schiebt nur kurze Sätze auf einander, läßt Bindungen und Alles, was blos Wort ist, aus und setzt nur Figuren, Sachen — und doch schleppt sich der Müller'sche Periode schon so langweilig. Ei, wenn nun ein weiter lateinischer Periode da wäre, mit Bindewörtern und Verschränkungen und Inversionen und Vincturen und Juncturen — wie dann? Herr Müller scheint zu glauben, daß, was im Lateinischen zwischen zwei Punkten steht, auch im Deutschen so kommen müsse; und welche lateinisch-deutsche Uebersetzung muß das werden?

Ich habe viel Böses von meinem Autor gesagt, aber noch nicht alles; denn sein Notenwust ist das Abscheulichste im Buche. Da Geschichtchen aus der französischen Grammatik, aus Charakteren und Bagatellen und Loisirs, und wo weiß ich mehr? her; da Parallelanekdoten und schöne Raritäten und schöne Spielwerke, und mitten inne Wortklaubereien, Verbeugungen an den neuesten Herausgeber des Tacitus in Deutschland, und wieder französische Brocken — o, ein Geschmiere zum ernsten, philosophischen grübelnden Tacitus!

Nach alle diesem Tadel muß ich den Fleiß und die Mühsamkeit des Verfassers loben. Seine Uebersetzung, die dem Wortverstande, im Ganzen, Groben genommen, so ziemlich

---

1) Ilias, XXI. 407. — D.

treu bleibt (wo der Wortverstand auf Geschmack beruht, kaum), kann etwa den Lesern gut sein, die eine etwanige Nachricht von Tacitus' Geschichte haben wollen, ohne daß ihnen am Geist des Schriftstellers selbst gelegen sei. Und einem künftigen Uebersetzer kann sie wenigstens zu einem Stabe dienen, neben ihr sicherer zu gehen. So denke ich von dieser Uebersetzung sine ira et studio, quorum caussas procul habeo.[1])

C. Cornelius Tacitus' Werke, aus dem Lateinischen übersetzt und mit den nöthigsten Anmerkungen begleitet. Magdeburg bei Hechtel 1765. 2 Th., gr. 8. Der erste 248, der andre 149 S.[2])

Ein ganz andrer Geist herrscht in dieser Uebersetzung; das ist bei dem Anfange des Lesens sichtbar. Hier hat sich der Uebersetzer bemüht, des Tacitus Kürze und Stärke in Malereien und Sentiments auszudrücken, von Tacitus' Charakter eine deutsche Copie zu liefern — die Bemühung ist lobenswerth. Er hat ein Buch zu liefern gewünscht, dabei man sagen könne: „So muß die Geschichte geschrieben werden." Der Zweck ist für unsere Sprache noch lobenswerther; wie weit mag die Uebersetzung gekommen sein in Erreichung desselben?

Tacitus, der Römer, hat hier mehr sein eigenthümliches römisches Gepräge als in der vorhergehenden. Die Namen der Staatsmänner nicht allein (denn die sind das Leichteste), sondern gewisse Staatsausdrücke und Charaktere der Zeitläufte sind hier stärker auf Römisch bezeichnet, und wir haben also weniger den erbaulichen Anblick, einen alten Lateiner im deutschen Putz, mit langen Manschetten und einer Schulperücke vor uns zu sehen. Der Noten ist wenig, und sie sind blos auf die Erläuterung dieser römischen Seite in Tacitus gerichtet, da freilich, wie die Vorrede sagt, kein Buch in der Welt bequemer wäre, mehr Noten als Text zu machen, als Tacitus.

---

1) Tac., Ann., I. 1. — D.
2) Daselbst S. 119 ff. — D.

Man sieht augenscheinlich, daß der Uebersetzer sich Mühe gegeben, den Charakter Tacitus' auszudrücken, und in der Kürze hat er ihm oft ziemlich nachgaloppirt. Aber der einsilbige Nachdruck des Lateiners, die sorgfältige Wortstellung in seinen Bildern und Charaktern und Sentiments, der etwas dunkle und harte Ton seiner Farben — der dünkt uns vom Uebersetzer nicht immer bemerkt. Im Deutschen ist sein Ausdruck verbundner und fließender und etwas blühender geworden, als er uns im Lateinischen nach dem Ton des Ganzen dünkt; aber eben deswegen entgeht ihm auch unendlich viel von der trocknen Stärke, von der im Lateinischen so genau angeordneten und mächtigen Wortstellung, da beinahe jedes Wort eine Figur und in Absicht auf seine Stelle wenigstens halb so wirksam ist als in Absicht auf sein eigentliches Gewand. Wir wollen die Hälfte davon auf Rechnung der deutschen Sprache setzen, die schleppend, verbindend, dehnend und an überflüssigen Füllwörten nicht so edel-arm ist wie die lateinische; aber was in dieser Composition noch vom Componenten abhangt, wollte das der Uebersetzer nicht auf sich nehmen? Seine Denkart und Ausdruck scheint von Natur leichter und blühender zu sein als des ernsthaften, wortarmen, tiefsinnigen Tacitus, und dieser Charakter überträgt sich auch in die Schriften und ist ungemein merklich, wenn man den Einen weglegt und den Andern so frisch in dem Tone des Andern fortliest. Es ist, als wenn Zween zusammen sprächen, der Eine heller und fließender, der Andere tief und langsam und nachdrücklich: ist das eine Stimme?

Da der Charakter des Tacitus, wie auch unser Verfasser zugiebt, so unterscheidend und ungemein auszeichnend ist, so sieht man, warum bei ihm mehr als bei einem Andern etwa, dem der Ausdruck von der Zunge wegfließt und nicht so tief aus der Seele kommt — warum mit Tacitus mehr Sympathie seines Lesers und Uebersetzers nöthig sei als mit einem Andern. Noch zehn Jahrhunderte, und kein Jüngling (es sei denn, daß er Anlage hätte, selbst ein Tacitus zu werden) wird ihn von Grund aus übersetzen — kein Ciceronianer ihn so von Grund aus schmecken lernen als ein — nun, als ein zweiter Tacitus. Wird Deutschland den reifen, langsamen, tiefen Mann bald hervorbringen? Selbst Lipsius war's nicht völlig; er hatte seinen Seneca lieber, und bei Tacitus liebte er nur

vorzüglich seine Kürze; den nachsinnenden, reifen, politischen Geist hatte Lipsius nicht.

Die nächste Bestimmung dieses Genies wird sein: es wird den Tacitus studiren — studiren bis auf Worte, den Sinn und Nachdruck und Stellung der Worte, der Charaktere, der Begebenheiten, der ganzen Geschichtcomposition. Zur Probe, ob unser Uebersetzer den Tacitus in allem Rührenden seiner Rede, in dem affectvollen abgebrochnen Ausbruch von Worten treffe, vergleiche man z. B. die Rede des sterbenden Germanicus im zweiten Buch, Cap. 71. 72, der Annalen. Die andringendsten Ausstoßungen des beweinenswürdigen Schmerzes; das *etiam* adversus Deos; das acerbitatibus dilaceratus, insidiis circumventus, das im Lateinischen stark andringt auf das Hauptaugenmerk: miserrimam vitam pessima morte finierim; das zweifelhaft flehende si quos, si quos; das inlacrimabunt — flebunt — das sich allein und mit Schluchzen gleichsam ausnimmt; das stille Vorzählen der einzelnen Klagen: Alles ist im Deutschen nicht da. Und wer den Unterschied noch mehr sehen will, vergleiche Charaktere, von denen das ganze Buch voll ist; auf einzeln verfehlte Stellen wollen wir uns nicht einmal einlassen, wo der Verfasser den Tacitus überall im Fluß übersetzt und nicht einzeln tief gnug studirt.

Im Fluß übersetzt, einzeln nicht tief gnug studirt: das ist also, wir wir glauben, der Charakter dieser Uebersetzung, die, wenn sie vollständig wäre oder noch vollendet würde, in allem Betracht vor jener Vorzüge hätte. Im Ganzen leuchtet der Geist des Tacitus aus ihr sehr gut hervor; als ein Buch im historischen Stil ist's für unsre Sprache schätzbar, an Annehmlichkeit im Lesen übertrifft's jenen weit, und in Geschmack, in Wahl der Worte und Gedanken, in dem, was zum Tacitus schicklich oder unschicklich ist, wer wird's darin mit jenem auch nur vergleichen wollen? Es wäre gut, wenn der Uebersetzer sein Werk vollendete und sich alsdann, wenn der Ton des Tacitus in ihm erlöscht wäre, an einen ihm angemessnern, fließendern Geschichtschreiber machte: er würde durch die Biegsamkeit und den Fluß seiner Schreibart sich viel Dank erwerben können. Im Ganzen aber wünschen wir noch eine dritte Uebersetzung, die hinter zween von so verschiedner Art gewiß sehr vollkommen sein könnte.

Die Gedichte Ossian's, eines alten celtischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt von M. Denis, aus der G. J. Erster Band, Wien bei Trattner 1768. gr. 8. 226 Seiten.[1])

Die Erscheinung ist neu und schön. Einer aus der Gesellschaft Jesu, der Uebersetzer Ossian's in deutsche Hexameter, fast nach Klopstock's Manier, der Klopstock's Freundschaft und seinen Messias rühmt, der uns durch seine Uebersetzung mit dem Hexameter aussöhnen will — die Erscheinung ist neu und schön. Ein Sonnenfels in seiner gesellschaftlichen Prose, ein Pater Wurz im Rednerschwunge, jetzt Pater Denis in seinem guten poetischen Geschmack — lassen die für Wien nicht viel hoffen?

Die Gedichte Ossian's, des Sohns Fingal, diese kostbaren Ueberbleibsel der Vorwelt, hatte Macpherson aus der alten celtischen oder gallischen Sprache in engliche Prose übersetzt. Wir bekamen schon vor Jahr und Tag aus Hamburg zwei gute, sehr wohlklingende Uebersetzungen auch in Prose, die die Stärke, die Kürze, die Erhabenheit und das Rührende des Barden ungemein ausdrücken. Herr Denis hat sie nicht gesehen und das schwere Werk übernommen, einen alten Dichter, der prosaisirt war, aus der Prose wieder hervorzurufen und zu poetisiren. Kein Silbenmaß schien ihm angemessener als der Hexameter der Griechen, und er wünscht, „daß sich deutsche Dichter zur höhern Erzählung niemals einer andern Versart als dieser oder höchstens noch der fünffüßigen männlichen Jamben bedienen; aber auch ihre Silbenmaße so richtig bestimmen, ihre Wörter so harmonisch anreihen, ihre Abschnitte so mannichfaltig verlegen, ihre Perioden so abwechselnd ausströmen lassen möchten als unser großes Muster, der Sänger des Messias"! Ein Uebersetzer von so feinem Geschmack kann die freie, offne Meinung seiner Leser nicht anders als willkommen aufnehmen!

So sind also die Gedichte Ossian's in Hexameter übersetzt. Aber würde Ossian, wenn er in unsrer Sprache sie

1) Band X, 1. Stück, S. 63 ff. — D.

abgesungen, sie hexametrisch abgesungen haben? oder wenn die Frage zu nah und andringend ist, mag er in seiner Originialsprache den Hexameterbau begünstigt haben? Mögen in seinen Gesängen die Accente dieser griechischen Versart so vorgezählt liegen, daß eine andre Sprache nichts anders als die disjecti membra poetae in Ordnung bringen darf, und es sind Hexameter? Oder wenn wir dies nicht wissen, thut Ossian in seinem Homerischen Gewande eben die Wirkung als Ossian der nordische Barde?

Wir wissen von den nordischen Dichtern der Celten wenig, aber was wir von ihnen wissen, was die Analogie der Skalden, ihrer Brüder, uns außerdem noch auf sie schließen läßt, dürfte das für den Hexameter entscheiden? Nach allen einzelnen Tönen, die uns von ihnen zurückgeblieben, haben sie in einer Art von lyrischer Poesie gesungen, und da dies aus den Nachrichten von Skalden gewiß wird, da man den Strophen- und Versbau dieser Liedersänger zum Theil entwickelt hat, so wünschten wir, Herr Denis hätte sich nach den Accenten solcher Bardengesänge sorgfältiger erkundigt, von denen in den so bearbeiteten celtischen Alterthümern Spuren gnug anzutreffen sind. Unsre Sprache, die in so vielen Jahrhunderten freilich sehr nach andern disciplinirt und von ihrem Bardenursprung weggebogen ist, würde vielleicht in diesem Rhythmus Töne finden, die zum zweiten Male deutsche Barden wieder aufweckten. Und gewiß, so weit die Gesänge und Bilder eines Ossian's von Homer im I n n e r n abgehen, so anders die Laute der Sprache und der Kehle gewesen: so anders auch sein Saitenspiel. Jetzt ist's also Ossian der Barde im Silbenmaße eines griechischen Rhapsodisten.

Vielleicht aber wird er dadurch verschönert und gleichsam classisch? Er mag es werden; nur er verliert mehr, als er gewinnt, d e n B a r d e n t o n s e i n e s G e s a n g e s. Homer's Muse wählte den Hexameter, weil dieser in der reichen, vieltönigen, abwechselnden griechischen Sprache lag und auch in seinem langen und immer rastlosen Gange dem Gange der Poesie am Besten nach- und mitarbeiten konnte. Lessing hat in unsern Tagen diese immer schreitende, fortgehende Manier Homer's vortrefflich entwickelt; und zu ihr war kein Silbenmaß schicklicher als der lange, immer gehende, immer fortwallende Hexameter mit seinen vielen Füßen und Regionen und Abwechselungen. Ich bin nicht der Erste, der diese An-

merkung macht, so wie Herr Lessing nicht der Erste ist, der Homer's Manier in diesem Fortschritt entwickelt hat. Die Lettres concerning Poetical translations, Lond. 1739. 8. geben dem Homer Eilfertigkeit, Rapidität zum Charakter, dem Virgil Majestät — und sagen auch so manches Andre über die Versification Milton's und über seinen griechisch-lateinischen Wortbau, das für den Uebersetzer Ossian's nicht übel zu lesen wäre. Noch aus einer andern Ursache kleidet den Homer sein Hexameter so vortrefflich, seiner süßen griechischen Geschwätzigkeit wegen. Sein Ueberfluß an malenden Adjectiven und Participien, an tausend angenehmen Veränderungen und kleinen Bezeichnungen, seine Gewohnheit zu wiederholen u. s. w., Alles schickt sich so vortrefflich in den immer fallenden und wiederkommenden Hexameter, daß dieser aus mehr als einem Grunde im eigentlichsten Verstande der Vers Homer's heißen kann.

Nun aber Ossian, und er ist fast in Allem das Gegentheil. Er ist kurz und abgebrochen, nicht angenehm fortwallend und ausmalend. Er läßt die Bilder alle schnell, einzeln, hinter einander dem Auge vorbeirücken; und das Anreihen derselben, ihre Verkettung und Verschränkung in einen Zug kennt er nicht. Rauhe Kürze, starke Erhabenheit ist sein Charakter — kein fortwallender Strom, kein süßes Ausreden. Er tritt einher, möchte ich mit seinen Worten sagen, er tritt einher in der Stärke seines Stahls und rollt wie ein Meteor vorbei und zerfährt im Winde. Ich zweifle, daß die Denis'sche Uebersetzung diesem Charakter getreu bleibe. Epischen, heroischen Eindruck läßt sie, aber nicht schottisch-heroischen, nordisch-epischen Eindruck. Sie muß die kurze Abgebrochenheit des Dichters mildern und gleichsam verschmelzen; sie muß seine Bilder reihen, die er erhaben hinwarf; die Lücken zwischen ihnen verflößt sie; sie bringt Alles in Fluß der Rede — ein Homerischer Rhapsodist, nicht aber auch dem Haupteindruck des Tons nach der rauhe, erhabne Schotte.

Vergleichungen zwischen den prosaischen, dem Macpherson wörtlich treuen Uebersetzungen und zwischen dieser poetischen bestätigen, was ich sage. In dieser finden wir mehr den Dichter in Versen, Worten, Constructionen, in jenen mehr das nordische Original in seiner eigenthümlichen Hoheit und abbrechendem kurzen rührenden Tone. Ihm entfallen nur einzelne Bilder und einzelne Laute bei tragischen Geschichten, aber

diese dringen zur Seele, diese lassen Stacheln im Herzen; jene gehen prächtig dem Auge vorüber und thun nicht immer so viel Wirkung. Es ist wie mit jenen beiden Rednern Homer's: der eine spricht — —

ἔπεα νιφάδεσσιν ἐοικότα χειμερίῃσιν,

der andre:

παῦρα μὲν, ἀλλὰ μάλα λιγέως.[1])

Der letzte dünkt mich dem Tone des Originals treuer.

Noch eine Probe ist für mich. Der Uebersetzer hat oft lyrische Chöre eingemischt, und sie sind von großer Wirkung, oft Bardentöne bis zum Erstaunen. Herr Denis hat so innige Accente des Wohllauts in seiner Gewalt wie der starke Pindar Pfeile in seinem Köcher,[2]) daß man's um so mehr beklagt, daß nicht Alles in ihm eine Bardenluft geworden. Wir nehmen das Erste das Beste:

„Aber Schlummer sinket
Mit den Harfentönen;
Holde Träume schweben
Allgemach um mich. —
Ihr Söhne der Jagd,
Entfernet den Schritt!
Verschonet der Ruhe
Des Barden, der jetzo
Zu seinen Erzeugern,
Den Helden der Vorwelt,
Hinüber entschläft. —
Weichet, Söhne lauter Jagd!
Störet meine Träume nicht!"

Ich wollte gerne noch das Lied der Moina in seinen süßen Trauertönen einrücken, wenn hier Platz wäre, und viele von den Hexametern sind sehr melodienreich und wohlklingend. Wie wäre es, wenn der Uebersetzer in seinem folgenden Theil sich weniger das einförmige Gehege dieser Versart vorzäunte, wenn er z. B. nach den Mustern der freisilbigen Klopstockischen Oden allem Wohlklange aufhorchte, der jedesmal im Gedanken und im Ausdruck, bis auf alle Kürze und Stärke und Einsilbig-Rührendes und Halbstummes im Ossian liegt, Alles dies mit

1) Ilias, III. 214. 222. — D.
2) Ol., II. 149–152. — D.

allen freien Wendungen und Absätzen in seiner Muttersprache auffinge, sich mehr um die Barden- und Skaldensilbenmaße bemühete und dieselben, wo sie nicht in Hieroglyphen und Logogryphen abarten, nachahmte! Ein melodisches Ohr, wie hier der Uebersetzer bewiesen, was würd' es nicht an einem Ossian für Symphonien alter Barden erwecken! Da würde ihm denn der Skalde vom Sunde her entgegentönen:

„Ist's Braga's Lied im Sternenklang,
Ist's, Tochter Oral's, Dein Weihgesang,
Was rings die alte Nacht verjüngt?
Auch mich — ach, meinen Staub durchdringt! —
Der Fels, wo er die Hymn' ergoß,
Daß Nordsturm tonvoll ihn umfloß,
Bebt' unter ihm, die Tiefe klang,
Und Geister seufzten in seinen Gesang."[1])

Mit dem musicalischen Gedicht Comala bin ich gar nicht zufrieden. Die dramatische Eintheilung gefällt mir; aber die poetische Verarbeitung ist wässricht, gezogen und bleibt selbst der Hamburgischen Prose nach. Vielleicht, daß die Reime Herrn Denis verführt haben, und ich wollte ihm freundschaftlich rathen, das ganze Stück noch einmal vorzunehmen und nach dem freien Klopstockischen Silbenmaße, das ich vorgeschlagen, in einem der folgenden Theile umzuarbeiten — wie anders würde es klingen! Der Recensent hat selbst vor geraumer Zeit einige Ossian'sche Stücke in dies freie Metrum poetisch zu erheben versucht und recht die Grenzen des besten prosaischen und des wahren poetischen Wohlklanges gefühlt; wollte Herr Denis nicht die Bahn versuchen?

Die Anmerkungen des Cesarotti und Macpherson's sind untergerückt: diese sind meistens historisch, jene kritisch und mit dem Homer parallelisirend. Cesarotti hat selten ganz Recht, indem er den Homer überall so zum Ossianer machen will als Andre den Klopstock zum Homeristen; allein seine Anmerkungen sind doch immer sehr lesenswürdig. Sie machen auf manche Detailschönheiten aufmerksam und zeigen manche neue und fruchtbare Seite ihres Autors. Wir hoffen also, daß Herr Denis mit ihnen fortfahren werde. Vor dem dritten Bande soll D. Blair's Abhandlung stehen, und sie ist sehr der

1) Aus dem Anfange von Gerstenberg's Gedicht „Der Skalde". — D.

Uebersetzung werth. Wir freuen uns überhaupt auf die ganze Fortsetzung der Denis'schen Arbeit mehr als auf manche neuere süß lallende Originale in Deutschland und wünschen, daß Ossian der Lieblingsdichter junger epischer Genies werde!

Die Gedichte Ossian's, eines alten celtischen Dichters, aus dem Englischen übersetzt von M. Denis. Zweiter Band, 19 Bogen. Dritter Band, 21 Bogen gr. 8. Wien bei Trattnern.[1])

Wir haben das Bardengeschrei der deutschen Nation etwas verhallen lassen, um die Uebersetzung des Dichters, der so viel Neuern das Bardenkleid angezogen hat, zusammt diesen Neuern, die es von ihm empfangen haben, in einen Gesichtspunkt nehmen zu können. Die Recensionen dieser Bibliothek sind doch ohnedem nicht die ersten Postboten von Neuigkeiten der Messe, zu denen Zeitungen und fliegende Blätter gnug da sind; vielmehr wäre es dem Recensenten Zweck, wenn sich seine spätere Stimme auch etwa mit dem geprüftern ausgebrausten Urtheile der stillen Liebhaber im Publicum begegnete. Und hiernach beurtheile der Leser die etwanige Verspätung dieser Recensionen und die Anzahl der mancherlei Gedichte, die zusammengestellt werden; man hat sich mit Fleiß verspätet und mit Fleiß so zusammengestellt.

Im Ganzen der Uebersetzung könnte sich der Recensent vielleicht noch völlig auf seine über den ersten Theil gesagte Meinung (X. B. I. St. S. 63.) beziehen. Noch immer Ossian der Hexametrist, der Klopstockianer, da man Ossian den kurztönenden, unregelmäßigen celtischen Barden hören sollte. Je mehr der Recensent in der Länge der Zeit und in sehr verschiedenen Augenblicken den Celten in Macpherson's englischer Prose gelesen, sich alsdann den Celten nach der gegebnen Probe und Beschreibung in seiner Ursprache gedacht und alsdann den deutschen Ossian aufgeschlagen und singen gehört, desto bestärkter ist ihm dieser Unterschied vorgekommen. Noch

---

1) Wir lassen die Fortsetzung der Anzeige des Ossian hier sogleich folgen, obgleich sie erst Band XVII, 2. Stück, S. 437 ff. steht. — D.

immer ausgemalte Bilder, wo sie nur schnell vorüberrücken sollten; gekettete Vorstellungen, wo sie im Original wild und öde allein stehen; sanft verflößte Züge, wo sich dort die Farben härter brechen, das Auge nicht weiden, sondern bestürmen sollten. Man erlaube also gleich eine Hauptanmerkung.

Es kann eine Uebersetzung ein sehr gutes, nützliches, in gewissem Verstande auch classisches Werk und doch eine unvollkommene, ja gar schlechte Uebersetzung oder fehlerhafte Nachbildung sein. Pope mit seinem Homer ist vom letzten, und so viel wirklich schöne französische Uebersetzungen sind vom erstern Zeuge, und die Ursache in beiden sehr leicht zu finden. Hat der Uebersetzer oder Nachbilder die Manier seines Originals nicht recht studirt, nicht recht gefaßt oder (denn wer kann oft für die Farbe jedes Dinges in jedes Menschen Auge sprechen?) nicht recht gesehen; schiebt er seiner Urkunde also eine andre Manier, ein andres Ideal unter: als Uebersetzung, als Nachbildung betrachtet, wird's immer ein schiefes Werk sein und bleiben. Nicht blos, daß des Urbildes Treue im Ganzen der Composition, der Haltung, des Colorits verloren geht, im Kleinen müssen auch so viel kleine Fehler, Verzeichnungen, Flecken u. s. w. vorfallen. Ein rauher Versemann hat dies über Popens Homer kurz und scharf gesagt:

„Pop' hat Homer's Gemälde gestochen!
Bis hieher gut! Dolmetscher können's nicht anders!
Allein er hat die freien Gestalten
Verzeichnet, hat die weiche Ründe durch Schärfen und Ecken
Unkenntlich gemacht — den Griechen verschönert!"

Mutatis mutandis sollte dies Epigramm nicht ziemlich von Ossian und Denis gelten? ja, nicht Haupturtheil sein können? Denis hatte einmal das Klopstockische Vers- und Bildermaß im Sinne, und was er nun in Ossian sah, sah er unter diesem Maße: die Copie ging immer mehr vom Original ab.

Sollte diese Recension Herrn Denis selbst in die Hand fallen, so dürften wir uns gegen ihn auf eine Induction beziehen, die uns mit ihm vergleichen könnte. Er sehe, wie Klopstock selbst im dritten Buche seiner Oden den Barden angesehen und gefühlt hat. Ist's in dieser Messias-Manier? oder hat sich nicht fast die ganze Manier Klopstock's dabei etwas geändert? Welche andre, welche große, welche schwere

Wirkung! Und nun ein dritter Freier, der eigentlich keine Manier haben sollen, der zwischen Klopstock und Ossian frei in der Mitte steht und diesen übersetzen will, wie er ist — was sollte Ossian auf den für Wirkung gemacht haben?

Erklären können wir uns dies Weiche, Halbsüdliche in Denis' Manier ziemlich; aber gerechtfertigt wird's damit noch nicht im Mindesten. Wir sind freilich in der ganzen Denkart unsers Jahrhunderts zu weit von Ossian ab. Mehr an eine Kette raffinirter Vorstellungen, leichter Abstractionen, angenehmer pensées und Reflexionen gewöhnt als an den rauhen Schrei der Leidenschaft, kühner Hinwürfe einer stark getroffnen Einbildung und einer wüsten, starken Gestalt der Seele, haben sich bei uns in Denkart, Ausdruck und Gestalt der Sprache auch ganz andre Seelenkräfte entwickelt oder zu entwickeln angefangen. Alles bis auf unsre Dichtkunst und Dichtungssprache hat den Weg des schönen Anstandes, des Feinausgedachten und Feingesagten, der guten Wendung, des vollendeten Umrisses auch im Bilde, Perioden, Vers, Wohlklang, Silbenmaß — den Kunstweg hat Alles genommen. Dazu liegen Formen und Materialien in unsrer Seele bereit: und gegen Alles dies welchen Abstand macht Ossian! der rauhe Schotte Ossian! Er sang lebendig und stürmte also in den kurzen Augenblicken lebendiger Stimme auf Herz und Ohr; für matte Augen im Lehnstuhl, die im halben Schlummer unterhalten und in sanfter Lectüre sanft eingewiegt werden wollen, wollte er nie in der Welt solche schöne classische Augenweide schaffen. Seine Muse ist Tochter der Natur, auf ihren wildesten Höhen erzogen, aber rasch, kühn, edlen Ansehens, nur mit natürlichem Reize geschmückt und im Tanze der Natur hinfliegend. Wer nicht Herz und Augen und Sinne für diese wilde Schöne hat (und ist nicht unsre Sinnlichkeit in vielem Betracht so ertödtet, unser Auge für die Bilder der Natur geschlossen und unser Herz durch lauter leidige Kunst gegen die rohen Ausbrüche der Natur recht gewappnet?), für den ist freilich Ossian so recht im Innern kein Mann. Auch sein Inhalt, seine Bilder werden für ihn bald zu einförmig werden. Unsre Gesellschaftsleserinnen und -Leser werden sich bei ihm bald so langweilen als in der Gesellschaft rauher Wilden, die nichts thun als singen, immer fast dasselbe Lied und fast in derselben Melodie singen, und dann so unregelmäßig! so kurz! so wilde! — kurz, wir sind mit Denkart,

Sprache, Sitten des Jahrhunderts so weit aus Ossian's Natur heraus, als unsre Städte, Höfe, Paläste, Schulgebäude keine schottische rauhe Gebirge, unsre Gesellschaftskreise und Zerstreuungen im Museum kein Tanz unter rauschenden Bäumen und unsre ganze Poetik und Poesie also — auch nicht Ossian ist, wie er ist: das erklärt, aber rechtfertigt, entschuldigt nicht im Mindesten.

Der Uebersetzer sollte Celte geworden sein! wo möglich alle Welt und Bildung nach Conventionsfuß vergessen haben! nichts als die Natur sehen, die Harfenstimme hören und fühlen — die er hören und fühlen will. Und sodann welch ein andrer Ossian! Wenn Herr Denis die gallische Sprache studirt, auch nur im fernen Nachhall vernommen hätte: welch ein andrer Ossian! —

Um nicht vom großen Gusse des Hexameters reden zu dürfen, betrachten wir nur die eingestreuten lyrischen Gedichte. Sie sind an sich selbst, und wenn man sie nicht zur Urkunde hält, hie und da sehr schön. Die Grabelegie, die Cuchullin gesungen wird (B. 3, S. 48), das Lied der Bragela (S. 36. 37), der Himmelfahrtgesang Oskar's (B. 2, S. 32. 33), der fürchterlich-schöne Morgengesang Carril's (S. 48. 49), die recht prächtig-schauderhafte Todverkündigung (S. 105) und wie viel andre Stücke müßten wir anführen! Ueberhaupt, einmal aus dem Zauberkreise Ossian's herausgetreten, wer kennt nicht, auch ohne unsre Anführung, die sanfte lyrische Cadenz der Denis'schen Poesie? — Aber hier, so sanft, so vieltönig und schön sie sei, hier paßt sie Ossianen oft so an als etwa einem samojedischen Gesandten bei der russischen Gesetzcommission das Ceremonienkleid des Hofmarschalls. Ist's z. B. Melodie zum Todtengesange eines abscheidenden Helden, mitten im Schlachtgetümmel, an eine Versammlung Heldenväter gerichtet, die in den Wolken auf ihn warten:

„Ihr Geister meiner Väter,
O, neiget Euch hernieder
Aus *Euerem* Gewölke!
Empfanget ihn, den *Führer*,
Der *jetzt sein Leben endet*,
Und, Väter, *seid gebeten*" u. s. w.?

Wir bleiben in demselben Gedicht *Darthula*. Ein Gesang an die Mondgöttin (Mona, Mana, Μήνη), vielleicht der

schönste, der je im Mondschein gesungen worden — das Mädchen des Himmels kommt mit sanftem Schweben, mit verschwiegner, schöner Wange; ihre Gespielinnen, Sterne, reihen sich, sie zu empfangen; die Wolken traben als Diener oder Dienerinnen goldgesäumt vorher; sie überglänzt alle Nebenbuhlerinnen, daß diese erröthen und sich in Schleier bergen. Und da wendet sich des traurigen Ossian's Gesang auf seine Lieblingsgedanke: wie, wenn auch sie manchmal vom Himmel verschwände, ob sie auch alsdann in die Hütte ginge, zu weinen, zu weinen wie er? ob sie auch Freundinnen, wie er, verloren? Und nun, da eine gerührte, getroffene Seele ihr Mitleid über Alles im Himmel und Erde ausbreitet, siehe, da fängt er an, das schöne Mädchen zu trösten, sie aufzumuntern, daß sie noch recht heiter lächle u. s. w. Welch ein süßer, weiblicher Gesang, ganz und mit jedem Zuge des Schönen auf der Weiblichkeit des Mondmädchens beruhend! Nun denke man sich auf einmal, daß Herr Denis aus Andacht für die deutsche Grammatik diese Schöne des Himmels in — einen Himmelsjungen verwandele: wird nicht das ganze Stück ganz unverständlich? Was ist nun seine schöne, schweigende Wange, sein Empfangen von Gespielinnen, ihre Eifersucht auf ihn, sein Verschwinden in die Hütte, um Brüder zu weinen, sein nochmaliges Niederlächeln u. s. w. Alle sanfte weibliche Haltung, Reiz und Sinn des Stücks ist weg. Und warum weg? weil wir im Deutschen der Mond sagen? und also nicht die Mondgöttin, das Mondmädchen sagen könnten? So ist's aber, wenn man aus der dritten Hand bekommt und nicht im ganzen Sinne des Autors dichtet! Es ist wahr, das Stück ist ein fein künstlicher lyrischer Gesang, in Ramler's Odensprache und Odenwendung und Odenperiode geworden — aber es ist nicht Ossianisch.

Auch das Schlußliedchen noch eben dieses Stücks Darthula, ein Todtenlied auf das Grab des armen Mädchens, im Original welche süße unschuldige Elegie! in der Uebersetzung welche kunstvolle Härte und Abtheilung! Dergleichen Abweichungen sind unzählig; denn ihr Geist geht das ganze Werk der Uebersetzung durch. Aber hier noch ein Aergeres:

„Ein ansehnlicher Kunstrichter (S. 80 in einer Note, Band 3) hat den Wunsch geäußert, Ossian's Gedichte in jener Versart übersetzt zu sehen, deren sich unser liebenswürdigster Tänd-

ler[1]) in seinen Gedichten eines Skalden bedient hat. Ich will diesen Wunsch wenigstens in den lyrischen Stellen des gegenwärtigen und folgenden Gedichts zu erfüllen suchen." Wir wissen nicht, wer der ansehnliche Kunstrichter sei, der den Verfasser so wohl berathen; der Rath ist aber wenigstens so übel angewendet, daß nur er, wenn er nicht gottlob auf die letzten Stücke nur träfe, allein hingereicht hätte, die ganze Uebersetzung „abscheulich" zu machen. Man höre!

„Vinvela.

„Ein Sohn des Hügels ist mir lieb,
Dem flüchtigen Wilde folgt sein Trieb,
Von seinen grauen Doggen wird
Er rund umschnoben. Im Winde schwirrt
Die Senne seines Bogens. Ist
Dein Lager u. s. w.
Durch einen unbemerkten Steg
Will ich zu meinem Liebsten gehn
Und, Silrik, Dich vom Felsen sehn.
Entgingest Du der Kriegeswuth,
Wo sind die Freunde? sprich, mein ein'zig Gut!"

Und da sie todt ist:

„Mein Silrik, ich bin ganz allein,
Die Winterstätte schleußt mich ein.
Mir fraß der Gram das Leben ab,
Die blassen Glieder deckt das Grab.
Verweile, mein Vergnügen, ach,
Verweil und sieh, Dir wein' ich nach.
Die Tochter Vinval's war nicht weit;
Sie trug ein helles Mannsgeschmeid.
Ihr gelbes Haar floß ohne Band,
Der Bogen war in ihrer Hand.
Der Jüngling, ihr Geliebtester,
Der zog sie mit zum Treffen her."

So ist Alles! Und das ist das Silbenmaß des Skalden, der eigentlich kein Silbenmaß hat, sondern alle Harmonien vom nordischen Ton zu seinem Silbenmaß machte. Diese einförmigen Verse? Diese und die gereimte Cantate im ersten Bande müssen schlechterdings einmal umgeändert werden, oder sie

1) Gerstenberg, als Dichter der „Tändeleien". — D.

verunzieren Alles. Man kann wirklich sagen, Denis gelingen nicht Reime!

Noch eine Anmerkung, fast noch wesentlicher und allgemeiner. So sehr Herr Denis auch in der Sprache gearbeitet und manchmal den Provincialdialekt glücklich angewandt hat: oft wird andern Provinzen wenigstens der Ausdruck unwürdig und fremde, ja, wol zuweilen possierlich. Vater, Mutter, Sohn, Tochter — was fehlt diesen alten deutschen Wörtern an Würde und Adel, an Süßigkeit und Stärke? Was fehlt ihnen in der Dichtersprache? und in der Sprache des Dichters, der ja eigentlich nichts als Vaterliebe und Freundes- und Mädchenliebe besingt? Soll der sich der Wörter schämen, die ihm ja eben die liebsten sind? wir Deutschen uns auch diese süßesten, würdigsten Namen rauben lassen, wie Nachbarn es schon ergangen ist, und dagegen nichts als eine kalte, unnatürlich veredelnde oder vielmehr verschlimmernde Artigkeit erbeuten? Und wenn nun bei Herrn Denis statt des ehrwürdigen Vaters immer ein — Erzeuger, statt des kindlichen Sohns ein Erzeugter dahertritt und in den rührendsten Elegien statt der erblichnen Tochter nichts als — ein sittiges Fräulein spukt — wer kann dies vertragen? wer sich nicht ärgern und schämen? So werden oft mehr von den Herzensgedanken Ossian's, ich weiß nicht, mit welchem Ekel umschrieben: statt Kraft, Stärke ist überall poetisch-prosaisches, bürgerliches Vermögen u. s. w. War Ossian nicht unser Bruder? und welch ein Glück, welch ewiges Verdienst wäre es, ihn so zu verdeutschen, als ob er ein Deutscher gewesen wäre, das er doch der Hälfte nach gewesen ist!

Man lasse dem Recensenten also noch den Traum der Freude, daß einmal mit Hilfe der Kenntniß galischer Sprache, galischer Silbenmaße und dem ganzen Gefühl deutscher Ahnenstärke und Einfalt noch einmal ein anderer, ganz neuer Ossian ersehen werde, der an äußerer Gestalt wenig von diesem an sich haben möchte. Der gegenwärtige dabei ist immer ein gutes Buch, das viel Talente und Fleiß des Uebersetzers verräth, dem Wortverstande nach der englischen Prose treu ist, gar das halb classische Verdienst hat, diese Prose in eine sehr fließende und hie und da recht schöne Versification gebracht, Ossian ungemein ausgebreitet bekannt gemacht zu haben.

Auch der Hamburgische Uebersetzer könnte, unbeschadet

dieser, seine prosaische Uebersetzung noch immer endigen; kein Engländer ist noch auf die Gedanken gekommen, Homer nicht, wie er ist, kennen zu wollen, weil ihn Pope nach seiner Weise so schön versificirt hatte; und Macpherson's Prose muß uns bei Ossian bis jetzt doch noch dafür gelten, was er ist. Zudem liefert die Hamburgische Uebersetzung so Vieles auf so wenigen Seiten, daß kaum Jemanden diese kleine doppelte Ausgabe gereuen dürfte. Der wahre, urkundliche, deutsche Ossian indessen bleibt noch der Nachwelt. Welch ein stilles, einfältiges, starkes Genie, das sich an ihm wecke, zu seinem Grabhügel wallfahrte und die Reste seiner Laute sammle!

Und so bleibt uns nichts, als kurz zu sagen, was in diesen beiden Bänden enthalten. Temora, gleichsam die Odyssee dieses Homer's, die sanft empfindende Leser vielleicht der Iliade Ossian's, dem Fingal, an Rührendem und Interessantem vorziehen dürften. Das Andre sind kleinere heroische Gedichte und Lieder. Voraus stehen zwei Abhandlungen, theils historisch theils kritisch, von Macpherson und Blair, nicht blos nachvernünftelt, sondern Ossian nachempfunden. Und wir glauben, wenn schon Kritik über Dichter sein soll, so ist solche einem großen Original nachtretende, nachempfindende Kritik die beste. Sie thut am Wenigsten Unrecht; wirft sich nicht zum Gesetzgeber über so verschiedne Arten auf, die oft nicht unter ein Gesetz gehören; kann vielleicht am Ehesten blöde Augen öffnen und harten Herzen die Rinde abnehmen; ist auch die einzige, um Seelenlehre durch wahre Beobachtungen zu erweitern; denn woher kann sich diese erweitern als durch Ansicht großer Seelen, die stark, oft unregelmäßig, aber eigen empfanden und frei sprachen? Die Engländer haben also auch auf diesem Wege fast die schönsten Sachen zur Kritik erhalten. Warton über Pope und Spenser, Addison über Milton, Hurd über Horaz, Blackwell über Homer, so viele Gute und Böse über Shakespeare, hier zwei edle Leute (zu denen sich noch in den Noten Cesarotti gesellt) über Ossian. Und was haben wir Deutschen nun dagegen? Meier über den Messias?[1]) König[2]) über Canitz und Besser?

---

1) Georg Friedrich Meier (Prof. in Halle), „Beurtheilung des Heldengedichtes der Messias", zwei Stücke (1749. 1752), gegen den Lessing sich erhob. Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. VIII. S. 204 ff. – D.

2) Der Herausgeber der Werke von Canitz (1727) und Besser (1732.) – D.

Ugolino. Eine Tragödie in fünf Aufzügen. Hamburg und Bremen bei Cramer 1768. 8 Bogen in 4.[1])

Vor Allem ist mein erstes Wort, daß ich dies Stück nicht als ein löblicher Kunstrichter von Handwerk weder gelesen habe, noch beurtheilen werde; daß es nicht meine Sache sein soll, zu untersuchen, ob die Regeln, in denen die Trauerspiele einer gewissen Nation wie in Hülsen wachsen, genau beobachtet sein mögen; ob diese Tragödie aufgeführt oder gar als Trauerspiel gespielt werden könne; warum wir Deutschen denn nicht auf unsre Schauspieler und etwa ein Localtheaterchen bei jedem Charakter und jedem Zuge des Charakters Rücksicht nehmen; warum wir nicht aus unserer Geschichte Fabeln borgen, um so wenigstens national zu sein. Was gehen mich alle diese ehrenfeste Fragen an? Ich folge zuerst dem Strome meiner Empfindung.

Und sage: daß dies Stück im Ganzen große Eindrücke macht; daß es scenendurch Thränen aus der tiefsten Brust, und zwar nicht weiche, sondern recht bittre Thränen erpreßt; daß Schauder und Abscheu große Längen hinab sich meiner ganzen Natur bemeistern und Hauptempfindungen dieses Stücks sind, die verrauschen und immer von Neuem und immer fürchterlicher durch unsere Glieder zurückfahren; daß sich in ihnen eine tiefe innere Kenntniß der menschlichen Seele äußere, da, wenn uns hie und da in ihr unvermuthet und oft mit einem verlornen Zuge der Abgrund einer Empfindung gezeigt wird, Jeder, der Gefühl kennt, zurückschaudern werde; daß bei allen seinen Fehlern und übertriebenen Stellen ein Dichter der ersten Größe, von wilder und weicher Imagination, von tiefer menschlicher Empfindung und einem innern unnennbaren Sinne spreche, der unsrer Nation in der Folge was Außerordentliches zusagt. Das sage ich, und sage es aus innrer Empfindung, der ich nicht widerstehen mag; und will man diese nicht für ein kritisches Orakel gelten lassen, so hoffe ich, daß dies Blatt wenigstens einige junge fühlbare Seelen finden werde, die da sympathisiren.

Die Geschichte des Drama ist aus dem Dante bekannt;

1) Band XI, 1. Stück, S. 8 ff. — D.

nur hoffen wir, daß hier Niemand eine Bearbeitung nach Dante's Manier erwarten werde. Die Geschichte kostet uns bei dem Italiener Thränen; aber die Mittel, die in ihr als Episode Thränen wirken, können in der Tragödie unmöglich die Hauptmittel der Rührung sein. Dante rührt durch seine kurze und einfältige Erzählung, durch den kalten Schmerz, der sich in seiner anscheinenden Ruhe nur um so mehr äußert, in den einzelnen Zwischentönen der Empfindung, die wie hohle Accente eines Elenden, der nicht reden soll und doch redet, sich hervorstoßen: so rührt Dante, und Meinhard hat die Stelle nach seiner Gewohnheit, das ist, schön und einfältig entwickelt. Aber der tragische Ugolino kann nicht völlig den Weg nehmen. Aus der Geschichte soll Drama werden; in die einfache Erzählung soll Handlung kommen; die Kinder des Ugolino sollen ihre verschiedenen Charaktere erhalten; der einfache Ton der Empfindung, der in der Erzählung herrscht, soll in alle melodische Modulation, die das Drama hinunterwallt, verwandelt werden. Der Stoff des Dante kann also nicht bleiben, was er ist, und der Dichter kann, wenn er ihn wohl umbildet, so ganz Schöpfer sein, als hätte er die ganze Geschichte erfunden.

Aus zwo Ursachen machen wir diese Vorbauung. Zuerst, weil man vielleicht Dante auf Kosten der Erfindung unsers Dichters loben könnte; allein, die dies sich einfallen ließen, würden nicht bedenken, daß in solcher Anomalie von Dichtererfindung auch Dante nicht erfunden, sondern aus der Geschichte entlehnt habe, und daß bei dem Dichter nicht im Stoffe, sondern in der Zurichtung des Stoffes, in der dramatischen Composition z. B., der Erfindungsgeist herrsche. Zweitens wird man auch das nicht dem Herrn von Gerstenberg (denn der soll der Verfasser sein) anmuthen, daß er dem Ton der Empfindung im Italiener hätte folgen sollen. Ein tragisches Drama hat so viele Empfindungen auseinanderzuwickeln; es muß diesen Ton des Affects in jenen stimmen, einen in den andern verflößen, und so nur allein wird die tragische Musik für das Herz und die Seele. Wir setzen diese Anmerkungen zum Voraus, weil man in Beurtheilungen der Werke des Genies nur zu oft dagegen zu handeln pflegt, und — fahren fort.

Die Personen und die Scene und die Fabel der Handlung sind sehr einfach, so einfach, daß dies Stück nebst

dem Tode Adam's von Klopstock und Lessing's Philotas unter allen deutschen der Simplicität der Griechen am Nächsten kommen möchte. Der Gegenstand und die Personen bleiben dieselben, die Gattung der Empfindungen dieselbe, nämlich Haß gegen den geistlichen Verfolger, Liebe der unglücklichen Familie gegen einander, Mitleiden, gemeinschaftlicher Schmerz, Verzweiflung. Nur so, wie nach der Erzählung des Dante noch durch eine kleine Spalte des Gefängnisses Licht brach, so muß hier ein kleiner Anschein von Hoffnung, der aber zu bald, und ach! zu stark verbittert wird, in dies so einfache Trauergemälde Handlung bringen.

Der älteste Sohn Francesco hat oben im Thurm eine Oeffnung wahrgenommen, schöpft Hoffnung, herunterzukommen und Vater und Brüder zu befreien, kommt glücklich herunter, läßt die eingeschlossnen Seinigen auf seine Rückkunft hoffen und warten — ach, aber! da werden zwei Särge hineingebracht, und da diese sich öffnen, so ist in dem einen Francesco selbst und im andern gar die Gemahlin des Ugolino. Diese todt, Jener zwar lebendig, aber von Ruggieri gezwungen, Gift zu nehmen, und also das Elend der Eingeschlossnen im höchsten Jammer. Die Thür wird auf ewig verriegelt, und die Familie stirbt den schaudervollsten Tod des Hungers und des innern Schmerzes. Das ist das einfache Gemälde des Drama, und welch ein entsetzliches, ja, fast abscheuliches Gemälde!

Es ist ein gemeiner plumper Begriff von dramatischer Handlung, sie sich nicht anders als in einer Katastrophe, die viel Geräusch macht und nichts mehr, zu gedenken; ohne Zweifel ist auch eine Umwälzung der Empfindungen und eine Aggravation bis zu einem Knoten, wo sie sich lösen müssen, Handlung, und zwar allerdings die wirksamste Handlung auf unser Gefühl. Aber wie? sollte hier völlig eine solche Umwälzung sein? Kann nicht immer Ugolino, wenn er vernünftig sein will, zu wenig Hoffnung aus dem Sprunge seines Sohns schöpfen, als daß diese Hoffnung jetzt Erwartung, Freude, Frohheit der Seele werden könnte? Ist dies nicht auch in der Gerstenberg'schen Schilderung so? und bei dem kleinen träumenden Gaddo auch so, wiewol aus andrer Ursache? Und kann der Dritte, Anselmo, dieser tollmüthige Jüngling, der selbst nie recht weiß, worüber er sich freut oder sich ereifert, kann der für Alle gelten? Und ist auch selbst bei dem die

Farbe dieser Empfindung nicht viel zu wenig angedeutet, als daß sie neuer Ton und Knote des Stücks sein sollte? Und da dies nicht ist, sind nicht die andern Empfindungen viel zu einartig und monotonisch, als daß sie mit ihren kleinen Schattirungen Handlung ins Stück bringen konnten?

Wir kritisiren nicht aus Hedelin oder Racine, sondern aus unserm Gefühl. Wäre die Hoffnung der Familie etwas angedeuteter geworden, um so empfindbarer wäre nachher der Contrast des gehäuften Elendes. Wäre er etwas würdiger ausgedacht als in dem unwahrscheinlichen und kindischen Abspringen des Francesco, das wol nicht viel erwarten läßt, und aus dem der Leser vielleicht noch weniger Hoffnung schöpft als selbst Ugolino, der doch schon kalt und nur gar zu kalt bleibt; wäre dieser Zwischenschub von der Art, daß sich auch Andre außer dem männlichen Kinde Anselmo darüber freuen könnten: so würde uns ohne Zweifel der Knote fester ans Herz gehen. Jetzt hat Dante mit seiner Spalte im Thurm Gerstenbergen verführt, ein Loch daraus zu machen, aus dem sich zur Noth herausspringen läßt, und dieser tollkühne Thurmspringer ist der ganze Deus ex machina. Sonst geht außer dem Sarge seiner todten Gemahlin das Gemälde von Anfange bis zu Ende fort und ist von Anfange bis zu Ende fast abzusehen. Auch das fürchterliche Thurmzuriegeln dünkt mir in dieser Absicht nicht merklich gnug. Im Dante dringt es uns, als das letzte Verriegeln aller Hoffnungen, recht gewaltsam in Ohr und Seele: hier vielleicht nicht so auszeichnend auf dem Grunde der Handlung. Wie daher anders, als daß diese nur gar zu lange fortwährt und gleichsam fortschleppt?

Indessen ist auch freilich dies Einfache des Drama nicht ohne seine eigenthümlichen Verdienste und bei einem Dichter, der Shakespeare so zu lieben scheint, lobwürdiger als das Gegentheil. Ein theatralisches Genie, das auch nur Funken von Shakespeare's Geist hätte, ihm aber seine Untereinandermischung, sein Uebereinanderwerfen der Scenen und Empfindungen ließe und sich keine Episoden erlaubte — was wäre dies für eine schöne Mäßigung des Briten!

Die Charaktere im Ugolino sind alle stark und oft recht mit Shakespearisch-wildem Feuer gezeichnet. Ugolino, ein wahrhaftig starker Geist, voll Liebe gegen seine Kinder und noch mehr gegen seine Gemahlin; voll Schmerz über

das Ungemach, das die Seinigen durch ihn leiden, noch mehr als über sein eigenes; voll Haß gegen seinen Todfeind Ruggieri und voll Heldenmuth — so hat ihn Gerstenberg zeichnen wollen, und er muß es für das stärkste Ideal gehalten haben, ihn so zu zeichnen. Ob er's aber wäre? ob er nicht in diesem hartherzigen, unversöhnlichen Charakter, der ihm so tief sitzt, oft selbst Ruggieri würde, der nur von den Mauern des Gefängnisses eingehalten wird, an seinem Ruggieri noch weit, weit grausamer, wilder, unmenschlicher*) zu handeln? ob der so gräulich fluchende Ugolino, der Ugolino, der seinem Sohne Francesco (dem doch nichts als sein kindisch recht gut gemeinter Einfall mißglückt ist, den Vater zu retten, der deswegen sein Leben gewagt hat und es auch wirklich einbüßt), ob Ugolino, der diesem Unschuldigen so mitspielt, ihm so gräulich flucht, ihm die Faust vor die Brust setzt, ihn rüttelt und wieder verflucht — ob der Ugolino, wenn er Theilnehmung erwecken soll, sie so erweckte? ob der Ugolino, der seinen Sohn Anselmo selbst, und das in Raserei, zum Todesopfer in seinem Blute macht — ob der Vater Mitleid erregen könne? ob nicht der Schauder über ihn sich zu oft mit Abscheu, dem bittersten Abscheu mischte?

Ein Gerstenberg kann's freilich nicht ohne Ursache so gewollt haben; die Ursachen lassen sich in der Empfindung leicht finden, aber auch leicht widerlegen. Es ist gewiß, daß eine starke Seele auch bei aller Güte und Menschenliebe ihre Stärke gegen ihren Feind in Haß, in ebenso starkem Hasse beweist, als ihre Freundschaft sich gegen Freunde äußert. So bei den griechischen Helden, so bei den Wilden, so bei der Natur. Allein hier muß doch immer Sympathie, Mitgefühl der erste Zweck des Drama bleiben, und wo auch das Entsetzen, der Schauder nicht ein sympathetischer Schauder, nicht ein theilnehmendes Entsetzen, sondern widerlicher Abscheu ist, da wirke er nicht. Das harte Betragen des Ugolino gegen seinen Francesco soll freilich aus dem Gefühl des neuen Schmerzes gerechtfertigt werden, den Ruggieri dem Eingeschlossnen zufügt, und zu welchem neuen Triumphe dieser Francesco Gelegenheit gegeben; allein immer hasse ich doch den Vater, der sich, von welchem Gefühl es auch sei, so hin-

*) Erster Aufzug, S. 5 unten. Ruggieri hat dem Gaddo einen Schlag gegeben, und Ugolino will ihm dafür das verruchte Herz aus dem Leibe drücken. Wer ist mehr Barbar? — H.

reißen läßt, um so lange gegen sein unschuldiges, gutherziges, mitleidendes Kind zu wüthen. Die Liebe gegen die eingesargte Gattin soll dies Betragen noch mehr rechtfertigen, und sie verstärkt es auch im Stücke gnug; allein ist's natürlich, daß die väterliche Liebe hier so sehr von der ehelichen Liebe des Gatten bezwungen werde? Und die letzte That Ugolino's ist unmenschlich und abscheulich. Freilich, sie geschieht an dem Anselmo, der wie ein hungriger Wolf seine Mutter annagen wollte, und wo eine Abscheulichkeit die andre compensirt; freilich geschieht sie in Verzweiflung, in Raserei; aber wie? Ist diese Raserei mehr aus Mitleiden gegen die unglücklichen Schlachtopfer als aus Tolleifer gegen Ruggieri entstanden, so ist eine solche That unnatürlich und wider alle gute Gesetze der rasenden Logik. In diesem Fall wird dem rasenden Vater das Bild seiner Söhne ganz ein andres Bild in seiner unsinnigen Seele sein, als sich an ihm zu vergreifen. Ist aber die Tollheit aus Haß, aus überwiegendem Haß entstanden, der alles Andre in der Seele, jeden andern Gedanken, der nicht Haß ist, verdrängt, der auch den Vaternamen und das Bild der um sich Sterbenden, die ihm Alles sein sollten, so verdrängt, daß sie ihm nichts sind, daß er in Anselmo den Ruggieri mordet — weg mit dem väterlichen Ungeheuer! weg mit dem Tyrannen, der meine Sympathie erregen soll!

Ich weiß, wie sehr ein Shakespeare mit unsern Empfindungen schalten und walten kann; aber so unmenschlich, so gegen die Sympathie des Zuschauers schaltet er nur, wenn sich die Leidenschaften brechen; also nur im Vorbeigehen, um andre desto tiefer einzudrücken. Die Dissonanz, die hart an mich drang, löst sich auf, und meine Sympathie wird siebenfach stärker. Sie wirken also bei ihm immer mehr als Mittel, nicht als Zwecke, und das für seine Briten; sollte sich aber von Gerstenberg nicht zu lange, zu zweckmäßig bei ihnen verweilen und den letzten Fall ordentlich zum Zweck des Ausganges gemacht haben? Abscheulicher Ausgang!

Wie gerne möcht' ich mich mit dem Verfasser, dem so innern Kenner Shakespeare's, hierüber und über manches Andere, was wol nicht Shakespearisch ist, besprechen, wenn dazu hier der Ort wäre! Ich muß aber bei Allem, was sich über solch ein Stück sagen läßt, forteilen!

Die Charaktere der Kinder sind, wie leicht zu denken, contrastirt: Anselmo ein kühner kindischer Held; Gaddo

ein weiches, fast zu dummes Kind; Francesco in Worten und Empfindungen reifer und gesetzter, im Stücke vielleicht der durchgängig bestgetroffenste Charakter. Anselmo hat mir zu viel Aehnliches mit Philotas, und überdem sein kindisches Heldenthum geräth zu sehr auf Wortspiele, die bei ihm die Federn der Empfindung sein sollen; und an solchen Wortspielen, an einem solcher Wortspiele hangt seine Seele oft so lange, daß Rasereien, wüthende und gesunde Rasereien dadurch bewirkt werden. Ich setze mich in seine Stelle und finde es kaum der Mechanik einer Seele, wenn es auch seiner Seele wäre, gemäß, mit solcher Kraft solche Wirkung zu erreichen. Wenn nun noch, damit Gaddo's Charakter mit dem seinigen contrastire, auch dieser sich auf so kleinfügige spielende Weise äußert und seiten-, seitenhin der spielende Contrast fortgeht, beide aus ihrer Einbildungskraft spielen, beide mit einem Worte spielen und oft drüber bitter zerfallen — freilich, so sind sie Kinder; aber muß nicht der Zuschauer mit solchen Kindern zu sehr kindisch und zu lange kindisch sympathisiren, um ihr Charaktergeschwätz auch nur zu ertragen? Und wenn solcher Worthandel oft nicht auch im Worte, in gewissen Ausdrücken Würde, Behutsamkeit gnug hat, ist er theatralisch? und wenn er ans Lächerliche nah anstreift, ist er tragisch? Ich will nur wenige Beispiele geben.

Wenn Anselmo sich im ersten Aufzuge vom Francesco charakteristisch unterscheiden soll und also die Größe des Gedankens, der es sei, vom Thurm zu springen, nach der Höhe abmißt, Mal über Mal abmißt: „Oben an der Spitze des Thurms — der Gedanke ist so erhaben, daß ich ihn Dir nicht nachdenken kann; um desto mehr aber bewundere ich ihn — und ich soll unten wie ein armseliger Tropf zur Thurmthüre hinausschreiten? Was sag' ich schreiten? schleichen! Eher soll man mich bei den Haaren hinausschleppen! Merke Dir's, Stolzer, ich springe!"

Franz. Thor, wird unser Vater nicht auch hinausschreiten?

Gaddo. Sprich, daß Du schreiten willst! Was ist daran gelegen? Geht's doch hinauswärts!

Franz. Komm, Anselmo! Du magst mich zurechtweisen, wenn ich an der Mauer herabklimme.

Ans. Und ich soll das Nachsehen behalten? soll ich? u. s. w.

— wenn eine Contrastirung auf eine solche Reihe von Wortspielen hinanläuft, so hätte die ein Schilderer des menschlichen Herzens wie Gerstenberg nicht nöthig.

So ist die lächerliche kindische Scene, da Gaddo vom Essen geträumt hat und noch immer träumt und Anselmo von seiner Seite wieder eine andre Sache vorhat, die Gaddo ihm nicht versteht, und sie sich seitenlang mit Worten hetzen. So ist's, wenn sie aus diesem Gedankenspiel in ein anders fallen, was bei ihres Vaters Landgütern schön gewesen, Einer den Andern nicht versteht und Jeder nach seinem Kopf redet, und es recht angelegt scheint, um den Contrast bis zum lächerlichen Gewirre zu treiben. So ist's, wenn das musicalische Rollen der Steine auf den Dachziegeln gemacht wird und auf der Laute gemacht werden soll, und Gaddo es nicht machen lassen will, weil er's schon so hört. So ist der Streit mit dem Vogelnest, dem Jagen, dem Einhegen u. s. w., der heftig und recht widerlich heftig wird. So sind viele Stellen, da die Leidenschaft ihren Gang auf Worten wie auf Stelzen nimmt, mancher Zusammenhang des Dialogs, der durch ein Wortspiel zusammenhangt; so ist endlich ein guter Theil von der Raserei des Anselmo, in ihrer Entstehung insonderheit. Alles wieder nicht Shakespearisch. Ich weiß, daß Gerstenberg, dieser so große Kenner des Briten, als ich manche Briten selbst nicht gefunden, die Wortspiele desselben aus seiner Zeit vortrefflich erklärt; aber Shakespeare für unsre Zeit? Ein Gerstenberg, der so genau und innig charakterisiren kann, der aus dem Grunde der Seele, aus der Wendung und Verflößung der Leidenschaft in unerwarteten kurzen Ausbrüchen seine Personen so stark und treffend schildert, daß man staunt — sollte der in einer Zeit, wo man die Wortspiele so ekel findet, und wo der schale Kopf, der, eben weil er schal ist, Wohlstand und Geschmack, wenn auch nichts mehr, auf der Zunge trägt, nicht eben doppelte Sorgfalt hierin beweisen? Ein Schriftsteller, der den ganzen Schatz der Sprache in seiner Gewalt hat, wie Gerstenberg, müßte, um nicht in das Spielende hingerissen zu werden, desto genauer auf seiner Hut sein.

Nehme ich diese und andre Uebertreibungen aus — welch ein Charakterzeichner ist Gerstenberg! Sein kleiner Gaddo lebt bis auf jeden Zug seiner Miene; sein Francesco bleibt sich bis auf Alles treu! und wenn ich über seinen Anselmo

und Ugolino nicht durchgängig urtheilen mag, so blickt überall doch ein Genie hervor, das nichts darf, als sich selbst mäßigen, ein luxurirendes Genie, das, wenn es seine Auswüchse verschneiden läßt, innere Fülle gnug besitzt.

Die Leidenschaften sind in dieser Tragödie fast verschwendet, und doch — der Verfasser billige oder mißbillige das Wort des Kunstrichters — doch wollt' ich noch immer schwören, daß die Zärtlichkeit der Empfindungen vorzüglich die Seele dieses schönen Dichters sei. Schauder, Abscheu, giftigen Haß — Alles mag er erregen können; aber wenn Ugolino über seine Gianetta weint:

Ugolino (zum Sarge gehend). Und ist sie todt? O Gianetta! bist Du todt? todt? todt?

Francesco. Rede Du zu unserm Vater, Anselmo! Rede zu ihm!

Ug. Was hier? mein Bild an ihrem Herzen! Ach, sie war lauter Liebe und erhabne Gütigkeit! Sie vergab mir mit dem letzten stillen Seufzer ihres Busens. Es ist feucht, dies Bild, feucht von ihrem Sterbekuß. Und küßte meine Gianetta ihren Ugolino in der richterlichen Stunde? Wie freundlich war das! wie ganz Gianetta! Ihr Tod muß sanft gewesen sein, mein lieber Francesco!

Fr. Ihr Tod war ein sanfter Tod.

Ug. Gott sei gelobt! ihr Tod war ein sanfter Tod. Ich danke Dir, Francesco. Dies Bild gleicht Deinem Vater nicht recht. Das Auge ist zu hell, die Backen zu roth und voll. Ihr seid die Abdrücke dieses Bildes; aber keine Wange unter diesen Wangen ist roth und voll. Ihr seid blaß und hohl wie die Geister der Mitternachtstunde. Ihr gleicht diesem Ugolino, nicht dem. Ach, ich muß hieher sehen!

Fr. Wir sind vergnügt, mein Vater, wenn Du zu uns redest.

Ug. Daß sie mein Bild an ihrem Herzen trug, daß sie sich ihres Ugolino nicht schämte, mein Sohn, als sie vor ihre Schwesterengel hintrat; daß sie mit ihrem Sterbekusse meine Flecken abwusch: ach, liebes Kind, wie erheitert mich das! wie gütig, wie herablassend war es! Aber sie

hat mich immer geliebt. Kein Pisanisches Mädchen hat zärter geliebt. Sie war die Liebreichste ihres Geschlechts.

Fr. Und hier, diese diamantne Haarnadel, mein Vater, mit der sie nur an dem Jahresfeste ihrer Vermählung ihr duftendes Haar zu schmücken pflegte —

Ug. Es ist mein Angebinde. Geschmückt wie eine Braut entschlief meine Gianetta. Sie lud mich ein: hier liegt ein Brief an ihrem keuschen Busen. Nie ist ein Liebesbrief geschrieben worden wie dieser. Ha! es ist meine Hand! u. s. w.

Eine andere Probe bei dem Anfange des vierten Aufzuges:

Ug. Bin ich endlich allein? Hier war ich König! hier war ich Freund und Vater! hier war ich angebetet! Ich heischte mehr. Wenn ich mir jetzt das goldne Gepränge, die Tropäen, den Stolz meiner kriegerischen Tage zurückerkaufen könnte: ach! mit Entzücken gäb' ich sie, alle die geprahlten Nichtswürdigkeiten, um ein dankbares Lächeln ihrer erröthenden Wangen, um einen belohnenden Blick ihrer Augen, um einen Ton ihrer Lippen, um einen Seufzer der Freude aus ihrer Brust! Ach, Ugolino, Du warst glücklich! kein Sterblicher war glücklicher! Und Du hättest glücklich vollenden können! Da sitzt der Stachel! Ich bin der Mörder meiner Gianetta! Wider mich hebt sie ihr bleiches Antlitz zum Himmel! Auf ihren Ugolino ruft ihr unwilliger Schatten den Richter herab! liebenswürdiger Geist! liebenswürdig in Deinem Unmuth! Ist Dein Antlitz ganz ernst? Ach, Dein Antlitz ist ernst! Einst habe ich Dich gesehn, meine Gianetta; liebvoll und schüchtern sankst Du in meine Arme. Da waren Deine Blicke mild wie der Morgenthau; und Deine süßen Lippen nannten Pisa's Befreier Deinen Erretter! Nun bin ich gebeugt, meine Liebe! Mein Haar ist nun grau, und mein Bart ist fürchterlich wie eines Gefangnen. Doch der große Morgen wird ja kommen! u. s. w. — — Ist meine Gianetta gefallen? mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? Gift sogen sie aus den Worten meiner Liebe? Ach, aus den Worten meiner Liebe? Einsame Erde! ich traure! Was? mit Gift hingerichtet haben sie meine Gianetta? u. s. w.

Scenen von der Art, sanft rührende Kindes- und Vaterscenen, viele sanfte Züge einer gesetzten holden Seele, die mit ihrer Ruhe uns über uns selbst wegreißt: solche sind häufig, und sie sind für unsre Empfindung die schönsten. Insonderheit verhungert der arme kleine Gaddo so recht von innen aus mit allen Symptomen der fühlenden zarten Menschheit in einem Kinde; wir sehen ihn Schritt vor Schritt mit seinen Erholungen und Rückfällen dem Tode näher, bis er erblaßt. Aber was es auch sei, die Wurzel der Raserei in der Seele Anselmo's ist nach unserm Gefühl nicht Natur gnug: sie hat zu viel Studirtes, zu viel Kaltes. Und Ugolino — wir haben über ihn geredet; und überhaupt zuletzt wird der Dichter Manches in Charakter, Situation, Leidenschaft anders verschmelzen müssen, als es jetzt ist; seine Meisterhand kann es allein.

Die Sprache ist oft zu blumenreich. Und wenn ich mich auch in italienische Denkart, in eine jugendlich feurige Einbildungskraft des Anselmo und in die Hitze der Leidenschaft als Zuschauer, nicht als Leser versetze, noch zu blumenreich. So biegsam oft der Gerstenberg'sche Dialog, so stark und leicht sein Ausdruck ist, so unerwartet oft Wendungen und die Wendung des Gedankens der Sprache ist: so müßte oft ein Anselmo und Ugolino von Acteur, wenn er nicht Declamateur sein wollte, ermatten. Hier ist beim zweiten, gleichsam theatralischen Lesen mein Exemplar häufig angestrichen; was lohnt aber, das allgemeinhin zu sagen, wo mir der Raum fehlt, es im Einzelnen vorzulegen? Ich wünsche dem Autor nicht einen kritischen Freund, sondern einen theatralischen Mitarbeiter von Geschmack, mit dem er, wie ein Beaumont und Fletcher, zusammen arbeite: eine britische Bühne, wie sie in Deutschland noch nicht ist, und wer weiß, werden wird, und dann ein britisches oder griechisches Publicum!

Batteux, Einschränkung der schönen Künste auf einen einzigen Grundsatz, übersetzt und mit Abhandlungen begleitet von Joh. Adolph Schlegeln. Dritte, von Neuem verbesserte und vermehrte Ausgabe. Leipzig 1770. 2 Bände.[1])

Für den Recensenten ist's immer mit ein Beweis von dem Schicksale gewesen, das auch im Reich der Literatur waltet, wenn er die Aufnahme dieses französischen Schriftstellers in seinem Vaterlande gesehen und zu so erneuerten Malen gesehen hat. Daß ein Vernünftler oder, höflicher zu sagen, ein Philosoph bei einer philosophischen, vernünftelnden Nation Herberge und Zuhörer fand, war wol zu begreifen; aber ein so seichter Vernünftler bei einer Nation, die doch so sehr das Gründliche der Philosophie lieben will; ein trockner Metaphysiker, der uns für seine Trockenheit auch nicht einmal mit Präcision und Bestimmtheit schadlos hält, der nicht nur selten weiß, was er sagen will, sondern noch seltner, worüber er redet — und demohngeachtet für die Deutschen fast der Hauptphilosoph in dieser Werkstätte, durch zwei Uebersetzungen bekannt gemacht, wo ihn mehr die Uebersetzer als das Uebersetzte, mehr die Einführer als der Gast empfohlen, ergänzt, supplirt, commentirt, commentirt zu dreien Malen; ein Lehrbuch, fast das alleinige sogenannte philosophische Lehrbuch in den meisten philosophischen Gehegen — das scheint so sonderbar, so unbegreiflich, und doch, wie jener heilige Kirchenvater aus der Schlinge sich half, incredibile, sed verum!

Batteux' Buch (System will und kann ich's kaum nennen) ist auf eine belle phrase und nicht auf einen Strohhalm mehr gebaut: les beaux-arts sont une imitation de la belle nature. Diese belle phrase hat nun so schöne Vieldeutigkeiten, über die sich schön schwatzen läßt. Nachahmung, schöne Natur, zumal in der französischen Sprache, sind Modeausdrücke, an denen so viel Nebenideen hangen, die beaux-arts selbst Sachen, über die sich Manches, auch halb verstanden, auch fast unwissend, sagen läßt — und wo alles Halbgesagte noch

1) Band XVI, 1. Stück, S. 17 ff. — D.

immer leidlich wahr scheint. Wolan also, lasset uns einen Thurm bauen, dessen Spitze zum Himmel reiche![1]) unsre schöne Phrase werde Thema, Süjet des Buchs. Thema? Süjet eines ganzen Buchs über alle schöne Künste und Wissenschaften? Da ist ja wieder der schönere, bessere Name principe; also Grundsatz, ein einiger, der einzige Grundsatz aller schönen Künste und Wissenschaften! darüber lasset uns schreiben! Und der Akademiker schrieb!

Schrieb und ward gelobt, vielleicht auch gelesen. Aber daß er in seinem Vaterlande doch nicht so gelobt, nicht so gelesen wird wie in Deutschland, darüber könnte man allenfalls zeugen. Freilich hat die bequeme Reduction so vieler großen, weiten Künste und Wissenschaften auf einen Grundsatz und die ruhmvolle Erfindung eines solchen Grundsatzes für alle schöne Künste und Wissenschaften der bequemen und ruhmvollen französischen Nation gefallen müssen. Der Verfasser läßt sich als ein subtiler Reducteur doch auch so angenehm und leicht lesen: in den tiefsten Abgründen der Philosophie bis zu ihrem untersten Schlunde, aus dem alle Wissenschaften und Künste quillen, wie aus der Pfeife des Knaben die schönen, bunten Seifenblasen; in diesen Klüften und an diesem Schlunde sieht es bei ihm noch immer so eben und blumenreich und sonnenhell aus als in der nettesten Lobrede der Académie française auf die so schönen schönen Künste und Wissenschaften. Man hat auch fließende Discurse zu lesen und erwischt doch die Zauberformel des ersten Grundsatzes, mit dem man in so vielen Dingen so klug und mächtig wird. Das Alles reizte! Aber gewiß, Kenner reizte es nicht! Aus dem ganzen Buch ist von jeder Seite es abzulesen, daß der Verfasser über alle schöne Künste und Wissenschaften schreibt und keine anders als in Modeausdrücken kennt; nirgends Merkmale, daß er auch nur eine von allen studirt habe, daß sie ihm, wenn er sie nennt, am Herzen und klar und deutlich im Sinne liege, daß er sich Zeit genommen, von ihr Grundsätze und aus Vergleichung verschiedner Grundsätze verschiedner Künste einen Hauptgrundsatz abzuziehen. Und was müßten doch bei jedem Schritt einer solchen Philosophie hievon für Merkmale sein! Immer unter den Künsten wandeln, sie sehen, anschauen, lebendig erforschen, vergleichen,

---

1) 1. Mos. 11, 4. — D.

unter einander führen — was für ein andrer Gang ist dies, als im Lehrstuhl einer Akademie aus Formeln und über Formeln, die man gehört hat, einen raisonnirenden Discurs vorlesen, worin kein Mensch mehr als Formeln hört und in der Welt nichts als Geschwätz und die unerträglichste Wortphilosophie wird.

Um mich nicht auf meine Landsleute mit dem Schein der Parteilichkeit berufen zu dürfen, sehe man einmal, wie Aristoteles über die Dichtkunst philosophirt hat und Diderot hie und da gezeigt hat, daß er über Poesie und schöne Künste philosophiren wolle. Aristoteles und Batteux? Diderot und Batteux? Zum Beispiel sehe man einmal nach, was dieser zuletzt Angeführte seinem Mitwerber, Diderot dem Batteux nämlich, in Absicht auf seine Encyklopädie aller Künste für nöthige Winke gegeben hat (in seinem Briefe über die Tauben und Stummen), und doch wurden diese Winke nur Einem gegeben, dem man sein Buch zueignete. Nun überdem wirkliche Künstler! Welcher Künstler in welcher Kunst kennt Batteux und darf ihn kennen, und kann auch nur eine seiner Reductionen bestimmt brauchen?

Mein Urtheil über Batteux ist hart, und den Meisten meiner Leser, die selbst von und über ihn so schöne Sachen gehört oder gesagt haben, wird's zu hart scheinen; ich wüßte aber nicht, warum ich in meinem Urtheile, in welchem ich jedes harte Wort wäge, nicht fortfahren sollte.

Batteux' Buch ist in Deutschland ein sehr verderbliches Buch gewesen. In Frankreich, wo man sich um das, was bloße Speculation und Metaphysik ist, weniger bekümmert; wo man also auch Batteux vielleicht dem Titel nach als subtile, neue Metaphysik ansahe, im Buch selbst ihn aber nur discursiv, als Gesellschafter, als Raisonneur, also auch seine Philosophie, wie fast alle Philosophie, nur als Discurs brauchte — in Frankreich, wo jeder Liebhaber der Künste selbst sie zu nahe um sich hat, als daß er nicht, so viel ihm beliebt, von ihnen abschöpfen sollte: da konnte dies Buch also, wenn es nicht half, auch wenigstens nicht schaden. Aber in Deutschland, welch andrer Zustand und andre Folge! Der discurirende Raisonneur wird hier auf einen akroamatischen, dogmatischen hohen Lehrstuhl gerückt und seine Discurse über die metaphysische Bank gezogen; seine Erklärungen sollen Definitionen, seine Reductionen Zergliederungen der Begriffe, seine Abhandlungen eine Encyklopädie aller Künste, sein Grundsatz ein

philosophisches principium sein! Der Deutsche, der an sich schon so sehr zur Wortphilosophie und zu Reductionen auf eine Phrase und zu Ausdehnungen dieser Wortformel über Seiten und Demonstrationen geneigt ist; der Deutsche, der über diesem Wortkram so gern That, Natur, Sache, Kunst, Erscheinung, das Materielle zu denken selbst vergißt; der Deutsche, der wahre, anschauliche Begriffe von den schönen Künsten zu fassen theils nicht immer Gelegenheit theils auch immer einen härtern Kopf hat als Italiener und Grieche — für den ist nun Batteux ein Mann! Sein seichtes Gewäsche ohne Beispiele, Proben und Anschauen ist ihm statt Anschauen, Proben und Beispiele; und so werden auch alle schöne Künste, statt zu bilden und wahrhaftig zu denken zu geben, bei ihm, was sie ja in so vielen Büchern sind, Geschwätz von dem, was kein Auge gesehn und kein Ohr gehört hat. Sollte an Vielem von der Art nicht Batteux mit Schuld sein? wo noch schöne Künste und Wissenschaften gelesen werden, er bisher das einzige Lehrbuch? er ein Lehrbuch? und für wen? für was für Lehrer? für was für Schüler?

Hier kann ich wieder nicht dafür, daß meine Meinung von der gewöhnlichen in Deutschland abgeht. Die Kunstrichter oder, bestimmter zu reden, die Recensenten haben den Schlegel'schen Batteux dem Ramler'schen fast durchgängig vorgezogen; ich nehme zum Gegentheil nicht den mindesten Anstand. Als Cours de belle littérature, als eine Pforte, wenigstens Dichter und Dichtarten im Detail kennen zu lernen, mag die Batteux'sche Theorie noch gelten: man liest allemal die Charaktere der Dichter und Dichtarten mit Nutzen, und die so zahlreichen feinen Anmerkungen des Uebersetzers, insonderheit über Wohlklang und Sprache, sind unendlich schätzbar. Diese werden immer ihren Werth behalten; sie werden zeitig gnug, vom Buch abgetrennt, allein erscheinen (denn Ramler und Batteux, was für verschiedne Männer!), und jetzt sind sie noch wenigstens die nutzbarste Wendung und Ablenkung, die ein Uebersetzer diesem Buch hat geben können. Auch kann sie Ramler immer vermehren, die Charaktere der Dichter und Dichtarten und des Sprachenwohlklanges immer bereichern, mit neuem Vergnügen des Lesers und zur Aufklärung des Publicums; denn die Materie behält immer Umriß, Maß, Schranken, Bestimmtheit, auf die sich doch alles Annehmliche und Unterrichtende gründet.

Aber Batteux und Schlegel — der Fall ist anders. Beständige Supplemente zu einer Theorie, die keine Theorie ist, die als solche, an sich so ekelhaft, unbestimmt ist — heißt zur Arbeit der Danaiden, des Sisyphus oder des Belielel's in der Messiade verdammt sein: schöpfen und nichts haben, wälzen und nie hinaufwälzen, Moräste ausfüllen und immer tiefer sinken. Ist der ganze Kram von Wortgeschwätz so vieler, ewigen Mühe werth?

Zudem hat Herr Schlegel kaum die beste Methode gewählt, die Aufmerksamkeit seiner Leser festzuhalten; es ist die Methode der Noten, der Noten zu Noten, der Abhandlungen, der Widersprüche. Wird nun ein ewiger langer Krieg nicht recht lebhaft und entscheidend geführt; wird der Leser nicht in das Interesse gezogen und Sache und Schlachtfeld ihm merkwürdig: so ist nichts langweiliger in der Welt, als Berichte von ewigen, unbedeutenden Scharmützeln, wo Keiner gewinnt und Keiner verliert, an unbedeutenden Orten, und gleichgiltige Sachen ohne was Auszeichnendes durch Waffen, Streitart und Umstände — und so ist, jetzt insonderheit, unsre neue Ausgabe. Sie hat alles Ermüdende, was Streitschriften, Repliken und Dupliken haben können, ohne etwas von dem Aufmunternden, Lebhaften zu haben, was sie noch etwa zu geben pflegen; denn die Antworten, die Monsieur Batteux dem Herrn Schlegel in seiner neuern Ausgabe zu geben geruht, sind so lässig und von der Oberfläche, Schlegel's Antworten wieder so unbestimmt und langweilig, daß dem Dinge in dieser Welt wol kein Ende wird. Oft versteht Herr Schlegel den Franzosen gewiß nicht und läßt ihn mehr, weit mehr sagen, als Jener discuriren will; der leere Kopf des Verfassers ist wieder von seinem Wortplunder so voll, daß er immer Recht behält und den Deutschen meistens für einen Nachtreter ansieht, der nachsinnt, weil er nicht begreifen kann. Ueberhaupt ist der Streitplatz für beide Nationen so wenig interessant: Herr Schlegel als Widerleger nicht immer so ausgerüstet, so kurz, so bündig, so scharf auffassend, daß gleichsam kein Widerspruch bleibt; Herr Schlegel als Philosoph und Theorist selbst so unbestimmt, so wenig Philosoph! Er macht sich, was uns am Meisten befremdet hat, die neuern, spätern Untersuchungen entweder gar nicht oder so schief zu Nutze, daß wir das Gutgedachte in der That beklagen, das unter solchem Schutte liegt und kaum Jemand aufsuchen wird.

Herr Schlegel ist ein guter Kopf; es mangelt ihm nicht an Kenntnissen und Geschmack, wie sie ohngefähr der Gesichtskreis der Jahre geben konnte, in denen er sich bildete; er hat gute Gedichte geschrieben und schreibt auch reine und fließende Prosa: aber daß dieser gute Kopf zum Theoristen der feinsten Philosophie scharfsinnig und zum Theoristen der schönen Künste und Wissenschaften, als Virtuose in den besten Werken der Ausländer insonderheit, belesen und zum Verbesserer eines vernünftelnden Franzosen gewandt gnug sei, dürften wir fast zweifeln.

Hier ist eine Stelle Shaftesbury's, die in Manchem unsern gegenwärtigen Fall und unser Haupturtheil vom Buch trifft: „Among the many improvements daily made in the art of writing, there is none perhaps which can be said to have attain'd a greater heigth, than that of controversy, or the method of answer and refutation. 'T is true indeed, that anciently the wits of men were for the most part taken up in other employment. If authors write ill, they were despis'd: if well, they were by some party or other espous'd. Particular answers to single treatises were thought to be of little use. And it was esteem'd no compliment to a reader, to help him so carefully in the judgemens of evry piece, which came abroad. — — It must be own'd, that when a writer of any kind is so considerable as to deserve the labour and pains of some shreud heads to refute him in publik, he may in the quality of an author, be justly congratulated on that occasion. This suppos'd nesessarily that he must have writ with some kind of ability or wit. But if his original performance be in truth no better than ordinary, his answerer's task must certainly be very mean. He must be very indifferently imploy'd, wo would take upon him, to answer nonsense in form, and put in upon the world to read a second book for the sake of the impertinencys of a former.“ Und sind wir Deutsche nicht auf die Art schon um manche vergebliche Stunde mehr als eines guten Kopfs gekommen, der sie gewiß besser hätte anwenden sollen, als Andern seine Gedanken nachzuschieben oder anzuflicken!

Auch aus eben der Ursache können wir uns nicht auf einzelne Erörterungen und Berichtigungen einzelner Punkte einlassen; denn wenn Schlegel Batteux, und Batteux Schlegel, und Dieser wieder Jenen, und wir wieder Diesen, und er

wieder uns berichtigt, so wird des Jagens kein Ende. Wir versuchen uns also blos an einigen Punkten, die deutsche Kunstrichter, wie uns dünkte, schon besser und genauer ins Licht gesetzt hatten, und zu denen Herr Schlegel gegenwärtig auch seine Fackel trägt; ob mit mehrerm Rauch oder mit mehrerm Feuer, wird sich zeigen. Der Recensent ist zwischen Beiden völlig unparteiisch und hat blos zur Absicht, für sich selbst Festigkeit, Bestimmtheit und Wahrheit zu suchen oder wenigstens sie sich nicht rauben zu lassen, von wem es sei.

Eine lange Abhandlung über das Genie, wo, wie gewöhnlich, zuerst die Erklärungen Andrer, Sulzer's, Baumgarten's, Mendelssohn's, Flögel's u. s. w., angeführt, mit Mängeln gezeigt und mit einer neuen Erklärung ersetzt werden. Andre Journäle haben sich schon über das Mangelhafte der neuen Erklärung ebenfalls erklärt, und uns bleibt's blos übrig, uns über diese und mancherlei Bemühungen zu wundern. Es geht mit dem Wort Genie so wie mit allen dergleichen feinen complexen Begriffen: sie werden als Phänomene hie und da mit Intuition erkannt, aber nirgends eigentlich deutlich abgesondert. Vielmehr erscheinen sie hie und da mit dieser und jener Nebenbestimmung, sind bald mit der bald mit einer andern dunkeln, aber fremden Mitempfindung verwebt und müssen also nachher dem Philosophen, der einen deutlichen, bestimmten Hauptbegriff sucht, so viel zu schaffen machen wie Proteus dem Ulyß, da er ihn fesseln wollte. Mit rein abstrahirten oder völlig sinnlichen Ideen, sieht man, ist der Fall nicht, und denen ist also auch eher auf den Grund zu kommen. Helvetius z. B. hat einige Beispiele von Unterschiede bei dem Wort Geist gezeigt: Geist haben, Geist sein u. s. w.; bei dem Wort Genie sind der Vorkommenheiten und Zufälle gewiß noch mehr. Er ist Genie, er ist ein Genie, er hat Genie, ja endlich gar die Beiwörter, groß, tief, allgemein Genie u. s. w., geben so viel Farbenbrechungen, daß uns für alle noch immer die Baumgarten'sche oder Sulzer'sche Erklärung die beste, das ist die vielfassendste dünkt; die Schlegel'sche, die nur das Genie in den schönen Künsten beschreiben will und durch „lebhafte Einbildungskraft, mit einer natürlichen, zarten Empfindsamkeit des Herzens" beschreibt, ist gar keine Erklärung. Hat Jeder, der lebhafte Einbildung und ein empfindsames Herz hat, auch Genie? fordern alle schöne Künste einerlei Einbildung, einerlei

Empfindsamkeit der Art, einerlei Lebhaftigkeit dem Grade nach? Das Lebhafte und Zarte wie weit verschieden, wie weit heben sie sich auf oder fordern sich gemeinschaftlich! Wie bringen beide ihre Wirkungen hervor, daß sie Genie heißen! und was endlich hintennach hier noch immer für schweifende Begriffe Einbildung, Empfindsamkeit des Herzens!

Herr Schlegel streitet mit Herrn Moses Mendelssohn über die Erklärung des Schäfergedichts sehr lange, und Herr Mendelssohn behält theils mit seinen Einwendungen theils mit seiner eignen Erklärung sehr Unrecht. Das dünkt uns, ob wir gleich in jeder kleinen Nebenbestimmung mit Herrn Mendelssohn auch nicht einig sind, doch eben nicht. Wenn Herr Schlegel sich windet und bald sagt: ich habe mit meinem Wort sanft nur die höchst unsanften Empfindungen ausschließen, bald: ich habe unter einfache Handlung, unter dem Gegensatz zwischen heroisch, lächerlich, natürlich nicht das, sondern das sagen wollen, was freilich Andre nicht unter einfache Handlung verstehen, nicht als Gegensatz erkennen wollen, so kann ja Herr Mendelssohn immer sagen: „Die Erklärung ist falsch; denn sie ist falsch ausgedrückt und sagt nicht, was sie sagen will.“ Ueberhaupt giebt sich Herr Schlegel bei dieser Vertheidigung von vielen Seiten sehr bloß. Der Mann, der auf einem Bogen die Scene des Schäfergedichts offenbar hinsetzt in „schattichte Gebüsche, in denen die Vögel einander Freude entgegenzwitschern, beblümte Auen, auf denen die Heerden, durch die volle Weide ermuntert, in einer sorglosen Zufriedenheit scherzen, liebliche Thäler, die durch gaukelnde Weste“ u. s. w. (warum soll ich die Blümchen alle abschreiben? S. 375), derselbe Mann kann es S. 395, 396 Herrn Mendelssohn ableugnen wollen, daß er unter der reizenden Scene der Natur gar nicht die Scene einer reizenden Natur gemeint habe, und windet sich doch wieder, um wo möglich sogar die Fischeridyllen auszuschließen; kann zugleich offenbar bekennen, daß „nur die Glückseligkeit, deren Begriff uns ein dunkles Gefühl aufbehalten hat, weil sie unsre ursprüngliche Bestimmung auf Erden war“, allein das Süjet des Schäfergedichts sei. Kann sich nun wol ein Zweiter mit Dem einigen, der mit sich nicht einig ist? Herr Mendelssohn führt Geßner's neidischen Schäfer als möglich in der Idylle an, und Herr Schlegel sagt, er sei nur der Schatten im Gemälde;

ob denn der Schatten nicht auch zum Gemälde gehört? Herr Schlegel schließt offenbar heroische Handlungen aus; Herr Mendelssohn hat gezeigt, daß sie nicht blos stattfinden, sondern auch die Schäferwelt ihren eignen Heroismus habe. Das kann nun Herr Schlegel nicht leugnen, aber „haben kann sie ihn; nur sie muß ihn nicht haben, sie ist nicht dazu gezwungen“. Und zwingt sie denn Herr Mendelssohn? oder will er nicht eben nur zeigen, daß sie ihn haben kann und darf? „Aber sie hat ihn nur so, nur so.“ Alles, wie Herr Mendelssohn sagt, sie hat ihn schäfermäßig; was winden wir uns länger? — Ich wollte hier gerne Shakespeare's What you will im Ardenner Walde anführen, so manche alte Romanzen im heroischen Ton, und doch völlig schäferartig; aber wenn gegen die offenbarste Wahrheit so viele Zögerungen: „Eins ist doch nicht Zwei!“ gemacht werden, wer mag anführen? Ueberhaupt hat Herr Schlegel in den meisten Punkten, wenigstens anstößige Worte, wie er meint, geändert; und in manchen andern, z. B. daß das Lächerliche nicht natürlich, nicht alles Schöne auch gut sei (weil unser Wille dem Verstande nicht gehorche, und das wegen des natürlichen Verderbens der menschlichen Natur u. s. w.): in manchem dieser Stücke werden Schlegel und Mendelssohn kaum jemals zusammenkommen.

Nun aber, wenn Herr Schlegel auch Moses' eigne Erklärung so angreift, so hat er ihn nicht verstanden oder ist eigensinnig. Kleine Gesellschaften sollen nicht zum Wesen der Idylle gehören, und doch bekennt er, daß alle, die er kenne, darin sind, und giebt keine mögliche Instanz einmal, daß das Gegentheil stattfinde. „Kohlenbrenner, Bergleute“, idealisirt, mit ihren Empfindungen und Stande verschönert, so sind sie Leute zur Idylle; „Zigeuner, Räuber“, lassen sie sich nicht idealisiren, so auch nicht idyllisiren. Wenn kleine Gesellschaften in der Idylle gemalt werden, folgt denn, daß alle kleine Gesellschaften gemalt werden sollen? Ueberhaupt gehen Herr Mendelssohn und Herr Schlegel einen sehr verschiednen Weg. Der Eine sucht nach den mehrsten und besten Datis von Idyllen eine Abstraction des Idyllenartigen überhaupt; der Zweite hat Paradies und ursprüngliche Menschheit und Glückseligkeit im Sinne und liest mit diesem Wegweiser unter den besten Idyllendichtern das aus, was für ihn dient. Herrn Mendelsohn's Erklärung zeigt neue Pfade; des Herrn Schlegel's Beschreibung schließt so viele Gedichte dieser Art bei so ver-

schiednen Nationen (worüber haben die Engländer nicht Idyllen versucht? und Abbt in seinen Briefen hat neulich Klosteridyllen vorgeschlagen) aus und treibt uns Alle ins einförmigste paradiesische Gehege. Ich will, wie Sancho, nicht untersuchen, wer bei Gott Recht habe, sondern wer für das menschliche Herz, wie es jetzt ist und so veredelt werden soll, besser erklärt habe. Und endlich kommt noch die Frage dazwischen: Wer soll sich nach dem Andern richten? Dichter nach Kunstrichtern oder Kunstrichter nach Dichtern?

Die Zusätze in den Abhandlungen von der Harmonie des Verses und dem Reim sind wol meistens gegen Herrn Ramler, theils in Lehren seines neuen Batteux theils in seinen eignen Beispielen. Ueber jene können wir uns nicht einlassen, weil z. B. bei der Leichtigkeit und dem Verzeihlichen des Reims es immer drauf ankommt, wer reimt, und was nennt man einem Ideal des Gedichts gemäß verzeihlich? Aber was Ramler's Beispiele anbetrifft, dünkt uns Herrn Schlegel's Kritik des Ohrs entweder manchmal ungerecht oder Herrn Ramler's Kritik des Ohrs falsch. Das sieht man offenbar, daß Ramler im Feuer seines Choriamben die Zeile

— Edel im Buche der
— Glücklicher Barde, der[1])
— Der auch ein Vater des u. s. w.

mit Fleiß abgebrochen, theils des fortreißenden Stromes theils einer fallenden Symmetrie wegen. Man sieht, daß, wenn er auf ein Beiwort

— den größern Ahnherrn eines größern
Urenkels —

reimt, sein reimendes Beiwort entweder ausgesucht oder des Fortstroms wegen da sei; daß, wenn bei ihm Strophe in Strophe läuft, er diesen Horazischen Fehler wenigstens mit Vorsatz begehe. Statt also hier Seiten von solchen Beispielen zusammendrucken zu lassen, die ja Jeder kennt und ja so manche Journäle schon hübsch haben abdrucken lassen, sollte man erwarten, daß der Verfasser lieber durch Kritik und Gründe gegen solchen Uebelklang, wie er's nennt, etwas auszumachen gesucht hätte. Aber auch in solchem Falle, allen Uebelklang

1) Vgl. oben S. 59. — D.

und Unpassendes zugegeben, ist's kaum verständlich, wie der Verfasser sein Buch mit folgender weisen Note für Herrn Ramler schließen kann: daß „es mißlich sei, solche allerhand Versuche ans Licht zu wagen, ehe man sie von allen möglichen Seiten genau geprüft und Vortheil und Nachtheil gegen einander abgewogen hat". Wir wollten doch jeden Leser, der Schlegeln und Ramlern kennt, fragen, wer von ihnen der genauere Prüfer, zumal Prüfer des Wohlklanges, zumal im lyrischen Gedichte sei und sein könne; wer seine Gedichte genauer abwäge und länger dem Publicum vorenthalte als Ramler; und gesetzt, daß er auch den steifsten, willkürlichsten Numerus hätte, und dieser die elendesten Nachahmer erweckte, ob seine Gedichte nichts Anders haben, was der Wage zur Mittheilung derselben den Ausschlag gäbe. Ueberhaupt, Schlegel Ramlern den Rath der Vorsichtigkeit und des Zurückhalts mit seinen Gedichten zu geben, wir mögen den Gedanken fassen, wie wir ihn wollen, so soll er uns nicht das Ende des Buchs verderben.

Nun noch einen Rückblick auf Buch und Titel. Welch ein Titel, und mit allen Schlegel'schen Noten und Abhandlungen welch ein Buch! Nach Inhalt, Maß, Proportion und Zusammenordnung der Theile für „eine Ableitung aller schönen Künste aus einem Grundsatze", welch ein Buch! Der Weg der Wahrheit ist immer der geradeste, angenehmste und kürzeste, ein Weg — wie, wenn er hier durch alle Phänomene aller Künste durchgegangen und kaum endlich am großen Ziel des Principiums angelangt wäre, wie voll Materie! wie lehrreich, abwechselnd, ordentlich und angenehm wäre er geworden! jetzt ein Ruinenhaufe, ein beständiges Klettern zwischen Felsen und Trümmern. Mache Jeder mit Batteux' Grundsatze, was er wolle; ich mit seiner Ausführung und Herrn Schlegel's Berichtigung weiß nichts draus zu machen, als daß ich die manchen guten Anmerkungen des Letzten unter dem Schutte beklage.

F. C. Freiherrn von Creuz Oden und andere Gedichte, auch kleine prosaische Aufsätze. Neue, vermehrte und geänderte Auflage. Zwei Bände. Frankfurt a. M. 1769, bei Varrentrapp, gr. 8.[1])

Der Dichter von der traurigen Gestalt sind in unserm Jahrhunderte, wo nicht völlig der gleichen Würde, doch vielleicht der verschiedenen Art nach vorzüglich drei.

Young, der erste von allen, bleibt bei seiner Nachtwanderei, bei seiner Unordnung in Gedanken, wohin ihn nur die Einbildung, selbst über Worte und Methaphern, führt, bei seiner im Ganzen völlig verrückten Moral der Menschheit, noch immer nicht blos der stärkste, sondern auch der menschlichste dieser Art. Seine erhabensten Absurditäten und übertriebensten Sprünge der Phantasie sind fast immer noch starke Seiten der menschlichen Natur, das Göttliche unsers Wesens, große Zwecke, zu denen wir nicht etwa blos Möglichkeit sehen, sondern auch Anlage zur Wirklichkeit selbst fühlen. Und wenn man sagen kann, daß fast kein Schriftsteller die Menschheit nach ihren süßen Schwächen so gut gekannt und zu treffen gewußt habe als Sterne, so kannte vielleicht Niemand der Neuern so sehr ihre Stärken, ihre schlafenden Kräfte zum Großen in der Moral als Young. Es war eine Zeit, da in Deutschland Alles vom starken Young schwindelte, so wie jetzt Alles vom süßen Sterne schwindelt, und die wahre menschliche Moral liegt doch gewiß in der Mitte von Beiden; ich will freilich nicht untersuchen, welchem näher. Indessen, nur diese starke menschliche Seite ist's, die Young immer aufrecht erhalten wird und allein aufrecht erhalten kann; denn das Materielle seiner Gesänge muß freilich oft Kopfwehe oder Ueberdruß machen.

Ein Anderer, lange nicht von Young's Genie und Kopfe, führte diese Göttin des Ernsts in die Scenen der Schöpfung und in Materien der Religion. Er wurde vielleicht erbaulicher, aber auch schlechter und niedriger; vielleicht weniger übertrieben, aber sein Uebertriebenes ist auch von so geringer Art

1) Daselbst S. 127 ff. Vgl. unten S. 172 f. — D.

— kurz, er ist Hervey, und diejenigen von unsern deutschen Nachtsängern, die nicht Youngianer sind, sind meistens Herveyaner, oder wenn es der Himmel will, Beides zusammen. So z. B. unser große Sterbensapostel, Trescho,[1]) der nicht blos in Betrachtung der ganzen Schöpfung Tod, sondern auch in Allem so christlichen Tod findet, jede Wange der Jugend und jede blühende Rose so fein mit Lämmleinblute bespritzt, seine Wohnung auf Erden nicht nur von Todtenknochen, sondern immer von denen auf Golgatha erbaut. Man sieht, daß die Nachtsänger dieser Art endlich die elendesten, die abgeschmacktesten werden müssen. Die schönste Sängerin der Nächte, die entzückende Philomele, wird endlich der krächzendste Rabe herrnhutischer Todtenmelodeien.

Wenn wir die erste Classe der Nachtdichter philosophisch und die zweite religiös und christlich nennen wollen, so gehört für den dritten Mann kein anderer Name als metaphysisch; und gewiß hat es vielleicht von den Zeiten des Empedokles und Lucrez an keinen so metaphysischen Dichter gegeben als — Creuz! Nicht, daß er etwa metaphysische Gegenstände besänge: er besingt alle seine Gegenstände so metaphysisch, seine Seele hat einmal so einen metaphysischen Gang oder Gedankenschnitt sich angewöhnt, daß wol keinem Dichter in der Welt das Sein und Nichtsein, die Essenz und Existenz, die vollkommene Möglichkeit und Wirklichkeit und die metaphysischen Zergliederungen des Guten und Bösen so geläufige, so bequeme und unentbehrliche Hilfsideen geworden sind als ihm. Seine Seele stützt sich auf diese Gedanken wie auf alte bekannte und begleitende Freunde fast immer; selbst wo man glauben sollte und zu wähnen anfängt, daß nun das offene Herz und dies allein sprechen werde, kommt unvermuthet die Existenz und Nichtexistenz darein, so daß der Recensent bei diesem Dichter von je her nichts so sehr als das Phänomenon, den Bau einer Seele angestaunt hat, die sich auf solche Sachen, auf solche Worte und bei solchen, solchen Angelegenheiten und Situationen stützen und so sanft drauf ruhen könne. Da er nun Alles auch mit Nachtfarbe überzieht, Gräber, Tod, Zweifel und Trost, traurige Scenen der Vorsehung und ein Trauerspiel, das noch ärger als Alles dies ist, seine liebsten Gesänge sind: so sonderbar der Name klinge,

1) Verfasser der „Sterbebibel, oder die Kunst, fröhlich und selig zu sterben“.

so kann Creuz immer der metaphysische Nachtdichter heißen, und von allen dreien, glaube ich, wird seine Classe die leerste bleiben.

Man kann selbst vermuthen, was für Gegenstände nun unserm Dichter etwa gelingen oder mißlingen müssen. Metaphysische Gedanken auf Gott, auf den Gedanken der Schöpfung, den Plan der Vorsehung, große Scenen der Weltveränderung; die Erscheinung und das Verschwinden menschlicher Geschöpfe, die Natur denkender Wesen, ihr Sein und Nichtsein, ihr Zweck, ihre Güte, das Schicksal und der Trost der Tugend und Unschuld, die Ruhe des Weisen; das Nichts der irdischen Hoheit — das ist sein liebster Stoff. Lasset uns sehen, wie er den Stoff bearbeite!

Ein Gedicht auf die Gottheit fängt an; es ist das früheste, aber auch das schwächste von allen und fast nichts als eine lange metaphysische Doxologie und Register der göttlichen Eigenschaften in etlichen zwanzig Strophen. Die Vignette vor demselben stellt einen Menschen vor, der in das Antlitz der Sonne sieht und davon blind und starr wird; fast ist dies die Vignette dieses und mancher andern Stücke des Verfassers. Die Idee von Gott ist für einen Menschen, zumal für einen Dichter, so glanzvoll, ein so feuriges Meer von Strahlen, daß er besser und schonender thut, wenn er ihr Bild im Widerscheine, im Abglanz studirt und malt. Hier ist's bei unserm Dichter Schade, daß er die ganze gegenwärtige, mannichfaltige Natur so einsam vorübergehen läßt oder so abstract ansieht, daß er in ihr fast nichts als den schaffenden Gedanken der Gottheit sieht. So sind seine meisten philosophischen Gedanken über die Schöpfung, sein christliches Gebet (S. 117) so schaudernd stille (dem ich aber noch die Ursache seines Namens nicht ansehe) und die Tiraden dieser Art in den Gräbern, im Lehrgedicht über die Menschheit, im Seneca, im Lucrez, und wo nicht sonst? Der Dichter ist immer in Nacht, sieht und fühlt nicht die Schöpfung durch die tausenderlei Illusionen von Gegenwart, womit sie uns bezaubert: er weiß nur, daß Schöpfung ist; er fühlt nur sich selbst, insonderheit denkend; dann bricht ihm ein Strahl durch die Nächte, ein Heer der Sterne geht auf! wer machte diese Sterne? wer rief diese Welten aus dem Undinge? und dann kommt der Dichter in das Feld seines Lieblingsgedanken, des metaphysischen Artikels von der Schöpfung des

Sein, von der Entstehung des Alles aus dem Undinge u. s. w., und dann strömt der eine Lieblingsgedanke Seiten hinab! Wäre da unser Dichter nicht so abstract und immer so wiederholterweise abstract auf einerlei Art, und hätte Gott mehr in der Schöpfung anzuschauen und zu fühlen gewußt — wenige Proben zeigen, wie weit vielfachere, reichere, stärkere Gedanken und Bilder er hätte liefern können. Im allgemeinen Gebet z. B. (S. 177—179), so abstract und metaphysisch es ist, kommen frappante Züge der Hoheit Gottes:

„— Der die Weisheit geboren
Und über Welten sie setzte,
Das Ungefähr und das Schicksal
Als Sclaven ihr übergeben,
Der —“

(hier fällt der Dichter auf einmal wieder so tief unter sich und macht aus dem, was doch am Meisten Zweifel gegen die Weisheit der Vorsehung erregen kann, wenigstens zu erregen pflegt, die größte Demonstration κατ᾽ ἄνθρωπον)

„Der — giebt er Thronen zu Lehnen,
Hat er —“

(über matte, undeutsche, übel verbundne Stellen muß man fast auf jedem Blatte als über Provincialismen der Rhein- und Mainländer[1]) hinwegsehen!)

„Hat er das Oele der Salbung
Für Götter irdischer Reiche
Vom hohen Himmel gesendet —
  Doch ach! nicht Allen Weisheit scheut!

„Du, der auf glühenden Wagen,
Mit Donnerpferden bespannet,
Beim Staube gräßlicher Blitze
Die Lüfte schrecket und segnet,
Der uns, wenn schwärmende Seuchen
Der Jugend Wangen von Rosen
Mit schwarzem Kohlstaub bestreuen
Und böse Sitten vertilgen,
  Bei lauter Güte grausam scheint!

1) Creuz war in Homburg vor der Höhe geboren und blieb stets in Diensten seines kleinen Landes. Weiter unten (S. 118) werden ihm „alle Zierrathen des Dialekts der Wetterau“ zugeschrieben. — D.

„Du, der den schwellenden Bergen
Ein Herz von Golde gegeben
Und Eingeweide von Silber,
In Gruben Sterne vergraben,
Die goldne Kronen umleuchten,
Du, der die Höhen und Tiefen,
Die Wasser, das stehende Feste
Von aller Ewigkeit woge,
  Ohnmächtig ohne Wunder scheinst.

„Der jenem Stein' ohn' Empfindung
Zum Geist den Nordpol gegeben;
Du, dessen Sonne dort röstet,
Hier, wie die Liebe, sanft wärmet,
Mein Knie zur Erde gesenket,
Mein Aug' gen Osten gekehret,
Die Hand zur Andacht gefaltet
Und zur Begeistrung aufwallend,
  Bet' ich Dich an, den Mächtigsten!

„Du, dem die Biene nachbauet,
Du, dem die Spinne nachwebet,
Du, der unsichtbar im Schimmel
Die schönen Blumen gezogen,
Mein Knie 2c.
  Bet' ich Dich an, den Weisesten!

„Du, der, wenn Alles erstarret,
Die hungerstillenden Körner
Vorm Raub des Winters zu schützen,
Dem Schnee selbst Wärme gegeben,
Mein Knie 2c.
  Bet' ich Dich an, den Gütigsten!

„Du, der den Wesen der Geister
Zum Standort Ewigkeit gabest,
Wenn schwere Gewichte von Welten
Wie Federn fallen im Leeren,
Mein Knie 2c.
  Bet' ich Dich an, den Ewigen!"

Ich mag die Auswahl der Bilder, die zu scholastische Vertheilung und am Wenigsten das Harte und Unvollendete des Ausdrucks nicht vertheidigen; allein bezeugen nicht bei dem Feierlichen des betenden Morgenländers einzelne Züge wenigstens, was unser Dichter hätte sein können, wenn er die Schöpfung weniger in seinem verschlossnen dunkeln Cabinette als im freien, großen Garten der Natur gesungen hätte, mit der Empfindung eines Kleist, mit dem Auge eines Thomson; oder wenn er wenigstens seine Abstractionen mit den Schätzen von Entdeckungen in der wissenschaftlichen Physik hätte stützen und beleben können! Und das bezeugen einzelne vortreffliche Stellen in seinen Lucrezischen Gedanken, aus denen mit etwas mehrerm Licht, Reichthum und Empfindung eines der größten Lehrgedichte hätte werden können — jetzt aber ringt leider der Dichter noch immer mit Nacht und Chaos!

In den Gedanken von der Vorsehung scheint der ältere und neuere Dichter Creuz ein doppelter Mann. In den Zeiten seiner Jugend pries er das Glück der Weisen (S. 17) auch darin:

„Wer jenseit jener Nacht, in der Alphons geirrt,
Die Gottheit, die sein Herze fühlt,
Im schönen Kolibri und Condors Ungeheu'r
Gleich schön und sich stets ähnlich findt!"

Da sang er voll Stolz und Zutrauen an die Vorsicht:

„Bin ich kein Wesen der obersten Reihe,
Bin ich doch ein Dich anbetendes Wesen.
Donnre, ich danke — (oder wie es voraus besser hieß) —
Dich ehr' ich donnernd, und dankbar empfind' ich
Scherzende Zephyr'.

„Würmer, den schärfsten Augen verschwindend,
Die wir Dich suchend durch Gläser betrachten,
Schätzest Du würdig, gleich den Elephanten,
Göttlicher Sorgen",

und von solchen Stellen sind Der Weise, Die Gelassenheit, Die Gewissensruhe und so viel andre Gedichte voll, deren eins der Dichter mit dem großen Gedanken anhebt:

„Du, der Du Gott noch nie vollkommener erblickt,
Als wenn Dir seine Hand auch Leiden zugeschickt."

Allein immer weiterhin in die Gedichte sieht man die Seele des Dichters sich auch immer mehr bewölken und schwärzen, bis zuletzt wirklich die Zweifel Beunruhigungen werden und die voraus sanft klagende Stimme sich in den härtesten Ton der Vorwürfe verwandelt. Weit entfernt, hiebei etwas dem Verfasser als Mensch zur Last zu legen: wir charakterisiren nur den Dichter, und was kann der Dichter nicht singen wollen und dürfen, was der Mensch deswegen eben so und in eben dem Lichte nicht denkt! Gnug, dem Ersten hat's gefallen, fast alle neuere Gedichte, An die Nacht (S. 136), Das höchste Gut, Die Einsamkeit, Die beste Welt, und was müßte ich noch für eine Reihe hersetzen! in diesen Ton zu stimmen. Das kühnste und wildeste ist S. 144: Einige Scenen der Vorsehung. In ihm und in den Empfindungen beim Kriege (S. 158) werden die schrecklichen Scenen der Erde und die Uebel des menschlichen Lebens und die dunkle Seite der Vorsehung so gräßlich und abgebrochen geschildert; das Silbenmaß, was sonst nie dem Dichter recht gehorchen will, wird hier so unregelmäßig und wild; die Saiten schwirren so verstimmt und unordentlich in einander, wie der Dichter die Welt findet: daß beide Stücke auch im Tone wahre Gegenbilder der sanften und erhabnen Uzischen Theodicee werden. Wie bitter der Anfang:

„Welt voll von Schönheit, von Engeln beneidet,
Ein Paradies, für Menschen gemacht,
Für sie hat stolz sich ein Himmel gewölbet,
Nach goth'scher Art ganz von Zierrath erdrückt"!

Der letzte Gedanke fällt fast ins Barocke. So fährt er aber fort, anscheinende Schönheiten der Erde zu schildern, um nachher nur desto furchtbarer, wie ein Engel der Apokalypse mit seinen sieben Plagen hervorzubrechen:

„Freund, das ist nicht der Erde Gemälde.
Ich merk' und seh' und bebe zurück!
Zusammen tausend gekettete Inseln,
Ein ehmals untergetaucht Continent.

„Manch großes Erdtheil, den Brandstätten ähnlich,
Und Wälder, tief in den Abgrund gestürzt,
Und in dem Ocean Menschen und Monster

Durchmischt, Geribbe und Knochen gesät.
Ja, Freund, das ist nicht der Erde Gemälde!"

Und so kommt Pest, Elend; der Donner schlägt aufs Haupt des Pilgrims; der Mohr strangulirt den Mogol; Tempe und Eden ist nicht mehr; Königstöchter werden dem Staatsgott in der Wiege vermählt und wie Iphigenien aufgeopfert; circassische Schönen in den Armen häßlicher Tartarn; die Scenen des Kriegs noch abscheulicher: kurz, der Vorsicht Palast ist ihm

„Ein Thebe, mit hundert Thoren verschlossen,
Mit hundert geöffnet."

Wir wollen einen Dichter nicht widerlegen, aber oft, in allen spätern Gedichten, insonderheit in den Gräbern, wenn er so wiederholt, so stark und bitter, die Nichtigkeit des menschlichen Vergnügens beklagt, Träume,

„Zu nichtig, wirklich zu beglücken,
Zu lebhaft, Träume nur zu sein!"

hat er uns nur immer so weit bringen können, nicht die Menschheit, sondern den Armen zu beklagen, der Menschheit so wenig fühlt, und dem seine Philosophie, wo nicht Waffen und Dolche, so doch immer Nadeln geben muß, sich wie Cardan selbst zu ritzen. Der Mensch als ein sinnliches, vorübergehendes, unvollkommnes Geschöpf kann freilich auch nicht andre als solche Vergnügen haben; allein was sollen ihm andre! Hat er von andern einen wahren, reinen Begriff? Verliert er nicht, die er hat und haben soll, wenn er die andern anticipiren und diese Schönheit und Sinnlichkeit so zergliedern will? Eben dadurch sind sie Vergnügen der Menschheit, daß sie sind:

„Zu nichtig, ewig zu beglücken,
Zu lebhaft nur ein Traum zu sein",

und der Philosoph, der das Gegentheil demonstrirt, kommt mir so vor, wie Montesquieu sich den Zustand eines Engländers denkt, ehe dieser sich mordet. Alle Sinne und Oeffnungen sind gleichsam für die Schönheit der Welt verschlossen; das Blut fließt matt; die Lebensgeister stocken traurig und träge; das Herz schlägt krank. Nun ist gleichsam die Maschine

auf keinen andern Zustand so bereitet und annähernd — als, wie wenn dieser Hauch ausbliebe! das Herz ganz stillstände! das ist Tod, aber der Tod auch die Folge der übelsten, nur nicht immer so sichtbaren Krankheit. Sollte im speculativen Theil unsrer Seele nicht eben das Absterben möglich sein?

Nun komme ich also auf die dritte Classe der Lieblingsideen unsers Verfassers, und das ist vielleicht die größte, der Mittelpunkt von allen: über Sein und Nichtsein, über Tod und Unsterblichkeit der Seele. Nirgends in allen Zeitaltern und Nationen ist vielleicht das Schreckliche der Vernichtung, des Nichtwerdens, des Außenbleibens und Schwindens nicht eines Hauchs, sondern eines Gedankens, eines denkenden Wesens mit der Fülle aller seiner Gedanken, eines Geistes, der so ewig und selbstständig wie Gott ist; nirgends ist das Verschwinden desselben in den Abgrund und die Zertrümmerung der edelsten und vielleicht einzig wahren Welt, der Welt der Gedanken, anziehender und schrecklicher geschildert worden als bei ihm! Woher seine Seele die Wendung genommen, woher ihr dieser Gedanke, diese Situation so wichtig, immer gegenwärtig und gleichsam die einzige herrschende geworden ist, weiß ich nicht, nur sie ist's! Die ältesten und frühesten Gedichte der Jugend sowol als die spätesten, insonderheit Die Gräber und die Lucrezischen Gedanken, drehen sich um diese Mittelidee: nur jene noch jugendlich zuversichtlich und freudig, diese langsamer, schwermüthiger, zweifelnder, und von den Gräbern sind gewisse Stücke, vielleicht nicht ohne Ursache, gar verloren gegangen. Was sollen wir für Proben anführen, da beide Bände und die fremdsten Gelegenheiten davon Proben sind? Was eine düstere Phantasie nur für Bilder der Vernichtung von Meer und Erde, Himmel und Hölle, Nacht und Unendlichkeit nehmen kann, sind hier! bald ruhiger bald stürmischer! hoffend und zweifelnd und erwartend und trotzend und gewiß! Kein Dichter, wie gesagt, der eine abstracte Idee so interessant machen kann, wenn man Lust hat, sie sich so interessant machen zu lassen! und ihn mit einem Wort zu zeichnen, fände ich fast nichts in ihm als „ein Dichter über Sein und Vernichtung!" Nur freilich ein Dichter, der das nicht menschlich, wie Hamlet, nicht bürgerlich, wie Addison's Cato, fühlt! ein Deutscher, der es metaphysisch denkt und also zu fühlen vermag! Das Fragment der Zukunft (S. 76) ist hier eins der schönsten Stücke; es bleibt

Haller's Ewigkeit vielleicht in mehr als einem Gesichtspunkt nach, aber das dunkle Meer unsrer Begriffe, das Erwachen eines Gedankens und zum Gedanken, ewiges Denken, Zukunft, Ungewißheit, Nichts — wie geschildert! Der Gedanke unsers Dichters ist immer ein Blitzstrahl der Mitternacht, seine Seele ein Land mit Abgrund und abgerissnen Felsenhöhen, die oben im röthenden Blitz und nicht in sanfter Morgenröthe tagen!

Und dieser Dichter über Sein und Nichtsein ist nicht mehr! Seine kämpfende, zweifelnde Seele ist von hinnen, und noch ihre letzten Augenblicke in dieser Niedrigkeit, in diesem Schatten, in diesem Staube waren nicht die Ruhe, die der Lohn des Denkens, des Forschens sein sollte und welch ein großer Lohn wäre! Ihr Abschied war unruhig, war schauderhaft![1]) Wenn hier die Theologen wüthen, so entsinkt dem Menschenfreunde, dem gleichen Geschöpf, was auch denkt und nach Wahrheit hascht und ihren Strahl für das Edelste, Göttlichste der Schöpfung erkennt, eine weiche, brüderliche Thräne. Unser Dichter,

„Er sieht nunmehr, da wir durch dicke Nebel sehn,
In vollem Licht die Pracht des Unaussprechlichen
Und — in der Tiefe ganz verloren,
Den Irrstern unter sich, der ihn zuerst geboren!"

Gedicht von der Zukunft, Th. I. S. 82.

Seine Gedichte, die etwa praktisch werden, sind alle von Unschuld, Tugend, Liebe zur Weisheit, Beruhigung bei bösen Schicksalen, Verleumdungen u. s. w. Wenn ihm nicht ein Herz gegeben war, das in vollem Maße Liebe und sanfte Empfindung strömt, so zeigt sich in solchem Fall desto mehr der gesetzte Geist, der fallend sich wenigstens mit dem Schilde deckt und sich an seine Lieblingsidee, sollten's auch zertrümmerte Felsen sein, festhält!

Einigen Lesern dürfte unsre Recension nach ihrer Einrichtung vielleicht zu systematisch scheinen, und ob wir die gleich kurz versichern könnten, daß sie, auch so geordnet, von einer innigern, längern Kenntniß dieses Dichters zeugen könne, als wenn sie aus dem Register des Buchs ihre Ahnen herschriebe, so wollen wir da, der lieben Gewohnheit gemäß, noch einige

1) Von Creuz starb in düsterer Unzufriedenheit bereits 1770. — D.

Züge hiehersetzen, die das Ganze des Dichters betreffen; und alsdann noch ein Wort von seinen prosaischen Aufsätzen.

1. Daß der Dichter keine strömende Empfindung habe, ist aus dem, was wir gesagt, leicht zu schließen, und daraus erhellt gleich, warum sein Trauerspiel Seneca, so viel er davon macht, als Trauerspiel ein so erbärmliches Stück habe werden müssen, ohne Leidenschaft, ohne Charaktere, ohne Empfindungen, ohne die mindeste theatralische Illusion: eine Kette von kalten Declamationen, wo Alles philosophirt, Seneca und Paulina, Aurelia und Piso, Natalis und Annäus — Alle philosophiren und declamiren wie Creuz. Der Recensent hat einmal das wahre Schauspiel erlebt, diese römischen Schulmeister alle insgesammt bis auf Hauptmann und Wache von einer Gesellschaft junger Mädchen spielen zu sehen — Seneca und Piso mit römischen Helmen und blühenden Mädchenwangen und Creuzischem Speculationswuste — die schönste Parodie, die man je gesehen! Die Fragmente, die uns der Dichter von einem andern Trauerspiel, Sokrates, giebt, sind ebenso; er wird spielend, wenn er Empfindung machen, und übertrieben, wenn er Charaktere dichten will. Gut, daß es Fragment geblieben!

2. Aber was sonderbarer ist, „kein Faden der Gedanken" geräth sogar unserm Dichter. Alle seine Philosophie muß sich entweder in ein lyrisches Silbenmaß einkleiden lassen, wo man ihr alsdann sogleich den Zusammenhang vergiebt, oder sie muß in ungebundnen hingeworfnen Versen erscheinen wie die sechs Gesänge Gräber, Die Zukunft u. s. w. Da kann der Gedanken blitzen und wegblitzen, das Bild kommen und verschwinden! und so läßt sich Creuz am Besten lesen. Will er z. B. in ein ordentlich Lehrgedicht, in Alexandriner seine Gedanken zusammenreihen, so kommt Alles in Unordnung, und Keiner weiß, was er will. So z. B. sein Lehrgedicht über den Menschen, eins der schlechtsten Stücke von allen. Wir haben diesen Zug mit zwei Worten gesagt, weil er bei Creuz nicht Hauptzug sein kann; ein andres Journal hat ihn darüber schon sehr weitläuftig, als nach dem ersten Hauptzuge, beurtheilt.

3. In Absicht auf das Mechanische des Verses ist er mit sich selbst in sonderbarem Widerspruche — ausstudirt und nachlässig, voll Wohlklang und voll unerträglicher Härte. Oft hat er im schwermüthigen Lyrischen, wo er nicht mit Em-

pfindung spielen will, eine so schöne Cadenz, insonderheit des Reims, oft in seinem freien Silbenmaß solche glückliche Stellung des Bildes — und bald die unerträglichsten Scansionen, Fehler der Grammatik und alle Zierrathen des Dialekts der Wetterau.

4. Da seine Gegenstände so einfach und die Welt seiner Gedanken so einartig ist, so liest man fast auf allen Blättern dasselbe. Bei der Höhe seiner Wahrheiten sind derselben auch sehr wenig, bei der Abgezogenheit derselben viel Leeres. Es kann also nicht anders sein, als daß vielen Lesern sein Buch wie ein Quartant Metaphysik aus der Wolffischen Schule vorkommt, wo auf allen Seiten dasselbe steht, und Andre, die in Speculationen überhaupt nicht so viel Realität finden wollen, werden seine Zweifel und seine Gründe, sein Sein und Nichtsein wie Wasserblasen ansehen. Freilich kann, wer da will, aus der Seifenblase eines Knaben die ganze Optik und Naturalphilosophie und Kosmogonie Newton's studiren; es bleibt doch aber nur immer Seifenblase!

Auch in diesem Betracht hat unser Verfasser vor seinem Tode sich schon selbst begraben, da er alle seine kleinsten Stücke und Fragmente, wo nicht in langer ermüdenden Reihe aufstellte, doch ja in seine prosaischen Aufsätze einschaltete und wahrscheinlich diesen zu gut nur seine prosaischen Aufsätze schrieb. Creuz kann nicht anders bleiben und leben, als daß aus seinen zwei großen Bänden ein kleiner werde, mit der Auswahl seiner besten Stücke oder Stellen als Fragmente. Außer allen Wiederholungen hat er noch so vielen Hofschlendrian, elende Gelegenheitsgedichte, die der hochfürstliche Titel entschuldigen soll, Excellenzeneingänge, die sich nun sonderlich zu solchen Materien und solchem Ton schicken, als wenn ein Harlekin mit dem hölzernen Säbel Hamlet's Monologe „Sein oder Nichtsein" machte: der Contrast wird hier oft ebenso auffallend!

Von seinen prosaischen Aufsätzen endlich müßten wir so viel sagen, daß wir lieber nichts sagen mögen. Ueber philosophische Sachen liest man ihn noch am Liebsten; da glauben wir auch selbst, daß alle seine metaphysische Tractätlein in Duodez, die von nichts als „dem, was Sein ist!" handeln, noch nicht gnug beherzigt, wenigstens beantwortet sind; aber als Kunstrichter ist er trivial oder elend. Ein Mann, der über Pope aus der französischen Uebersetzung spricht und

von Milton als ein Metaphysiker redet und über schöne Wissenschaften und Sprache noch völlig aus Gottsched's Zeit urtheilt, ist nicht zu lesen oder, wenn man ihn ausgelesen hat, vergessen. Ein guter Epitomator dieses Dichters wäre jetzt nach seinem Tode der Freund, den er vermuthlich in seinem Leben als Autor nicht gehabt hat.

Vorlesungen über den Horaz. Von J. C. Briegleb. Altenburg 1770, in 8.[1])

Uns sind freilich Ausgaben vom Horaz bekannt, wo auch jede Ode in sechserlei Sinn, grammatisch, poetisch, rhetorisch, moralisch, und wie weiß ich mehr, durchgenommen sind; uns sind leider mündliche Erklärungen dieses und jedes andern Dichters bekannt, wo construirt, analysirt, paraphrasirt, invertirt und commutirt wird: aber solche Erklärungen schriftlich, mit aller Langenweile der Feder? solche Ausgabe zu unsern Zeiten öffentlich und dazu überall gelobt?[2]) Das ist dem Recensenten unbegreiflich.

Wo das Buch auffalle, da könnte ich abschreiben, wenn ich nicht das ärmste Weibergewäsche abschreiben müßte. Da ist kein Wort, was Herr Briegleb nicht allein nimmt, verhört, entkleidet. Da ist keine Wendung, keine Wortstellung, kein O! kein et, kein hunc und illum, über welchem er nicht staune! bewundere! und die trefflichsten Anmerkungen zur Verschönerung schöner Seelen und zu Schärfung „des ächten Gefühls des Wahren, des Guten, des Schönen, des Anständigen, des Erhabnen" zu machen wisse. Und das Alles in solchem süßlichen und dissoluten Stil, in einem solchen Gewäsche von Frag' und Antwort, daß, wenn Horaz erschiene und diesen Commentar über sich selbst läse — er machte Herrn Briegleb gewiß zum Verschönerer seiner eigenen Seele! zum Schärfer seines eignen Gefühls! denn der Mann, der 99 Gründe an-

---

1) Band XVII, 1. Stück, S. 61 ff. Nicolai hatte Einiges an Herder's Beurtheilung geändert, besonders den Anfang ganz weggelassen. Vgl. „Von und an Herder", I. S. 323 f. 341. — D.

2) Nicht allein die Klotzianer, sondern auch Heyne hatte seinen Schüler gelobt. — D.

geben kann, warum er seine erste Ode mit Maecenas anfängt, atavis und nicht atavo, atavis und nicht avis, einmal O! und zweimal et, nicht nur praesidium, sondern auch decus, nicht qui mihi es praesidio, qui mihi es decori, sondern praesidium, decus schlechtweg, praesidium et decus zusammen, nicht carum, magnum decus, sondern allein dulce, warum decus meum und nicht decus des Babylonischen Thurms gesagt habe, und auf solche Weise (wir überlassen jedem Leser das liebreiche Lesen selbst!) alle seine Oden zu verschönern und auszuschärfen weiß — was sollte der nicht verschönern können?

Zuerst wird uns doch das Herr Briegleb zugeben, daß, wer Horaz lesen will, Menschenverstand haben müsse; denn hat er den nicht, welcher Lector könnte ihn ihm geben? Hat er ihn aber, was soll der Beweis, daß, wenn ich an Mäcen schreibe, ich Mäcen nenne, daß, wenn ich Jemand loben will, ich ihn lobe, ihm danken will, ich ihm danke? Was soll der Beweis, daß schnelle Räder heiß sind, daß Ehren Ehren sind, daß unsre Scheure keine fremde sei, kurz, daß der Dichter das sagen müsse, was er sagen wolle, oder er sagt das nicht, was er sagen will — welcher deutsche Irre begreift das nicht? Und so knabenmäßig sind doch zwei Drittheile von den Anmerkungen des Lectors! Wehe den Schülern des Horaz in Coburg![1]) ihr Kopf wird so geschärft, daß er bei sechs Oden leicht stumpf und dumm werden kann und fast muß.

Zweitens. Wer Horaz lesen will, will nicht lateinisch buchstabiren lernen, glaube ich wenigstens. Und will er das nicht, so mag er auch nicht hören, daß Olympicus sonst auch Olympiacus heiße, daß palma die flache Hand und wegen der Aehnlichkeit ein Palmbaum heiße, weil oben die Blätter ausgebreitet sind und die Aeste wie Finger stehen; und das schöne Sprüchlein dabei: Non cedit ponderi, sed surgit adversus pondus, und daß vom Palmbaum der Palmzweig genommen sei, und dieser auch signum victoriae gewesen und auch victoria ipsa bedeute. So will er nicht wissen, daß nobilis 1) notus 2) excellens in quacunque re, sive bona sive mala ꝛc. sei, daß die Lateiner auch ihre Worte verwerfen, daß turba multitudo non consilio recta, und was mobilis und Quirites sei, und verritur hier proprie gebraucht werde, was sarculum und sarculus sei und secet hier so viel als trajiciat sei — wo kann ich auch nur die

---

1) Briegleb war Professor am Gymnasium zu Coburg. — D.

erste Ode mit dem Kindergewäsche durchkommen? Eine andre fängt der Autor an, daß von der gegenwärtigen Zeit das Praesens gebraucht werden müsse. Wem das gesagt werden muß, ist der ein Schüler des Horaz? und so etwas sagen, heißt das den Schwall von Erwartungen erfüllen, den der Verfasser in der Vorrede sich vorlispelt?

Drittens. Statt es besonders zu fordern, daß ein Schüler des Horaz doch auch ein Bißchen Geschichte und auch ein Bißchen die Leute kennen müsse, die sich Römer nannten, und unter denen Horaz schrieb — statt dies besonders zu fordern, weil es schon zum Vorigen, der lateinischen Sprache, gehört, und also dem Verfasser wieder ein großer Theil seiner Prälectionsweisheit abgeht, füge ich nur hinzu: Horazens Gedichte sind meines Wissens Oden; jede von diesen Oden ist ein Ganzes, ein Gemälde, ein fortschreitendes Gemälde; und daraus folgt nun wieder so Manches, was des Herrn Briegleb's Buch grausam wegschmelzt.

Jedes Gemälde hat nur einen Standpunkt; verrücke ich den, werde ich aus dem Leser Horaz' ein Wortschmelzer, ein Silbenstecher, ein Abzeichner, wie tief das O! was hier und nicht da steht, aus dem Herzen komme, so sehe ich mancherlei gute Sachen, aber kein Gemälde. Trete ich so dicht an, daß mein Auge nun recht jedes Härchen jedes Pinselstrichs und jedes Bestandtheil jeder Farbe zergliedert; streiche ich jedes Wort an den Wetzstein und finde Energien, wo keine sind, und schneide Kümmel und werfe Linsen — wo bleibt alsdann, ich will nicht sagen, der erste, der Hauptblick, nein, nur ein möglicher Blick des Jünglings auf das Ganze der Ode? auf den Geist, der diese Ode machte? Man hat von je her solche Kleinigkeitenschnitzler Pedanten genannt, und die größten Geister der Alten, Cicero, Virgil, Horaz, haben lange das Unglück gehabt, von Pedanten gehandhabt zu werden; aber wahrhaftig, ein süßlicher, zierlicher Pedant ist der ärgste, der ekelhafteste von allen. Jener macht doch wenigstens Antiquare, aber was dieser?

Wie aber, hat Horaz das nicht Alles gedacht und dunkel empfunden, was Herr Briegleb hier mit so vieler „Feinheit entwickelt"? Es ist nicht wahr, daß er das Alles gedacht habe; denn auf jeder Seite werden ihm Energien und Gedankenreihen Schuld gegeben, wovon er wahrscheinlich nicht geträumt hat. Aber gesetzt, das wäre so, Horaz habe das dunkel empfunden, was Briegleb seine Schüler hier so licht sehen

läßt — da sitzt eben die Wunde. Wenn ich statt des Anblicks eines Gebäudes zu einem Pfeiler gehe und das Holz erforsche, so sehe ich doch das Gebäude nicht, und wenn ich bei einem Gemälde die Farben reibe, doch das Kunstbild nicht: und wenn ich bei Horaz nicht Alles in seinem Lichte, jedes O! so dunkel und so kurz und so lebhaft empfinde, als er's empfand, als er's mich will empfinden lassen — so sehe, so empfinde ich nichts! Statt Sympathie mit der edeln Fassung, in der er, diese Ode dichtend, sich befand; statt des Gefühls, was ein Römer genoß, der diese Ode lebendig hörte: wie klein und verächtlich sind die süßen Empfindungen, die ich mir so erkünstle und ausschmecke; und nicht blos als klein sind sie verächtlich, sondern auch falsch. Wenn die Lichtstrahlen, die mein Gesicht abwerfen sollen, auf zehn- und hunderterlei Art weggebrochen werden, malen sie da ein reines, ganzes, helles Bild? Und der Schüler, dessen Blick zuerst, und zuerst so lange, so oft an dergleichen falsche Brechungen gewöhnt wird, lernt der jemals rein und deutlich sehen?

Meine Leser haben wol alle in ihrer Jugend den Nepos getrieben; wenn sie aber mein Unglück gehabt haben, ihn zuerst und als den Qualenautor zu treiben, an dem man Lateinisch lernt, der blos der Phrases wegen gelesen und also zerstückt, zertrümmert, geradbrecht wird, daß Gott erbarm'! hat wol Jemand damals den Nepos kennen lernen? wol Jemand einen seiner großen Männer als solchen, der er war, und als solchen, den ihn Nepos aufstellt, auch nur kennen lernen mögen? auch nur einen Gedanken gehabt, ihn sich so lebendig vorzustellen? Miltiades und Themistokles, Epaminondas und Cato, was sind doch das unsrer studirenden Jugend, die in ihnen Phrases botanisirt, für Kerle! Sie und ihr Nepos und der berühmte Briefsteller und Schulmeister Cicero, der solche Reden hat halten können, wie sie unsre Herren Professores halten — das Alles sind Leute, bei denen man Latein lernen muß, und nicht ein Wenig mehr! Was hier die lateinische Sprache ist, sind bei unserm Autor hundert ästhetische Süßigkeiten und Energien! Mag es sein, daß Cicero bei der und jener Phrase sich wirklich so freute wie seine scholastischen Erklärer, sie war bei ihm doch nimmer Hauptwerk, nur immer ein Mittel zu Zwecken; seine Freude darüber bei ihm wie bei Jedem, der sich in einer lebendigen Sprache ausdrückt, so dunkel, so kurz, so untergeordnet. Oder machte er irgend eine Wortfügung,

eine grammatische Schönheit zum letzten, deutlichen Zweck, so war er der häßlichste Wortpedant, der je von einem Katheder über nichts Phrases gedrechselt. Hat Horaz alle diese Schönheiten und Süßigkeiten anders als im dunkeln Laufe seines Genies, seines schaffenden Geistes empfunden, so wird er der grübelndste, süßlichste Odenfabrikant, der sein kann!

Durchaus müssen also Vorlesungen über den Horaz anders sein als diese; und sie sind gewiß so leicht nicht. Horaz verstehen und fühlen und Horaz verständlich und fühlbar machen, sind gewiß zwo ganz verschiedne Sachen. Jedesmal das Rechte vorauszusetzen, was der Schüler schon weiß und wissen muß; nichts zu sagen, was, hier gesagt, ihn zerstreuen oder ihm falschen Anblick geben würde; den rechten Gesichtspunkt zur Ode zu finden, nicht zu fern und nicht zu nahe, und diesen gefunden, nimmer zu verlassen; nimmer für sich ins Unendliche erklären, sondern jede Empfindung auch in den Schatten, in das Licht zu stellen, in dem sie der Dichter empfunden und empfinden lassen will; also mit dem Strome der Sapphischen Ode oder auf den Fittigen des Choriamben sich den Weg und in dem Maße der Bewegung führen zu lassen, als der Dichter will — das ist das schwere Geschäfte des Vorlesers im Kreise fühlbarer und zu dieser Lectüre vorbereiteter Jünglinge. In jedem Ueberflusse ist sonst kein Boden, in jeder Abweichung des Irrweges kein Ende, und dann hat auch hier Herr Walter Shandy Recht, daß auch in Horaz „die Wissenschaft des Schönen wie die Materie in infinitum theilbar sei, daß die Grane und Skrupel so gut davon Theile sind wie das Gewicht von der ganzen Welt, daß Schönheit Schönheit sei, gleichviel, wohin sie fiele, ob in ein Pfund oder in den kleinsten Bruch",[1]) wenn darüber gleich das Gewicht des Pfundes verloren ginge.

Hinter ein paar Oden hat der Vorleser Ramler's Uebersetzung mit Horaz verglichen; der Leser kann vermuthen, wie bei dem süßen, immer bewundernden Energiengeschmack die Vergleichung habe gerathen müssen; es ist die ekelhafteste Ausfaserung der Ode geworden, wo Wort für Wort gezeigt wird, daß die deutsche Sprache nicht die lateinische sei und Ramler nicht jedes Wort, jedes Komma, jede Bindung so gesetzt

---

1) Tristram Shandy, Cap. 44, wo aber nur von der Materie die Rede ist. — D.

habe, wie sie Horaz im Lateinischen setzte, kurz, daß Ramler wirklich nicht die lateinische Ode des Horaz gemacht habe. Und wer hat an solchen Wahrheiten je gezweifelt? Was Bessres aber hat Herr Briegleb gewiß nicht bewiesen, und auf die Art, wie er zergliedert, wollte ich's wahrhaftig zu zergliedern übernehmen, daß in Ramler's Oden weit, weit mehr Schönheit sei als in Horaz. Wenn er seitenlang beweist, daß Solvitur acris hiems grata vice Veris et Favoni mit jedem Wort und jeder Silbe besser sei, als: „Siehe, der Winter zerrinnt, Favonius und der Lenz kehrt wieder!" was könnte ich ihm nicht wieder in diesem zeigen: wie weit schöner das Siehe! anfange, Aufmerksamkeit gebiete und auf die Ode insonderheit bereite, wo insonderheit gesehen werden muß, weil es eine Frühlingsode ist! wie weit schöner das harte, zu rauhe acris ausgelassen sei und das Rauhe des Winters schon im Schalle Winter so unnachahmlich geschildert werde, daß das Wort recht ein Echo zum ganzen weiten Sinne ist, und nun mich auf das verschiedne Rauhe insonderheit der Winde des Winters einlassen! wie unendlich angemessener das Wort zerrinnt als das nichtssagende solvitur sei; wie artig der Vers bei diesem Worte stille stehe und der rauhe Winter dem Ohr in dies sanfte Wort so sanft zerrinne, statt daß man sich dort am höckrichten hiems stoße! wie weit natürlicher das Verbum als die vom Vers erzwungne Künstelei des grata vice! daß hier uns Handlung geschildert, die Sache vors Auge gebracht, dort nichts Bestimmtes, Poetisches sei u. s. w. Ist das Kritik des Schönen und Empfindung, die man aus Horaz lernt — was ekelhafter als solche Empfindung, solche Kritik! das wahre Gemälde jenes Griechen[1]) vom speienden Homer!

Damit, daß wir gesagt und bewiesen haben, der Verfasser habe ein schlechtes Buch geschrieben, sagen wir nicht, daß er bei der Liebe zur Philologie, die aus allen den Wolkenfiguren noch hervorstrahlt, nichts Bessers liefern könne und vielleicht werde; aber dann wird sich der Vater dieser seiner milchichten Erstgeburt gewiß am Meisten selbst schämen.

---

1) Galaton. Vgl. Ael., Var. Hist., XIII. 22. — D.

Daniel Webb's Betrachtungen über die Verwandtschaft der Poesie und Musik, nebst einem Auszuge aus eben dieses Verfassers Anmerkungen über die Schönheiten der Poesie. Aus dem Englischen übersetzt von J. J. Eschenburg. Leipzig 1771.[1])

Herr Eschenburg hat sich dieses Buch gewissermaßen eigen gemacht, theils durch die gute Uebersetzung theils durch die hie und da statt der englischen gewählten deutschen Beispiele.

Webb, schon als Verfasser der Gespräche über die Malerei bekannt und berühmt, nimmt hier auch Poesie und Musik vor die Augen; freilich zwei Gegenstände, die nicht so bleiben, sich nicht so beschauen und zergliedern lassen wie die Malerei, die, insonderheit die letzte, in ihrer Wirkung wie das Kriegsheer der Scythen ist, fliehend mächtig.[2]) Er hat sich also auch nicht sowol auf die Zergliederung ihrer selbst als ihrer Wirkungen eingelassen. Omnis motus animi suum quendam a natura habet vultum et sonum et gestum: alle Leidenschaften haben ihre eigenthümlichen Bewegungen in den feinsten Theilen des Körpers, und die Musik erregt ähnliche Vibrationen. Das ist sein Thema. Nun bringt er Alles in vier Classen: die Nerven werden plötzlich angegriffen oder sanft und ruhig fortgezogen oder erhöht und ausgebreitet oder niedergeschlagen. Aller musicalischen Eindrücke sind also vier Arten.

Die Beispiele sind bei solchen Sachen das Beste; denn die Benennungen selbst sind schon Metaphern; auch hat sie unser Verfasser sehr gut gewählt. Nur hätte der Uebersetzer bei Beispielen aus Milton nie die Zachariä'sche Uebersetzung behalten sollen: in ihr ist nicht blos durch die schlechten Hexameter, sondern durch die Gattung Hexameter aller Milton'sche Wohlklang verschwunden, und oft macht in Cadenzen und wirkenden Tönen das Deutsche und Englische ganz entgegengesetzten Eindruck. Die deutschen Beispiele sind meistens

1) Daselbst S. 205 ff. — D.

2) Herder verwechselt die Scythen mit den Parthern. Vgl. Virg., Georg., III. 31. — D.

aus Klopstock und oft glücklich gewählt. Nur zur Traurigkeit hätte statt des Milton'schen: Me miserable! which way shall I fly?[1]) vielleicht lieber eine Klage Abbadona angeführt werden können. An Beispielen dieser Art ist Klopstock ja so reich, und kaum fängt eine elegische Ader bei ihm mit dem ersten Tropfen Bluts zu strömen an, so wird seine Poesie gleichsam von selbst Musik. Was für einen Contrast macht der deutsche Milton gegen solche Stellen an musicalischer Wirkung! und doch ist im Englischen fast kein Dichter (Pope's Studium des Wohlklanges ging auf etwas Anders), der seinen epischen Vers mit Wort und Schall und Cadenz so ausgedacht hätte als Milton! Seine Materie, die fast ganz phantastisch ist, ließ ihm dazu so sehr Zeit; der gelehrte Dichter hatte sich theils durch die Lateiner, die er so gut kannte, und durch Italien, das ihn so sehr gebildet, das feinste musicalische Ohr erworben, wie z. B. auch sein Allegro, Penseroso, u. s. w. zeigt; der blinde Mann studirte auf einige Verse oft ganze Nächte, um Alles zu setzen und auszudrücken. Und siehe, da kommt im Deutschen ein Mann, der nicht blind ist, der nicht auf einige Verse ganze Nächte studirt, der kaum die Mühe übernimmt, sich in die Materie zu setzen, viel weniger in die Sprache und in die Fälle und Bindungen der Sprache: der also flugsweg übersetzt den ganzen Milton in einer Zeit, wo der wahre Milton vielleicht kaum einen Gesang dichtete. Nun komme ein deutscher Rambler[2]) oder Webb, aus ihm Beispiele des Milton'schen Wohllautes zu suchen! Der Leser verzeihe uns die scheinbare Ausschweifung! sie war an diesem Ort nöthig, und es ist immer ein empfindlicher Schade, wenn ein Zachariä eben uns Deutschen einen Milton verdirbt.

Auch das Beispiel vom Fall der Töne ins Sanfte ist vom Uebersetzer (S. 33—35) nicht gut gewählt; der Gang ist theils umgekehrt theils, da es fortgehende Ausrufung ist, zu auffallend, wie wenn ein Prediger in der Application auf sein sanftes Evangelium mit einmal das Wehe hinabdonnert — und das wollte Webb hier nicht sagen. Auch der entgegengesetzte Fall, von Traurigkeit zu Stolz, ist (S. 35) in der Rede Lebbäus'[3]) gar nicht glücklich gewählt.

1) Paradise lost, IV. 73. — D.
2) Samuel Johnson's Zeitschrift dieses Namens, die 1750—1752 erschien. — D.
3) Klopstock's „Messias", XIX. 963 ff. — D.

Webb's Anmerkungen vom Musicalischen in der Sprache sind fein, obgleich selten neu; nur bei den peruanischen Liederchen hätte wenigstens (S. 68. 69) der Text der Originalsprache (er steht in den Allgemeinen Reisen) nebengedruckt werden sollen,[1]) sonst beweist's hier wenig.

Die folgenden Beispiele sind meistens aus Klopstock's Salomo, und mich freut, daß man anfängt, von dieser Seite dies Drama zu studiren und zu nutzen. Die Stellen aus Shakespeare, oft lange Stellen, sind meistens sehr gut übersetzt und zeigen wenigstens, daß an Wahrheit, Reinigkeit und Stärke gewiß eine Uebersetzung Shakespeare's möglich sei, die die Wieland'sche sehr übertreffe. Dies führt uns zugleich auf eine andre Schrift desselben Uebersetzers:

Versuch über Shakespeare's Genie und Schriften in Vergleichung mit den dramatischen Dichtern der Griechen und Franzosen. Aus dem Englischen übersetzt und mit einem doppelten Anhange begleitet von J. J. Eschenburg. Leipzig 1771. 8.

und er hat mit dieser fast noch mehr Verdienst wie mit jener. Alle, die den deutschen Shakespeare haben, werden diese Schrift sehr gerne lesen, theils wegen des Inhalts, der angenehm und eine gute Hervorbringung der wahren englischen Kritik ist, theils wegen der meistens sehr gut übersetzten Stellen aus Shakespeare. Das Buch ist in England so gut aufgenommen, daß wir nicht umhin können, den Inhalt etwas durchzugehen, wie ihn ein Deutscher etwa durchgehen kann.

Der ganze Versuch scheint durch die Voltairische, so oft wiederholte unverschämte Kritik über Shakespeare entstanden zu sein; und wer ist, der sich über diese nicht schon geärgert! Der alte selbstsüchtige Lästerer entblödet sich nicht, vor seiner Semiramis und in seinem Corneille, und wo es sonst sei, die schändlichsten Erdichtungen witzig hinzuschreiben, um dem französischen Theater, und das heißt immer ihm selbst, Complimente zu machen. Welcher Franzose und welcher französirende Spanier, Italiener, Deutsche, Russe und Kamtschadale

1) Vgl. Herder's Werke, V. S. 342. — D.

weiß nun das Ding besser und wird nicht dem Herrn von Voltaire, der ja in England gewesen ist, der ja selbst vor seiner Henriade eine französisch-englische Vorrede geschrieben hat, glauben! Da stehen nun die Witzlinge des französischen Parterres und spotten über den tollen Hamlet, der den Polonius für eine Ratte ansieht, und bewundern ihren elenden Hamlet, ihre Semiramis und Zaïre! Was hilft's aber auch, für diese Shakespeare zu rechtfertigen, zumal englisch? Können sie ihn, können sie seine Rechtfertigung lesen und fühlen? Ich sehe also das Buch als eine Probe der Kritik überhaupt an und über die Veranlassungen hinweg.

Die Einleitung ist etwas zu allgemein, sonst aber voll treffender Anmerkungen. Wenn z. B. die Franzosen alle witzige Köpfe, Dichter und Kunstrichter Englands des Vorurtheils für ihren Shakespeare beschuldigen, „so kann man sagen, daß ein großer Grad eignes Vorurtheils dazu gehört, zu behaupten, daß man in einem Lande, wo Sophokles und Euripides so gut verstanden werden als in irgend einem andern Lande in Europa, die Vollkommenheiten der dramatischen Poesie so wenig einsähe als unter den Chinesern. Die Gelehrsamkeit schränkt sich in England nicht blos auf die Geistlichen oder auf einige wenige akademische Gelehrte ein. Die Erziehung eines jeden Engländers von Stande ist so beschaffen, daß er eine frühzeitige Bekanntschaft mit den Werken der Alten erhält. Seine Kenntniß der schönen Literatur fängt nicht bei derjenigen Periode an, welche Voltaire ‚das Jahrhundert Ludwig's XIV.' nennt. Ehe er ein Zuschauer des Theaters zu London wird, hat er gemeiniglich die tragische Muse gehört, wie sie in Athen sprach, und wie sie zu unsern Zeiten in Paris und Italien spricht. Er versteht den Unterschied unter der natürlichen Sprache, mit welcher sie das menschliche Herz traf, und der künstlichen Art des Ausdrucks, welche ihr die Vorurtheile einer einzelnen Nation in den Mund gelegt haben, oder der wunderlichen Mischung von Sprache, die man von dem Tone des Hofes hergenommen hat" u. s. w. Dies alles für Wahrheit angenommen, wird so und so allein ein wahres Publicum fürs Theater gebildet — wo haben wir's in Deutschland nach unsrer Erziehung? Und sollte nicht auch das dem Geschreie nach so gebildete französische Parterre, das man so oft mit Athen vergleicht, nicht ein Blendwerk sein? Freilich, kann bloße Routine und Geschwätz des Umganges auch

Bildung für das Theater, wahre Kenntniß der Sitten, der Leidenschaften, der Charaktere und ihres Ausdrucks geben, so ist Paris das einzige Athen in Europa. Ist das aber nicht, sind die französischen Sitten eben die, die Leidenschaft, Charakter, Geist, Menschheit am Meisten maskiren; ist die französische Erziehung eben die in ihr Land eingeschränkteste, glätteste und superficiellste; sieht man auf ihrem Theater nie Stück, sondern Acteur, Actrice, und klatscht nur am Besten über ihr Hervortreten aus der Coulisse und über das herrlichste Auskramen von Sentenzen; klebt man durchaus am Namen des Verfassers oder an den Schönheiten des Detail und kennt wol nichts minder als Illusion und Entzückung, die uns die Gegenwart der Handlung geben soll; ist dies Alles nicht, und man urtheilt um so dreister, weil das Alles nicht ist: wahrlich, so dürfte es kaum ein schlechteres theatralisches Publicum in der Welt geben als eben das, was sich selbst am Meisten preist!

Der Verfasser fährt fort zu zeigen, wie Corneille seine Helden verunstalte und in seufzende Schäfer verwandle; wie wenig er Römer schildere; wie wenige wahre Handlung auf dem französischen Theater sei u. s. w. Alle diese Anmerkungen sind so wahr, daß sie sich für einen fühlenden, denkenden Menschen, für jedes fremde, unparteiische Auge überall, zumal auf den Stelzen des französischen Theaterverses unleugbar ausnehmen müssen. Lasse sich einbilden, wer da will, daß Corneille Römer geschildert und sie gar veredelt habe: Spanier, Abenteurer hat er geschildert und von den Römern nichts als die Stelzen des Seneca geborgt. In manchen von diesen trifft unser Engländer mit dem Dramaturgen[1]) so sehr zusammen, nur daß der Deutsche seinen Tadel bis zur bestimmtesten Philosophie erhebt, daß wir doch endlich hoffen, die Stimme der Wahrheit, die auch Franzosen selbst, z. B. Rousseau, Diderot ꝛc., nicht ableugnen können, werde stark gnug reden. Wo er Shakespeare entschuldigen muß, da ist's aus den gewöhnlichen Gründen.

In den Abhandlungen vom historischen Drama hätten wir von einem Landsmann Shakespeare's weit mehr Eindrang in die Materie und B e i s p i e l e von dem Genie gesucht, das historische Fabeln, Legenden, elende Annalen so gut nutzen

1) Lessing. — D.

konnte! Beispiele, sage ich; denn ein allgemeines Lob ist hier nicht hinreichend, und jedes Beispiel, so bestimmt aus der Geschichte genommen, wäre ein Wink für das Genie, der Kunstgriff eines Geistes, wie nur ein Shakespeare war. Insonderheit vermissen wir diesen historischen Versuch selbst in den Abhandlungen über Heinrich IV., wo sie doch insonderheit bei Harry Percy, der in den englischen Annalen, Liedern, Romanzen und selbst in der ältesten Romanze Chevy-Chase, die Schlacht bei Ottenboum, so berühmt und so anders erscheint,[1]) Platz gefunden hätten. Jetzt entwickelt der Kunstrichter blos die Schönheiten Shakespeare's, wie sie da liegen, nicht, wie sie geworden sind; seine Geschöpfe, nicht seine Schöpfung. Und so ist auch die Abhandlung von den übernatürlichen Wesen in der dramatischen Poesie und von den Schönheiten des Trauerspiels Macbeth voll Wahrheit und schöner Entwickelung, die aber freilich nur auf den Weg bringen soll; denn Schönheiten, die sich so abschöpfen lassen, sind bei Shakespeare nur Tropfen aus einem Ocean.

Eine Abhandlung über den Cinna des Corneille und den Julius Cäsar Shakespeare's wird mit einer Parallele des Uebersetzers über Voltaire's Julius Cäsar begleitet, wo der deutsche Kunstrichter dem Engländer nicht nachbleibt, und das Buch mit einer Abhandlung über Shakespeare's Sturm aus dem Adventurer beschlossen, die den Addison'schen Stücken dieser Art im Spectator gewiß beikommt und in Entwicklung des schönen Wilden und Uebernatürlichen in diesem Stück die feine Kritik zeigt, die dem Verfasser des Rambler's und dem neuesten, nur zu sehr gepriesenen Herausgeber Shakespeare's, Samuel Johnson, bekanntermaßen eigen ist. Die Liederchen Ariel's hat Herr Eschenburg aus Wieland's Uebersetzung genommen, vielleicht aber auch selbst übersetzen sollen, ob das eine gleich schon viermal von Verschiednen übersetzt ist.

Herr Eschenburg, der sich nun schon durch die Uebersetzung Brown's, Webb's und dieses Versuchs verdient gemacht hat, verspricht in diesem kritischen Fache fortzufahren und nächstens Hurd zu liefern. Ein würdiges Versprechen! nur vermuthen wir, daß Herr Eschenburg, so wie im Englischen, auch die beiden Stücke Horaz'[2]) werde beidrucken lassen, auf

1) Vgl. Herder's Werke, V. S. 161 ff. — D.
2) Epist., II. 1 und 3. — D.

die sich Alles bezieht. Alsdann schlügen wir ihm noch so manche andre Schriften dieser Art vor, die in Deutschland noch immer unbekannt sind: die Letters on Chivalry and Romances mit dem, was in den Dodsleyischen Reliques of ancient Poetry Erläuterndes wäre; einen mehrern Auszug aus Warton über die Fairy-Queen, aus Spence's Polymetis; in der Kritik der Sprache aus Harris' Hermes, so viel für uns wäre u. s. w. Insonderheit bedauern wir die Reihe von Unglücksfällen, die Shaftesbury trifft, um den Deutschen nie recht bekannt, sondern vielmehr immer mehr verekelt zu werden, da ein Zufall alle gute Hände von ihm abwendet und nur die Venzkys, Wichmanns, Schmids sich seiner erbarmen![1]) Wie wäre es, wenn Herr Eschenburg noch einmal zugriffe? Die Untersuchung über die Tugend, die überdem Shaftesbury's auszeichnendstes Werk nicht ist, möchte bleiben; die Sittenlehrer, so vortrefflich sie sind, so eine entzückende Platonische Akademie sie für die ewigen Wahrheiten, fast wie sie Leibniz entwickelt hat, machen, so mögen sie auch noch bleiben; aber der Enthusiasmus und die Berichtigung desselben im Gespräch über Witz und Humor, zusammt einem Theile seiner Miscellanies, das würde ein Bändchen geben, für welches gewiß nicht an Lesern zu sorgen wäre; die Folge der Miscellanies, die Lehren an einen Autor u. s. w. ein zweites; denn was braucht's bei Shaftesbury in der Welt ein Wichmann'sches Notengeschmier, da seine eignen Arbeiten ja fast nur Noten über einander sind? Am Angenehmsten aber wäre es uns freilich, von einem Titel überrascht zu werden, etwa: Richard III., Macbeth, Hamlet, Lear, von Eschenburg übersetzt, mit dem Original und mit einer Auswahl der besten Anmerkungen seiner englischen Herausgeber und Commentatoren begleitet. Herr Eschenburg füllt die Fußstapfen des seligen Meinhard's so rühmlich aus und kommt ihm im Poetischen der Uebersetzung so weit vor, daß vielleicht dies eine Probe wäre, daß Shakespeare so gar unübersetzlich nicht sei, wie uns Manche einreden wollen. Wie würde ich mich freuen, wenn mein Wink aufmunterte! und welch eine Arbeit des Lebens, nur einige Stücke Shakespeare's seinem Vaterlande gegeben zu haben, wie sie sind!

---

1) Benzler und Hölty übersetzten die Werke 1776—1779. — D.

Noch ein Wort vor dem Schlusse. Bei der Recension dieses englischen Buchs mußte ein gewisses gelehrtes Blatt freilich Shakespearen mitloben, fand aber endlich noch den Tadel an ihm, „daß er keine wahre, reine, zärtliche Liebe zu schildern wisse". Keine Liebe? so sehe man doch in der Johannsnacht Lysander und Hermia, in dem What you will Orlando und Rosalinde, im Sturm Miranda und Ferdinand und am Meisten Romeo und Juliet. Ist diese Liebe nicht wahr, rein, zärtlich und romantisch gnug? Aber doch keine „eheliche unromantische Liebe"? Und wo kann die auf dem Theater als Hauptleidenschaft eines Stücks geschildert werden, da sie keine Leidenschaft ist? Und sofern sie auf dem Theater als Incidenz und bei regen Gelegenheiten geschildert werden kann, was ist denn Othello's Liebe vor der Eifersucht, die Liebe Mortimer's zu seiner italienischen Lady, die Trauer der Constanzia im König Johann, die Trauer der Königin und ihr Abschied in Richard II., die Situation der Lady Percy gegen ihren Gemahl, ja selbst die schreckliche Einigung Macbeth's mit seinem Teufelsweibe anders als eheliche Liebe, sofern sie Auftritte giebt? Giebt sie aber keine Auftritte, so ist sie die Sache der Kammer, nicht aber des Theaters.

Bardenfeier am Tage Theresiens. Wien bei Trattner 1770. 5 Bogen in groß 8.[1])

Wenn man auch nur Herrn Denis' Ossian aus der Hand legt und seine Bardenfeier dagegen nimmt, welch eine himmelweit andre Sache!

Aus den nordischen, schottischen Gebirgen, wo Alles im Gesange auch Ort, Zeit, Geschichte, Wahrheit ist, aus alle dieser Wahrheit hinaus — „Bardenfeier am Tage Theresiens" — „in Wien" — „im Jahr 1770" — welch ein Sprung, welche Dichtung! Hier in goldnen Sälen, im kaiserlichen Palast ist unter Vortritt des Marschallsstabes und allen Ceremonien eines Galatages auf einmal Bardenversammlung. Der Fürstensaal duftet — nicht von Gewürzen und köstlichen Wassern, sondern — von frisch ge-

1) Band XVII, 2. Stück, S. 447 ff. Voran ging die Anzeige des zweiten und dritten Bandes der Uebersetzung Ossian's von Denis (oben S. 77 ff.). — D.

schnittnem Eichenlaube. Keine Hofleute und schöne Welt, sondern Barden mit kahler bekränzter Scheitel, in weißem Feierkleide, mit belaubten Harfen. Keine Hofanbetungen und Spieltische; statt dessen

„— — drängen
Lieder von dem warmen Busen
Schon herauf.“

Man sieht, die Dichtkunst ist groß, und so groß, daß die innre Wahrheit des Gesanges vielleicht unter ihr schon sehr erliegen wird, und diese Dichtung ist doch schon nichts weniger als Ossianisch. Der schlichte, einfältige, historische Ossian!

Aber auch in diese Dichtung gesetzt — was feiern die Barden? Warum singen die Harfenspieler? Ach, ist heut nicht Galatag? Im Almanach steht ja heut der Name Theresia mit rothen Buchstaben, oder wie das in der Bardensprache heißt:

„In rosenrothen Wolken steigt
Ein Name, Tag, mit Dir empor,
Der in der treuen Völker Munde
Viel süßer als der Bienen Arbeit schmeckt,
Ein Name, den die Welt mit Ehrfurcht nennet —
Der Namen herrlichster,
Der Namen höchster,
Theresia!
Zu welchem Bilde
Verkläret sich Allvater mehr?“ u. s. w.

Man sieht bei allem poetischen Gepränge wieder, daß ein Namenstag, geradezu als Namenstag besungen, wieder nichts minder als Ossianisch sei. Ossian besingt That, Begebenheit, Geschichte, besingt sie in den dürrsten, kürzesten, wahrsten Worten, und eben die Wahrheit, der Drang und zugleich die natürliche, ungesuchte Einfalt der Bilder, Empfindungen, Redarten, die ist erhaben! die ist rührend! Wir fühlen, sehen und hören lauter lebende Welt, und die Harfe des Dichters ist nur das natürliche Medium, dadurch uns der Schall der Begebenheit zuströmt. Nun kann aber der Kranz um einen Namen, und wenn's auch der zierlich verschlungenste Kranz um den größten, um den besten Namen wäre, so kalendermäßig betrachtet, nie in der Welt die heilige Rune aufwiegen, die nichts als ein lebendes, empfundnes Bild einer Geschichte,

einer That ist. Das Bardenartige, so angewendet, bleibt noch immer nur Mythologie, Lexikon fremder Sprache über ein aufgegebnes Schulthema.

Drittens endlich. Theresia wird besungen, die Fürstin, die Gattin, die Mutter, die Kriegerin, die Fromme, die Starkmüthige, die Freigebige, die Weise — in ebenso viel Gesängen, als Beiwörter sind, bardenmäßig besungen! Kann etwas unbardischer sein? Was würde Ossian, was ein alter Sänger der einfältigen Natur zu dieser poetischen Schulchrie sagen? Kann Theresia eine dieser Tugenden ganz haben, ohne sie alle zu haben? kann der Dichter eine recht besingen, ohne sie zugleich alle zu fühlen? Jetzt, ist's nicht, als ob er seinen Gegenstand kalt und nüchtern, mit Zirkel und Schullineal von verschiednen Seiten visire, messe und dann endlich doch nichts als — Beiwörter abhandle, scholastische Abstracta? Spenser's Arthur schlägt sich durch alle allegorische Tugenden durch, um hinten — zu nichts zu kommen. Ein Barde besang volle Thaten, Sachen, Bilder! nicht allgemeine Titel, Schulworte, in die sich hier die Herren Barden Huldrich und Braunold, Gottvolk und Gutrath, Sined und Bartmar, und wie sie weiter heißen, fast möchte ich sagen, schülerhaft theilen.

Was wir aus dem Angeführten, wie uns dünkt, mit gutem Grunde herleiten können, ist:

Zuerst. Die Hauptsache, die wir von den Barden lernen sollten, ist innrer Geist des Liedes, innere Bearbeitung. Mit eben der Einfalt, Wahrheit, Würde und Stärke zu singen; die nackten Bilder unsers Vaterlandes und unsrer Geschichte so treu und reich und vielsagend zu machen; die Empfindung so wahr und kurz zu malen als sie: das wäre Bardengesang! Das süße Geschwätz zu verlernen, was wir, ich weiß nicht, woher, nur nicht von der nordischen Natur her haben, und That, Bild, Geist sprechen zu lassen: das wäre Bardengesang — nichts mehr!

Natürlich folgt daraus, daß diese innere Nachahmung des Bardengeistes uns eben von der äußern Nachahmung der Bardenform abbiegen müsse; denn was ist uns, Wahrheit und Einfalt gesucht, fremder als diese? Wir mögen uns nicht ins Detail einlassen, was unsrer Zeit fehle, um nicht Bardenzeit zu sein; aber gewiß ist, die meisten deutschen Barden, die so oft die Halle Ossian's genannt haben, würden sie kaum (sie findet sich noch unter Friesen und niederdeutschen Landleuten)

mit alle ihrem Pomp anerkennen. Unsre Bardenhaine sind ausgehauen, Mispel und Goldsichel sind dahin, die Bardenhemde sind zu Manschetten verschnitten, und wo Hermann der Cherusker schlug, wohnt jetzt — ein hochbetrauter westphälischer Amtmann, der kaum etwas vom Geist seiner Urväter übrig haben mag. Da also nirgend im Zustande unsrer Verfassung, Lebensart, Sitten, Wissenschaft, Kunst und Denkart von den wichtigsten bis zu den unwichtigsten Stücken Bardiet angetroffen wird — welche brodlose Kunst ist's, Bardenfeier anzustellen, celtische Hütten zu bauen, die ja doch nur meistens Lauben von dünnen Worten und Figuren sind! Eben der Barde, der seine Welt so eigen und groß besang, sollte uns lehren, die unsrige ebenso eigen und wahr zu besingen — nicht zu rauben, nicht einem fremden Jahrhundert zu fröhnen!

Also bleibt Bardensprache als Sprache im weitesten Verstande, als Dichtung, als Gerüst übrig, und folglich steht sie als solche unter den alten Gesetzen, die man „der Mythologie" gegeben. Sie sei Werkzeug zu Zwecken, niemals aber Zweck: kann sie vielfassende Allegorien liefern, nervichtere Sprache der Seele geben, schöne Fiction verschaffen — sie ist „Mythologie"; also zu brauchen, aber nicht zu mißbrauchen. Und dann wird immer ein Theil Leser bleiben, die die Mythologie der südlichen Länder für reicher, bekannter, ideenschwangrer, mit den Künsten des Schönen verwandter und selbst im Umrisse schöner halten werden — worüber wir nichts entscheiden. Und nun wieder zu Herrn Denis.

Er ist unter den Nachahmern Ossian's gewiß der beste und erste Nachahmer — aber doch nur Nachahmer, obgleich von feiner Art. Auch in diesen Gedichten ist die biegsamste Sprache, sehr glückliche Falltöne des Silbenmaßes, viel leichte, reiche und dichterische Wendungen, viel Kunst poetischer Behandlung — so harmonisch und fließend! wie hoch stünden sie, wenn man sie blos als Gelegenheitgedichte betrachten wollte! Aber wer wollte sie so betrachten? Und wird alsdann nicht einmal eine Zeit kommen, da Herr Denis mit seinen glücklichen Talenten mehr auf seine Gegenstände kommen wird? Auf Thatinhalt! auf männliche Fülle und Würde! mit mehrerm Gebrauch der Stärke unsrer Sprache! Jetzt ist das Gerüst der Sprache und Harmonie in seinen Gedichten so schön, daß es leid thut, nicht immer ein Gebäude dahinter zu sehen.

Eben das urtheilen wir auch von der:

Säule des Pflügers. Wien 1770. 8.

Die Behandlung ist Ossianisch. Entweder aber war der Gegenstand zu klein, oder er ist zu weit und breit besungen. Die Säule sieht von ferne schön aus; sie ist aber leichten Holzes und nichts drauf.

Der Gesang Rhingulph's des Barden, als Varus geschlagen war. Leipzig bei Dyck 1769. 8. 7 Bog. — Der Barde bei Kleist's Grabe. 1770. 8. — Die Klage Rhingulph's des Barden. 1771. 8. 5 Bog. — Die Jägerin. Ein Gedicht. 1772. 8. 3 Bog.[1])

Diesem Barden war im Anfange seines Harfenschlages bange, daß er nicht zu spät erschiene. Er hörte, daß auch Klopstock eine Hermannsschlacht schlüge, die auch er schlage, eilte also, nahm zwei Dichter zu Zeugen, daß — nun daß auch er so gut auf den Gedanken habe kommen können als Herr Klopstock, Hermann's Schlacht zu singen. Mich dünkt, das Zeugniß war des Zeugens kaum werth, da die Wahl des Gegenstandes an sich noch weder Originale noch Nachahmer macht, da Zehn einen Gegenstand singen können — — — doch wer weiß das nicht?

Aber es ist mit dem Nachsingen so eine eigne Sache. Klopstocken hat Rhingulph nicht nachgesungen; aber keinem Andern? — — Barden nicht, denn das Geschlecht war noch nicht auferstanden. Aber auch keinem Skalden, der schon gesungen hatte? Und Barde und Skalde, ist's nicht Eins? Kurz wenn nicht über Erfindung des Namens Krieg geführt werden soll, so sind, dünkt uns, die Haupttöne und ersten Anschläge, Wendungen und Accente Rhingulph's fast offenbar aus der Leyer des Skalden. Der Leser lese Eins und das Andre, ob nicht, wenn uns nicht Ohr und Sinn ganz trügt, der Skalde

1) Daselbst S. 452 ff. — D.

den Barden geweckt und ihm das Saitenspiel in die Hand gegeben. In Absicht auf Neuheit des Fundes war also die Sache kaum des Aufhebens werth.

Allein auch das verloren gegeben (und es ist überhaupt mit Neuheit des Dichtertons so eine eigne Sache als mit Neuheit metaphysischer Entdeckungen), was ist nun aber auch im Geist des Liedes das Neue, das Bardenmäßige, das Urdeutsche, was die Aufwallung verdiene? Schöne Tiraden, lichte Stellen, eine Begeistrung für Tugend, Keuschheit, Vaterland in ziemlich angenehmer Declamation, leichte Versart und mechanischer Enthusiasmus in der Versart — das ist aber auch Alles. Ganze Seiten sind wieder matt und bloßer Wortruf, ein fortgehendes süßes Reimgeschwätz! Im Ganzen keine wahre Anlage, keine altdeutsche Sprache und Nerve des Gesanges; selbst im Einzelnen die glänzendsten Tiraden fast immer ohne Maß, ohne Drang zu der Stelle, ohne scharfen, schöpferischen Umriß. Die Poesie des Verfassers ist eine schöne Unkrautblume, blühend und voll Farbe, aus fettem Erdreich geboren, aber Unkraut.

Noch weniger ist zu sehen, wie der Bardentalar diesen Dichter so vorzüglich empfehle. Rhingulph ist geradezu kein Barde! so wenig in die Geheimnisse der alten Haine eingeweiht, hat Hertha's Honigwein und Fräa's Frühlingsluft nur so im Traum gesehen — kurz, ohne Bardenconcordanz. Wo Rhingulph, der Barde, gut singt, singt er immer modern, ganz nach der Weise unsers Jahrhunderts; sein glattes Kinn also verräth ihn: er sollte das Bardenhemde wegwerfen, das nicht für ihn gemacht ist.

Unser Urtheil durch den Verfolg der Gedichte im Einzelnen zu bestärken, wäre für diesen Ort zu weitläuftig. Auf allen Seiten strömen warme Ausgüsse der Einbildung mit solchem Ueberfluß von Bildern, schöner Phraseologie und Reimklange zu; aber wo ist in einem Gedichte dichterischer Plan? Wie unpoetisch ist z. B. die fast chronologische Biographie Kleist's, von seiner Geburt bis zu seinem Tode, da man fast bei jedem Abschnitt auch einen Paragraphen des bekannten Ehrengedächtnisses Kleist's[1]) citiren könnte! wie unpoetisch im Ganzen der Anlage die Trauer über Hermann's Tod! Doch immer nichts als in Grundlage historische Beschreibung, nur

1) Von Nicolai (1760). — D.

so mit Ausrufen besät, mit Schneeflocken überschleiert! Wann weiß der Dichter bei einem Bilde Maß zu halten? Wann fühlt er Forderniß dieses Orts, dieser Situation? Wann verliert er nicht auf jeder Seite den Barden mit seinem Reichthum wilder Einbildung und ausmalendem Geschwätze so aus dem Gesicht? Die schönsten Züge, die zwischen inne kommen, sind lyrische Cadenzen, moralische Gesinnungen, schöne Worte. Die Ermunterung Rhingulph's an sich selbst würde durchs Wegschneiden einiger Auswüchse[1]) ein gutes lyrisches Stück werden, in der Klage Rhingulph's um Hermann der Trauergesang auf Irmengard, hinter der Jägerin das feierliche Lied am Sterbetage der Schwester u. s. w.; wie anders dürfte Alles werden, wenn Rhingulph die Bardenmaske abwürfe! Da würden die wilden Fluthen der Phantasie, die jetzt zwischen Eichen und Gräbern und Schlachten mit welchem betäubenden Wortschalle strömen, in ihr Bette zurückgebracht, tiefer bohren und im vollen Strome zwischen Ufern majestätischer fließen! Der Verfasser würde finden, daß aus dem Herzen und fürs Herz zu singen, noch etwas Anders sei, als halb aus dem Gedächtniß, halb aus der leicht erregten Phantasie Worte und Cadenzen zu strömen, und daß er dem Barden alsdann gewiß ähnlicher sein werde, wenn er diese Urkraft des Gesanges, der Dichtung, der Sprache mit sparsamer Mäßigkeit ganz in seiner Gewalt hätte. Es ist vortrefflich, einen jungen Dichter von Talenten aufzumuntern; wenn aber dies Lob der Aufmunterung ihn in den Grenzen des Mittelmäßigen festhält oder ihn in den Abgrund schöner Phrasen hineinwirft, so wird's äußerst schädlich.

Ueberhaupt also unsre Meinung von den neuern Barden zu sagen, die mit ihrer wachsenden Zahl, wenn sie nicht von Nahrung der Eichenwälder zu leben gewohnt wären, fast größere Theurung zu besorgen gäben, so kennt der Recensent, falls er sich recht besinnt, doch nur drei vorzügliche Barden in solchem Verstande. Gleim, der alte Kriegessänger, wo er wirklich den edlen, starken, einfältigen Ton der Ballade hat, ohne ihn haben zu wollen, Gerstenberg, der Skalde, der nebst der Fiction einen ganzen Zauberköcher nordischer Harmonien ausschüttet, und dann Klopstock, der die nordische Einbildung

1) Herder hatte geschrieben: „bei wenigem Tilgen der Auswüchse", was Nicolai in einem Briefe an ihn weitläufig als ungehörig nachwies (Von und an Herder, I. S. 338). — D.

mit dem wärmsten Herzen und großer Kraft der deutschen Sprache vereint, dieser Dichtart am Meisten Welt zu geben, den deutschen Hain dem griechischen Parnassus entgegenzusetzen, Orpheus und Ossian wo möglich zu uns hinüberzuziehen gewagt hat. Denis singt Ossianen mit vieler Leichtigkeit der Silbenmaße und einem gewissen Schwunge seiner Einbildung nach; der Barde Rhingulph singt nur ein modernes Lied auf einer alten Skaldenharfe, und ohne Jemand der Uebrigen zu übervortheilen — nicht alle Thyrsusträger sind Bacchus.[1])

Dies ist z. B. auch die Ursache, warum wir von:

Joseph's des Zweiten Reise zum Könige von Preußen. Ein Gedicht von Fidler. Wien 1771,

nichts sagen. Es rauscht und flüstert lauter Bardenworte, usurpirt die ganze Topik von Hainen, Mitternacht, Geistern der Ahnen u. s. w. Der Verfasser hat im Vorbericht auch die ganze Reihe Epopöendichter von Homer bis zu Voltaire vorgesetzt und dabei angemerkt, daß die Meisten arm gewesen, vermuthlich, daß Jeder die offne Nische zuletzt sehen und den Namen Fidler hineinsetzen soll. Wer will, thue es! Wir wissen trotz Vorberichts und Inhalts nicht, was oder warum Fidler der Barde seine Bardenepopöe von einem Gesange gesungen habe, und die Welt braucht's nicht einmal zu wissen, daß er gesungen habe.

G. E. Lessing's vermischte Schriften. Erster Theil. Berlin bei Voß 1771. 8. 1 Alph. 1 Bogen.[2])

Blos um nicht wieder „in seiner ganzen armseligen Kindheit auf dem Platz erscheinen zu dürfen", wohin ein gedrohter Nachdruck der Lessing'schen „Kleinen Schriften" den Verfasser zu bringen gedachte, giebt Herr Lessing diese neue Sammlung seiner vermischten Schriften. „Das Publicum", sagt er, „wächset

1) *Ναρθηκοφόροι μὲν πολλοί, βάκχοι δέ τε παῦροι.* Plat., Phaed., 13. — D.

2) Daselbst S. 457 ff. Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. XII. S. 415. — D.

täglich an Einsicht und Geschmack; aber viele Verfasser bleiben zurück, und wehe Dem, der es auch nicht einmal fühlet, daß er zurückgeblieben, und eitel genug ist, noch immer auf den Beifall zu rechnen, den er vor zwanzig Jahren erhalten zu haben vermeinet."

Mit eben der Bescheidenheit kündigt sich der Verfasser auch zu dieser neuen Sammlung an. Er hat Alles behalten, „worauf die Liebhaberei des allernachsichtvollesten Lesers nur immer einigen Werth legen könnte", und von seinen neuen Stücken schließt er, daß „es Thorheit wäre, zu Ausbesserung einer baufälligen Hütte Materialien zu verschwenden, von welchen ein ganz neues Gebäude aufgeführet werden könnte".

Herr Lessing haßt alles ekle Lob, das ihm, auch vor dem Publicum, ins Gesicht gesagt würde. Indessen welcher neuere Schriftsteller unsrer Sprache wäre dem Leser bekannt, der so wenig altere, so sehr mit dem Plublicum mitginge, ja, der bei jeder neuern Schrift ihm immer noch so neu und mehr vorginge, immer so gesunder, reifer und blühender erscheine als Herr Lessing? Wer schläft minder als er auf seinen Lorbeern, und auf wie verschiednen Feldern und Fluren sind und werden diese Lorbeern von ihm gebrochen!

Vielleicht sind beide Vorzüge zusammenhängend, und vielleicht müssen sie es auch bei Jedem sein, der einen derselben haben will. Abwechselung und immer fortgesetzte thätige Abwechselung hält die Seele vielleicht allein im Zustande einer ewigen Munterkeit und wachsenden Stärke, da jedes auf eine Farbe, in einen Winkel zu lange geheftete, starrende Auge nur zu bald erstarrt oder dämmert. Wer sollte im philosophischen Gewühl der Dramaturgie den Verfasser der Emilia Ga'otti, wer im kritischen Wuste über Martial, Catull u. s. w. den Epigrammendichter finden oder ahnen wollen? Bloßer Wahn! einfältige Absondrung! Eben die Verbindung und Abwechslung und stäte Uebung so mancherlei Seelenkräfte war vielleicht allein Ursache, daß eine so munter und so lange und immer neu und reifer erschien.

In diesem ersten Theil sind die Sinngedichte des Verfassers vielleicht über zwei Drittheile vermehrt. Nebenan folgt eine Abhandlung über das Epigramm, so auseinandergesetzt, als wir sie noch von keinem Kunstrichter über diese Dichtungsart gehabt haben. Alsdann meistens einzelne kritische Anmerkungen über Catull, Martial, die Priapeen

und die Anthologie, und so beschließen Lieder das Bändchen, die am Wenigsten vermehrt, hie und da aber verändert erscheinen. Der Recensent findet sich zu wenig in Lage, dem Verfasser in so verschiedne Felder mit gleicher Muße und Unterstützung folgen zu können, wie er wol wünschte; er wird also, wie jene arme Feldmaus, mehr den Reichthum ihrer städtischen Freundin bewundern und Andre darauf einladen, als selbst daraus kritischen Gebrauch machen können.

Ueber die Sinngedichte selbst ist also nichts zu sagen; denn was sollen vorzügliche Proben, wo Alles vorzüglich ist, wo Alles Probe sein müßte? Jedes

„— — Epigramm
So fein, so scharf, als je von Kästner eines kam“.

Die empfindsame Spielgesellschaft unsrer Zeit, die am Markt sitzen und sich zurufen: „Wir haben Euch gepfiffen“ u. s. w., wird zwar überhaupt diese Epigramme zu wenig empfindsam, hie und da zu unfein, zu rasch und „den Göttinnen der Unschuld“ insonderheit oft zu scharf und feindlich finden! sie werden vielleicht über das „nur Witzige! blos Witzige!“ Klagen führen. Indeß auch gegen deren Geschmack hat der Verfasser wenigstens den Vortheil, daß seine Theorie durchaus mit seinen Beispielen übereinstimmt, daß bei ihm die Gattung der Sinngedichte die höchste oder vielmehr die einzige ist, die unter den Proben die häufigste sein dürfte, und daß er sich überhaupt sehr scharf theils gegen eine vermeinte „griechische Simplicität“ theils gegen Die erklärt, „die, weder gesund noch klug, ihr Mädchen nicht anders als in der Tracht einer Schäferin sehen mögen“. Also zu dieser Theorie selbst.

Sie ist im Hauptgedanken fast selbst Epigramm oder ließe sich dazu machen. Alle wahren Erfordernisse dieser Dichtungsart leitet der Verfasser aus ihrem Ursprung her, nachdem sie zuerst „Ueberschrift“ gewesen. Also „ein Gegenstand der Erwartung, der Aufmerksamkeit, der uns von fern in die Augen leuchte, uns anziehe“ — kurz, Monument und Inschrift des Monuments, Erwartung und Auflösung sind die beiden wesentlichen Stücke des Sinngedichts. Beide müssen da sein! In welchem Maße gegen einander sie da sein müssen; was, wenn eins oder das andre nicht ist, für Fehler oder für andre Gedichtarten werden; wie man auf jedem andern Wege, das Epigramm finden zu wollen, nur Irrweg genom-

men u. s. w. — der Scharfsinn, mit dem der Verfasser hier immer unterscheidet und seine Idee von Aufschrift, Erwartung und Auflösung nie oder nicht lange aus dem Gesicht verliert und von beiden Seiten Seichtheiten in Geschmack und Theorie verbannt — wird für jeden Liebhaber, der mehr als fühlen, auch denken will, angenehmer Gang sein. Der Recensent setzt, so hingeworfen Manches scheine, diese Abhandlung zunächst an die „Theorie von der Fabel“, an die sie auch ihrer Natur nach grenzt, und wünscht, daß Herr Lessing seinen philosophischen aufräumenden Weg auch durch die übrigen Dichtarten fortsetze: so bekämen wir endlich Fragmente zu einer philosophischen Poetik, die wir, ganz so sehr wir es wähnen, wahrhaftig noch nicht haben.

Was man seiner Fabeltheorie eingewandt, wird man auch seiner Theorie vom Epigramm entgegensetzen: sie sei zu enge, zu ausschließend, zu willkürlich, zu ekel! grenze oft zu sehr an die Kleinigkeit, daß so etwas, wenn's nun nicht Epigramm heißen dürfe, so ein kleines niedliches Gedicht, Fabel, Liedchen, Vers heißen könne, und was daran liege. Diese Einwendungen verfehlen ganz den Sinn und Zweck des Kunstrichters. Er will blos aufräumen, sondern, Arten und Begriffe festsetzen, nicht ja aber damit einem Dinge Werth absprechen, was nicht diese Art ist. Sagt denn Linné: „Darum, weil dies Ding nicht zu diesem Geschlecht gehört, so gehört's zu keinem Geschlecht, so ist's Unding“? Und wer, wenn er nun hiegegen nicht weiter kann, solchem Forschen ganz seinen Werth abspricht, es für Namenspielerei und Wortunterschied hält — für den hat der Verfasser (und kein Verfasser über solche Materien) schlechthin nicht geschrieben.

Aber nun auch in den Gesichtspunkt des Autors, selbst in seine Erklärung vom Epigramm gesetzt: dürfte er nicht doch etwas zu ausschließend, zu wählerisch in dem sein, was er unter seinen Gesichtspunkt und Erklärung bringt? Man behalte, daß wir die Erklärung des Verfassers voraussetzen. Wir streiten also auf seinem Grund und Boden.

Wenn nämlich das Epigramm immer noch im Grunde die ursprüngliche Aufschrift ist, nur verfeint und zur Kunst bestimmt (d. i. mit genauerm Umriß und Bestimmung ihrer Theile und ihres Zwecks versehen); wenn also jedes Epigramm noch immer die Reihe von Empfindungen nachahmen muß, wie wenn wir zu einer Säule, einem Monument erwartend

gehen und durch seine Inschrift befriedigt werden: wäre das Martialische Epigramm wirklich das einzige? das beste? und fielen die manchen kleinern Gedichte Catull's, der Anthologie u. s. w. weg, die der Verfasser mit aller ihrer vermeintlichen Simplicität von dieser Gattung ausschließt? Wenigstens mögen unsre Zweifel dienen, die Lücken der gegebnen Theorie etwa zu füllen.

Ein Gegenstand setzt uns in Erwartung, den wir gar nicht kennen: der Aufschluß darüber, die Kunde desselben heiße überhaupt Inschrift.

Ein Gegenstand setzt uns in Erwartung, den wir gar wohl kennen; nur in der Ferne dunkel, und da wir näher kommen, fällt uns so Vieles und Vielerlei ins Auge, daß uns ein Aufschluß gute Dienste thäte. Der Aufschluß dürfte blos malen, blos den Gegenstand im kleinen, niedlichen Bilde geben, nur mit bestimmter Richtung des Auges: das wäre vielleicht Epigramm im simpelsten griechischen Verstande, oder wie Herr Lessing will, Bild, Ikon, nur veredelt.

Endlich setzt uns ein Gegenstand in Erwartung, bei dem uns die Kenntniß seiner simpeln Theile nicht nöthig ist, sondern vielleicht nur die Bemerkung eines Theils, einer Kleinigkeit, einer Seltenheit, die man nicht erwartete, oder einer Bestimmung, eines Gebrauchs: der Aufschluß desselben ist das eigentlich Lessing'sche und Martialische Epigramm.

Wir hätten also natürlich drei Arten, die vielleicht auch in der Geschichte der Ausbildung so auf einander folgen. Das erste ist Epigramm im rohen mechanischen Verstande, das zweite Epigramm zum Monument der Natur oder eines Denkmals, das durch natürliche Zeichen spricht, das dritte gleichsam Aufschluß einer Hieroglyphe durch willkürliche Zeichen, also der Kunst.

Wenn wir das erste nun gleich als bloße Veranlassung ohne Kunst absondern, so bleibt das zweite doch wenigstens als Uebergang, als Mittelart übrig, ehe das Martialische Epigramm werden konnte, mit dem sich auch jenes noch auf mancherlei Weise zusammenschlingt — und dieses das Catullische, das simple oder (es ist doch einmal ein ziemlich geläufiges Vorurtheil) das griechische Epigramm: ob's nicht unter Herrn Lessing's Erklärung noch immer stünde? Erwartung und Auflösung, Denkmal und Aufschrift ist da; nur beide Theile nicht so abstechend gemacht, nicht so auf einen Punkt

gesetzt, sind simpler in einander fließend. Herr Lessing erinnere sich an seinen Logau. Was für Mühe würde es ihn gekostet haben, zu sichten und ganz genau zu trennen, wo das Martialische Epigramm aufhöre und nun das Bildchen, die Moral u. s. w. anfange! Wie viele mußte er behalten, die sonach keine Sinngedichte sind! wie viele in allen Sinndichtern, selbst den Martial nicht ausgenommen, die es noch nicht sind! Und man sieht den Grund, warum hier das Schichten so schwer falle, warum sich die Farben so ins Kleine brechen müssen: weil es — Mittelfarben sind.

Nehmet einen Gegenstand etwa der Kunst, Bildsäule, Gebäude, setzet eine Aufschrift darunter, die das Auge blos aufmerksam mache, die ihm das mit einem Wink, einer einfachen Beschreibung in Worten sage, was die Bildsäule, das Gebäude ihm, durch ihre körperlichen Theile redend, spricht. Eben das, daß die Sprache nicht so sprechen kann als das Gebäude, die Bildsäule, macht schon Epigramm. Sie muß, wenn jede z. B. Schönheit in allen ihren Theilen zusammenhängend und stumm spricht, gleichsam Bewegung dieser Theile, Reiz sprechen, weil sie Schönheit nicht geben kann; Gebrauch sprechen, wo sie Sache nicht sprechen kann; Eigenschaft sprechen, wo der Körper übrigens für sich redet — lauter Mittelarten und wirkliche Gattungen des Epigramms, mit vielen kleinen Stufen und Unterschieden, und alle mehr griechische als Martialische Epigramme. Ich setzte z. E. zu Lessing's Bilde die Aufschrift:

Der edle deutsche Mann,
Der Wahrheit lieb gewann,
Daß sie ihm, jeglicher Gestalt,
Neu oder alt,
Verachtet oder häßlich gar,
Gleichgiltig nimmer war;
Wer? — Lessing ist der Mann!

und ich wüßte alle diese Prädicate so ins redende Gesicht, Stellung und Handlung des Bildes zu legen, daß meine Zuschrift blos schilderte — sollte sie darum nicht Epigramm sein? Und grenzen nicht die Aufschriften auf Pythagoras, Venus, Amor, auf Myron's Kuh, Becher, Harfe u. s. w. in der Anthologie, Martial, Logau und Lessing selbst nicht ungemein oft an diese blos malende Gattung, wo nachher nur ein Zug,

eine Wendung (weil Rede eigentlich nicht malen kann) von selbst Epigramm macht? Wir sehen also noch kaum feste Grenzen der Ausschließung.

„Bald ist das Epigramm ein Pfeil,
Trifft mit der Spitze,
Ist bald ein Schwert,
Trifft mit der Schärfe,
Ist manchmal auch (die Griechen liebten's so!)
Ein klein Gemäld', ein Strahl, gesandt
Zum Brennen nicht, nur zum Erleuchten." [1])

Wenigstens wer uns eine Geschichte der Dichtarten lieferte, wie sie entstanden sind, würde gewiß auf diese Mittelgattung kommen; und wie viel Annehmlichkeit, wie viel Gestalten hat sie nicht! Wie gesagt, selbst das künstlichste Epigramm muß nur zu oft an sie treffen und trifft oft sehr vortheilhaft. Die Empfindung des Naiven, des Still-Erhabnen, der simpeln Schönheit, die so erregt wird, ist wenigstens in einiger Fortsetzung der Seele angenehmer als der bloßen raschen Neugier, des Unerwarteten, das wir munter erfahren, und das schnell verschwindet. In weniger Zeit schmerzt uns dabei so der Kopf durch Stiche als bei pedantischen Moralen durch Schwere. Wer ist, der einige Bücher der witzigsten Epigramme mit gleicher Empfindung fortlesen könnte? „Auch Der muß ein sehr gesunder, starker Kopf sein", möchte ich hier Herrn Lessing nachsagen.

Die Theorie des Epigramms subjectiv entwickeln, was für Empfindungen dadurch erregt werden sollen und können — ob Bewundrung, gefallende Schönheit, sanfte Acquiescenz oder allein befriedigte Neugierde — diese subjective Theorie zusammt dem vorgeschlagnen Blick auf die Geschichte desselben würde Alles ins Licht setzen; Herr Lessing hat die Sache nur objectiv behandelt. Doch nun weiter!

Was der Verfasser über Catull sagt, soll nur Catull den Epigrammatisten betreffen, nicht Catull den lyrischen Dichter, den römischen bel-esprit, dessen portefeuille trouvé den naiven und boshaften Zoten sowol als den feinsten lyrischen Wendungen unsrer schönen Geister nichts nachgab. Die Muth-

1) Von Klopstock. Vgl. Dessen Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. V, S. 622. — D.

maßung über den Finder der Catullischen Gedichte ist ein guter Wink, dem Jemand bei einer guten italienischen Bibliothek, z. B. Derer, die von gelehrten Veronesern ausführlich geschrieben haben, so bald und leicht nachgehen könnte. Dem Recensenten . . . Doch dies ist nur Ahnung. Als Scaliger alle seine Landsleute besingen wollte und den Brugnol vergessen oder vielmehr nie gekannt hatte, war Brugnol so zuvorkommend, sich Scaligern im Traume zu melden. Vielleicht wird der Herr a Calamis oder a Thalamis[1]) auch Jemanden im Traum erscheinen.

Von Martial ist der Verfasser am Weitläuftigsten, leistet vielleicht auf wenigen Bogen mehr als Schreine von ganzen Ausgaben und beut dabei einem künftigen Herausgeber vier Manuscripte von diesem Autor an, die in der Wolfenbüttel'schen Bibliothek befindlich sind. „Was durch Gelehrsamkeit in den alten Dichtern zu erklären stehet, das ist uns, die wir jetzt leben, ziemlich vorweggenommen. Aber auf mein Wort! von dem, was sich in ihnen blos durch Geschmack und Empfindung erklären läßt, ist uns noch Manches übrig gelassen, was wir zuerst bemerken können."

Die Erklärung über Martial's Licenz[2]) ist sehr treffend; aber bei der so wahren Erläuterung vom electro,[3]) muß denn pustula blos ein Fleck sein? nicht ein ausgefahrnes Bläschen dem Wortverstande nach, das bei Bernstein so oft ist?

Ueber die Priapeia[4]) sind einige Varianten aus Handschriften, und über die Anthologie[5]) theils Winke zur vollständigern Ausgabe theils Erläuterungen. Die über den Thurm der Hero[6]) ist wirklich aufklärend; und von der Ausgabe?[7]) Irrt der Recensent sich nicht, so ist Herr Prof. Valckenaer in Leyden mit einer vollständigern beschäftigt, als bisher erschienen.

Die Lieder stehen wol nicht ungefähr zuletzt. Sie sind meistens muntre Gesellschaftsstücke, und im Zirkel der Gesellschaft, weiß man, singt auch manchmal eine Kehle, die es selbst am Besten fühlt, daß sie nur der Gesellschaft wegen mitmache und also auch singend eigentlich nur munter mitspreche.

---

1) Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. X. S. 132 ff. — D.
2) Daselbst, S. 142 ff. — D. 3) S. 162 ff. — D. 4) S. 176 ff. — D.
5) S. 180 ff. — D. 6) S. 192 ff. — D. 7) S. 180 f. — D.

An das Liv- und Esthländische Publicum. 1772. (Riga bei Hartknoch.) 12 Bogen in 8.[1])

Der Inhalt dieser Bogen ist, wie gemeiniglich, wenn man sich ans Publicum wendet, Wünsche und Vorschläge, wir wollen nicht sagen, hie und da Projecte. Einige Fordernisse sind ganz offenbar und dringend; aber die sind auch meistens schon oft gemacht, und am Sehen liegt's gewiß nicht, daß sie noch unausgeführt geblieben sind. Auch hier ergiebt sich's, was der Wink einer einzigen wirkenden obrigkeitlichen Person für Gutes thun könnte, wenn, wie es so selten ist, Macht sich mit Einsicht und Einsicht mit Gefühl, mit gutem Herzen immer paaren möchten. Auch da würden freilich noch stets Hindernisse bleiben, die allein der Strom der Zeit wegschwemmen kann; aber wenn man bedenkt, was oft ein wirksamer guter Mann hat thun können, sobald er nur wollte! Der denkende Menschenfreund muß nur wünschen, nur veranlassen. Der Zephyr, der den Samen der kleinen Blüthe an Ort bringt, weht ja auch bisweilen einige solcher Blätter Männern zu gelegner Stunde in die Hand und haucht einige Dünste ihnen vom Kopf weg, um nur Hand ausstrecken zu wollen, und — Manches kann werden.

Die Vorschläge sind von so mancherlei Art und erstrecken sich fast über alle Zweige der menschlichen Gesellschaft, daß man nicht füglich die Tafel des Inhalts geben kann. Kirchlich, rechtlich, ökonomisch, politisch, polizeiartig, menschlich u. s. w. Die meisten sind enge national und interessiren also Deutschland nicht anders als historisch, und wenn ich so sagen darf, logisch: wie der Arzt sich bei vorausgesetzt solchen Gebrechen verhalte. Zu solchen Zwecken sollten öffentliche Blätter in jedem Lande, in jeder Provinz sein und (vorausgesetzt, daß sie blos so gemeinnützige Landartikel und keine moralische Predigten oder witzige Tändeleien enthielten) alsdann in der Hand Jedwedes sein dürfen. In einigen, z. B. in den preußischen und andern Staaten, ist diese Einrichtung; in den Ländern, wo noch weniger geordnet ist,

1) Daselbst S. 609 ff., blos mit einem Strich unterzeichnet. Daß die Anzeige von Herder sei, ergiebt sich aus Dessen Brief an Hartknoch vom Januar 1773. — D.

wo in solchen Blättern noch am Meisten zu sagen wäre, sind sie nicht oder schlecht bestellt. In Livland hat nur vor wenig Jahren ein solches Blatt aufgehört;[1]) aber zu geschweigen, daß es blos unter der Obrigkeit einer Stadt und nicht der Provinz stand und meistens also auch nur Sachen der Stadt enthalten sollte, mußte dabei auch vor den Zeiten einer Katharina so viel Rücksicht herrschen, daß einige Auszüge aus dem Corpore diplomatico Poloniae (und für wie Viele waren die gemeinnützig?) in den letzten Jahren fast das einzige Provincialinteressante gewesen. Der Recensent weiß nicht, ob die Erneuerung des Blattes zu Stande gekommen; er macht sich's dabei aber, wenn es auch nicht eben am besten Ort wäre, zur Pflicht, das vollkommenste deutsche Nationalblatt anzuführen und zu rühmen, das er kennt. Und wo erwartet dies der Leser etwa? In Sachsen? in Berlin? in Göttingen? In Westphalen! Die Nützlichen Beiträge zum Osnabrückischen Intelligenzblatt sind meistens wahrhaftig nützlich. Herr Möser, der Verfasser der ersten deutschen Geschichte, mit deutschem Kopf und Herzen, hat selbst darüber nicht blos die Aufsicht, sondern auch so viel Theil dran, daß moralische Predigten und witzige Langweiligkeiten fast gar nicht, statt deren aber so gründliche, nützliche und muntre Landesabhandlungen vorkommen. Es wäre vortrefflich, wenn etwa ein Freund des Herrn Möser's in Osnabrück, der die schon vergriffne Jahresfolge dieser Blätter in Hand hätte, die wichtigsten insonderheit, von diesem Verfasser, dem einzigen in vielem Betracht in seiner Art, sammelte und weiter bekannt machte. Zum livländischen Blatte zurück!

Die Wünsche von Errichtung einer Universität in Livland sind wol in mehr als einer Rücksicht die größten. Der Verfasser scheint nicht zu wissen, daß die gegenwärtige Kaiserin, deren Blicke in ihrem großen Reiche nichts entgeht, schon wirklich darüber Vorschläge und Meinungen einzog. Die Gegenmeinungen werden und müssen auch vielleicht das Uebergewicht bekommen haben; denn bei allen zugestandnen Gebrechen von Erziehung, Hofmeistern und Candidaten zu Amtstellen, ist eine Nationaluniversität das erste, das einzige, das tüchtige Mittel, diesen Gebrechen ab-

1) In Riga. Die „Rigischen gelehrten Beiträge" hatten Ende 1767 aufgehört. — D.

zuhelfen? Da in Livland wenig Städte und fast kein Mittelstand ist, wer soll, wer wird darauf studiren? Adel und Kaufleute werden und müssen zum Theil Studien und Reisen verbinden; studirt der Bauer, der ein Sclave ist? Kann also die Provinz Zuschuß gnug geben? Da Livland mit Schweden verbunden war, verfiel die Universität, wenigstens hat sie doch eigentlich nie geblüht. Und damals? mit einem Lande verbunden, von einer Religion! das diese Provinz so schätzte! aus dem sie durch Reiz so Viele hinziehen konnte! damals, da die Studien noch so mehr galten! die Bedürfnisse noch so leichter waren! noch so ungleich weniger ausgebreitete Kenntnisse erfordert wurden, die ja jetzt im Bezirk einer Provinz nimmer erlangt werden können! Zudem, studiren jetzt nicht überall weniger? werden nicht jetzt hundert Stellen an Unstudirte vergeben, von denen man's vor hundert Jahren gewiß nicht geglaubt, daß sie ohne Facultätsaugen auch nur angesehen werden könnten? Hat nicht jetzt selbst alle Literatur einen Abweg von Universitätsart genommen u. s. w.? Ueberdem ist so sehr zu beweisen, daß eine bloße Universität die Mängel gar nicht ersetzen kann. daß ganz andre und leichtre Mittel — Doch wen würde das Detail in Deutschland interessiren?

Die Klagen über das Rigische Gesangbuch sind gegründet, aber zu langwierig und rhyparographisch ausgeführt. Wem nutzten die genauen Anführungen von so viel Unsinn und Aberwitz? Der Verfasser aber wird ohne Zweifel wissen oder kann's erfahren, daß dies Gesangbuch sich nicht so allgemein auf die Provinz erstrecke, als er glaubt; daß selbst in Riga selbst die Kirche des Oberconsistoriums ein andres Gesangbuch brauche und es jedem Kirchspiel im Lande zu brauchen überlasse; daß das angeführte Gesangbuch nur eigentlich zur Stadtdiöcese gehöre, wo es freilich vor wenigen Jahren durch eine unverantwortliche Nachsicht des Stadtministeriums neu und in sehr großer Auflage gedruckt ist. Die Klagen aber dagegen sind so allgemein, und es ist blos noch Privatmitleiden und Privilegiendecke gewesen, die die Einführung eines andern aufgehalten haben, daß gewiß in weniger Zeit sich dieses durcharbeiten wird. Was nützen hier also bloße Klagen oder Spöttereien, wo thätige Menschenfreunde selbst sich noch sehnen müssen! Vom Rigischen Katechismus, der vielleicht (außer dem römisch-katholischen

der einfältigsten Diöcese) der unwürdigste in der Christenheit sein möchte, wäre (zusammt den Bildern, die sich noch immer, ohne was zu ändern, neu dafür stempeln lassen) so viel zu sagen — aber was hilft das bloße Sagen? und solch Sagen?

Bei den meisten übrigen Vorschlägen hat der Verfasser ebenfalls selten Rücksicht auf den Zustand der Provinz genommen, ob der auch, alles Gute zugestanden, Hindernisse in den Weg lege, und also nicht vieles Andre vorhergehen müßte, wenn etwas von diesem geschehen soll. Die Provinz ist mit Privilegien unter die gegenwärtige Herrschaft gekommen, die ungeändert bleiben sollen, und wer weiß nun nicht, wie Vieles man sich an solchen alten Einrichtungen und Freiheiten klebend vorstellt? Wer soll nun ändern? wer will? Die Welt geht freilich fort: der Zustand solches Landes soll bleiben, wie er in dem Jahr, dem Friedensschlusse war — oder größeres Gute geht verloren — größere Besorgnisse. Wer soll theilen? wer will entscheiden? Zweitens. Das Landvolk in der ganzen Provinz ist, und zwar auf die schlechtste Weise (nicht wie z. B. beim ursprünglichen deutschen Leibeigenthum), Knecht, Sclave. Ehe was wird, muß sich das ändern; aber wie? wie auf die beste Weise? mit welchen langsamen Schritten? Ferner Landschaft und Ritterschaft sind getheilt. Städte so wenig. Drei Sprachen hindern einander in so Vielem. Auf das Alles hat der Verfasser weniger Rücksicht gehabt, und es müssen also viele Veränderungen, die blos von Zeit, Schicksal und Obrigkeit abhangen, vorausgehen, ehe seine Mathesis pura applicata werden könnte.

Aufsätze aus der Philosophie und den schönen Wissenschaften von M. V. W. Zobel. Greifswalde bei Röse 1770. 8.[1])

Eine Sammlung einiger Aufsätze in Prose und Poesie, die man nicht besonders gut und nicht besonders schlecht nennen

---

1) Band XVIII, 1. Stück, S. 224 f., mit L, nach Parthey Herder's damaliger Chiffre, bezeichnet. — D.

kann. Die Rede auf das Geburtsfest des verstorbenen Königes von Schweden konnte wol gehalten, vielleicht auch gehört, warum aber soll sie gedruckt, warum soll sie gelesen werden? Ein Aufsatz über die Neigungen hat bei der Berlinischen Akademie das Accessit erlangt, hätte aber auch, wenn selbst keine andere Aufsätze gewesen wären, kaum mehr erhalten können. Die Fragen: ob es ehrwürdige Vorurtheile gebe? ob das Glück Menschen suche? zeigen, daß der Verfasser sich gute Materien, darüber zu denken, erwählt; nur muß man, um solche Materien würdig zu bearbeiten, auch Geschichte und Menschheit kennen und in ihnen beobachten lernen. Die wenigen Gedichte sind nicht ohne einige sanfte und glückliche Züge, im Ganzen aber haben sie keinen eigenen Ton.

Kurzer Inbegriff der Aesthetik, Redekunst und Dichtkunst: Doctrina — vim promovet insitam. Horat. Erster Theil. Königsberg und Leipzig 1771. 8.[1])

Ein Auszug aus Lindner's Lehrbuch der schönen Künste und Wissenschaften, hie und da vermehrt, verbessert, im Geist aber noch dasselbe Buch. Reich an Belesenheit, die aber unverdaut; an Philosophie, die oft Wortspiel; an Witz, der meistens kein Witz ist. Die meisten seiner Beispiele werden ihm unter der Hand Märchen, und die Sammlung derselben und der Materien, über die er reden will, gleicht dem Tabac de mille fleurs. Ueberhaupt fehlt dem ganzen Buch ein Kopf, der zu denken aushält, Grundsätze bilden und fortführen, Beispiele wählen und anwenden, ein bestimmtes gesetztes Lehrbuch schreiben und gangbar machen kann; man sieht, zu Allem, was er weiß, ist der Verfasser im Fluge gekommen, und der leidigste Theil in dieser Wissenschaft ist seine Belesenheit. Sonst aber, wer denken, wer in einem Berge Stufen wählen will, um Gold erst selbst zu schmelzen und zu

1) Band XVIII, 2. Stück, S. 573 f., 1773 gedruckt, mit dem Zeichen L, das nach Parthey Herder's Beiträge nur bis 1772 führen sollen. Die Anzeige des zweiten Theils, die in Band XX erschien, und die wir hier unmittelbar folgen lassen, hat Herder's damalige Chiffre F. — D.

prüfen, der findet in diesem Inbegriff und im Lehrbuch Materie gnug, an deren Wust er wenigstens lerne, wenn von ihr bestimmter Weise so viel nicht zu lernen ist. Und diese Seite des Lehrbuches haben die Recensionen fast ganz übersehen, da doch von jedem Blatt, auch aus dem wolkigsten Theil seiner Noten noch immer der gute Kopf zu sehen ist, der, wenn er hätte ausdenken wollen, gewiß kein solches Lehrbuch geschrieben hätte. Kein solches! denn wenn der Verfasser auch noch zehn neue Ausgaben ausflickt, so wird doch daraus nie was Rechtes mehr.

Kurzer Inbegriff der Aesthetik, Redekunst und Dichtkunst. Zweiter Theil, der die Rhetorik und Poetik in sich faßt. Königsberg und Leipzig bei Hartung's Erben 1772. 1 Alph. in 8.[1])

Es ist wirklich zu bedauern, daß diese Lindner'sche Encyklopädie der schönen Wissenschaften immer auf dem fehlerhaften Wege fortgeht. Der Verfasser hat so viel Kenntnisse und Belesenheit, daß, wenn er auch ebenso viel Ordnung, Plan, Auswahl und nur etwas philosophischen Geist oder Herz eines Lehrers hätte, für die Jugend, für die er doch schreibt, zu verdauen, zu sondern, zu ordnen und anzuwenden, so wüßte der Recensent keinen neuern deutschen Schriftsteller in diesem Felde, der, wie nun einmal die werthe deutsche Literatur liegt, mehr Materialien benutzen könnte als er. Man braucht nur wenige Seiten seines Buchs zu lesen, so wird man ziemlich ahnen können, daß die Leute, die ihn so magisterhaft getadelt und verbessert haben, ihm an literarischen Kenntnissen nach dem Umfange dieser Materie vielleicht weit nachstehen mögen und gewiß nicht eine so fehlerhafte gothischpreußische Aesthetik schreiben könnten. Aber was hilft das nun Alles, da der Verfasser keine Lust zu haben scheint, seine eigne Ernte zu sichten, zu verarbeiten und zu genießen? Dies ist

1) Band XX, 1. Stück, S. 212 ff. Diese Anzeige sandte Herder den 15. Januar 1773 an Nicolai. — D.

nun schon die dritte Ausgabe desselben Buchs, oder vielmehr das dritte Aufwärmen desselben Breis — und es ist zum Erstaunen, daß dem Manne, der sich mit dem Umarbeiten doch so viel Mühe macht und so sehr die Hände besudelt, kein Gedanke an die weit leichtere und angenehmere Arbeit eingefallen, doch einmal nun auch seinen Plan ruhig zu übersehen oder vielmehr zu sehen, ob er auch gar einen Plan habe; zu diesem Zwecke zu simplificiren, Unrath und Ueberfluß wegzuwerfen, hundert Namen auszutilgen und zehn dafür mit Fingerzeig, Wahl und Urtheil zu säubern; nicht ewig sich zwischen Gold und Koth zu wälzen, sondern Lehre und Einfall, wahre Kenntniß für die Jugend und Märchenwitz, Wort des Lehrers und den sonderbarsten Nebeneinfall, der uns mit einmal hundert Meilen von der Materie wegreißt, zu unterscheiden und endlich doch so Mancherlei, Wichtiges und Unwichtiges, mit dem einen Gedanken zu behandeln, wozu das Alles soll, wie denn dies oder jenes, Alles oder nichts zur Bildung des Kopfs, Herzens, der Sitten, des Stils (und was weiß ich mehr, wozu der Trödelkram der neun Jungfern gut sein soll) gehöre und beitrage und anzulegen sei, damit er beitragen könne. Und siehe da, von Alledem noch immer nec vola nec vestigium[1]) im ganzen Buche!

Wehe uns, wenn wir den bisherigen Recensenten dieser Arbeit nachfolgen wollten, um Unterlassungs-, Verwechselungs- und dergleichen Sünden, kurz, Fehler zu rügen, wo wir doch immer kein gesundes Ganze sehen, und bei hundert Nachstoppelungen einer ungeheuren Zusammenstoppelung doch auch nie dies Ganze würde! Mit alle dem prahlerhaften Verbessern bei einem solchen Buch beweist man eben am Meisten eignen Mangel: wo soll man hier im Verbessern, im Bestimmen anfangen, wo erst so viel auszurotten ist, damit etwas könne verbessert werden? Also ist's blos unser Zweck, einige Winke zu geben, wie die so mancherlei Materien etwa zu simplificiren, zu ordnen, anzuwenden wären; und die Winke geben wir nur bei dem zweiten Theil, weil der erste mit seiner allgemeinen Aesthetik uns so hoch und himmelblau ist, daß ihn unser Finger nicht berührt.

Im Eingange die Unterscheidung zwischen Wohlredenheit und Beredsamkeit ist wahr und nöthig: ist sie aber

1) Sprichwörtlich nach Varro. — D.

nützlich geworden? Was sollen (S. 4—8) die meist alle ganz unbestimmten Noten dieser Paragraphen? was soll das Wisch aller Redekünste S. 8—11 und das noch ärgere Wisch aller Redner vom Patriarchen vor der Sündfluth an und aller Bücher der Wohlredenheit u. s. w., wo, wenn der Lehrer diese 23 Seiten recht erklären und commentiren wollte, schon ein Jahr hinstriche, und wo, wenn wir das Gemisch nur ordnen wollten, hier unsre Recension nicht hinreichte! Weiß man nun hintennach ein Wort von der wahren Geschichte, dem jetzigen Stande, dem innern Nutzen der Beredsamkeit und Wohlredenheit? weiß der Schüler, nach welchen Büchern er vorzüglich zu greifen, in welcher Ordnung er sie zu wählen, für welchen Lieblingsfehlern jedwedes Autors er sich zu hüten, wohin er sein Studium jetzt zu richten habe? ja, weiß er selbst nur, welche griechische und lateinische und kaklogallische[1]) Redner blos Registernamen oder wirklich überbliebne Redner sind? Und wie anders, wie vortrefflich, wenn der Verfasser, der alle Quellen dieser Behandlung kennt, doch nur einige vorzügliche selbst kostete und damit seine Schüler tränkte! Jetzt ist Alles Wirrwarr. Noah und die Bergpredigt, der große Redner Ephialtes und M. Cethegus, der Klaffer Gallion und Vipsanius Messala, der Deutschen Jagdsprache in der Redekunst und Opitz der deutsche „Petrarch", Mönchsberedsamkeit in Walch's Monumentis medii aevi und die schärfste Classification aller deutschen Wochenblätter, geistlichen Redner u. s. w., wo Rambach Crugoten und von Acken einem Körner ꝛc. vor- und nachsteht — wer soll sondern? wer kann säubern? Und wo Lindner selbst charakterisirt, ist's fast immer Faust auf Auge! anser und olor! Nochmals gesagt, wer soll sondern? wer kann säubern?

Zweiter Abschnitt. Vom Aeußerlichen der Prose und prosaischer Beredsamkeit. Wie tief ist der Leser mit einmal gesunken! Wörterverzeichnisse, und zwar Register von Wörtern, die etwa der Pöbel unrecht ausspricht, unrecht einmischt und also ja auch hier nicht durften eingemischt werden. Von Wörtern, die ausgestorben sind; und warum weckt man sie denn wieder auf? Von Provincialwörtern und Kunstwörtern und zweideutigen und leeren und pöbelhaften und possierlichen Wörtern — Himmel! ist alle der Koth Schau zu führen? in einem Lehrbuche, wo so vieles Wichtige mit

1) Anspielung auf Swift's Gulliver. — D.

einem Wort abgefertigt ist, und nichts als Gedächtnißkunst und das principium minimi von Anfange zu Ende herrschen sollte? Sind diese Verzeichnisse als Verzeichnisse denn vollständig? und als Exempel angemessen? und in diesen Plan gehörig? Sollte das gedruckt sein oder gesagt werden? und so als Verzeichniß im halben Spaße gesagt, und vielleicht daher angewöhnt oder nicht lieber nur verbessert, in seinen Quellen ausgetilgt und verschwiegen werden? Und ist mit Alledem nun eine Quelle zur Reinigkeit, Deutlichkeit, Zierlichkeit, Nachdruck der Sprache (wie die prächtigen Ueberschriften lauten) eröffnet? Eine Quelle eröffnet? Ich sehe noch keinen Wassertropfen. Der Schüler der Redekunst kann alle diese Verzeichnisse wie Mithridat seine Soldatenrollen inne haben und von Reinigkeit, Deutlichkeit, Zierlichkeit, Nachdruck der Sprache noch so viel wissen als ein Stummgeborner. Von keinem dieser vielsagenden Fordernisse ist ein Gedanke gefaßt, ein treues Herzenswort gesagt, ein Rath des Lehrers gegeben — Alles das sonderbarste Gemische von Gelehrsamkeit und Schlendrian, wie z. B. Synonymen, Beiwörter, Machtwörter, Periphrasen zeigen, über die so viel zu sagen gewesen wäre, in denen gewissermaßen alles Wörtliche der Beredsamkeit liegt und hier — nichts gesucht werden darf. Desto mehr (S. 41 — 80) von Tropen und Figuren, in denen, wie der Herr Verfasser irgendwo sagt, alle Mittel und Methoden liegen sollen, Leidenschaft zu erregen u. s. w. Der Recensent ist nicht so ekel wie einige neuere Stutzer der schönen Wissenschaften auch gegen dieses Ueberbleibsel der alten Kunst; aber es ist doch, um Jupiter's und Helenens willen! Alles nur Fachwerk! nur Topik! wo ja in das Fachwerk was gelegt, wo ja am Sorgfältigsten gezeigt werden muß, wie die Topik zu brauchen sei. Und ist hier davon ein Wort? ist in allen neuern Rhetoriken davon ein Wort? Man schlingt also die Pillen auf dem Recept ein, und der Apothekerjunge hat weiter keine Arbeit — so wie der theure Patient weiter keine Wirkung. Man lernt alle die Tropen und Figuren in seiner Jugend her, um sie wieder selig zu vergessen, und (wie jetzt die Sache ist) gut, daß sie und alle syllogistische Kunstgriffe, mit denen sie in Parallele stehen, selig vergessen werden! So schwatzt man doch wenigstens seinen Unsinn und Aberwitz frei vom Herzen weg, ohne ihn mit allen diesen gelehrten Werkzeugen zu stempeln und zu hänseln. Und so liegt, wie gesagt,

dies schöne Ueberbleibsel der alten griechischen Kunst noch unbearbeitet und für die Bildung des menschlichen Geistes ungenutzt.

Beim Wohlklange und Numerus (S. 80—97), sieht man, hat der deutsche Batteux vorgearbeitet, und wo der aufhörte, hört auch Alles auf. Die wahre Melodie, nicht blos Harmonie des Perioden, der lebendige Tanz und nicht das todte Gemälde seiner Vorstellungen ist bis jetzt noch ein Fremdling unsrer Rhetoriken und Poetiken und wird's wahrscheinlich noch so lange sein, bis sich ein griechisches Ohr über dies Geheimniß alles Stils und Wohlklangs hermacht. Bisher haben wir nur noch von Lateinern, Franzosen und Engländern gelernt.

Ins Innere der Beredsamkeit, Thema, Eintheilung, Widerlegung, Beweise u. s. w. läßt sich dem Autor noch weniger folgen, so lange man nicht weiß, wovon er rede, was, worüber, wozu man reden und also alle die Maße brauchen soll. Und zum Unglück wird das nirgend gesagt! keine Redegattung bestimmt! und man schwankt also zwischen alter und neuer Beredsamkeit, zwischen Knabenspiel und Männerschlacht in der ungewissesten Mitte. Also, nur bei dem etwas bestimmtern Gemälde Charaktere bleibend, ist wol eine Regel des guten Gebrauchs, eine Warnung des Mißbrauchs aus dem Innern der Sache, nach Nothdurft und Maßgabe der Zeit, des Inhalts u. s. w. gegeben? Die mancherlei Gattungen des Stils kommen erst nach, die doch, wenn's nicht ein unnützer Wiederholungskram mit dem Wort Stil sein soll, nichts als Classen der Materien sind und also vorstehen sollten. Und denn auch hier, welche einzige treffende, ungemeine Regel wäre hier bei dem philosophischen Gespräch Briefstil gegeben, die nirgend als hier stehen könnte, aber hier von so großer Wirkung wäre, daß man immer Absicht sehe, den Schüler ins Heiligthum zu führen? Das Meiste ist stumpf oder schief oder überwegstreichend; und es ist wirklich zu bewundern, wie der Autor mit einer so großen Kenntniß des literarischen Detail im dogmatischen Detail so rückbleibe. Durch die einzelnen Kritiken einzelner Werke in allen diesen Schreibarten sind doch hier schon eine solche Menge recht treffender Detailregeln ausgemacht, daß ein Autor, der blos diese nutzte und mit Auswahl und Behör aus den besten kritischen Schriften sammelte, einen ziemlichen Codex herausläse; alle Anweisungen der Alten zu geschweigen, die nie über allgemeinen

ästhetischen Flitterkram raisonniren, sondern eben im Einzelnen der Anwendung die schönsten, treffendsten Regeln gaben, wie Aristoteles, Dionysius, Horaz, Quintilian u. s. w. zeigen. Blos dadurch, daß man diese Detailregeln unnütz generalisirt, ist ja alle unser philosophisches Handgemenge in die schönen Künste und Wissenschaften gekommen, und sollte also dies, für den Anfänger das nothwendigste Fach, überhin abgefertigt werden?

Dafür folgen nun schöne Titulaturtabellen, Chrien, Dispositionen nach allen Methoden, Inscriptionen und was weiß ich mehr? Hat der Autor das Talent zu disponiren, zu inscribiren, zu varronisiren u. s. w. in seinem Lehrlinge geschärft? genau angezeigt, wer sich mit dem und dem abgeben oder sich wie vor Pest und Schlange dafür hüten müsse? Hat er's, so viel geleistet! hat er's nicht, so sind das immer nur cartes blanches und Rubriken zum großen Register der Vergessenheit — Amen!

Es fängt jetzt die Poetik an, die wir aber jetzt unserm Zwecke gemäß nicht mit anfangen, geschweige durchgehen können. Es sollte immer ins Auge genommen sein: wen will der Lehrer bilden? Dichter? Liebhaber? Dichtkünstler? Kritiker? oder gar nur Literatoren? Es sollte sodann ins Auge genommen sein: was ist nun wesentlich und was zufällig? was nöthig, zuvor zu wissen, und worauf kommt man selbst? und worauf muß man selbst kommen, oder man lernt's halb, schief und verdirbt sich? Endlich sollte doch Plan gemacht sein: was muß im Lehrbuch stehen, und was wird besser mündlich gesagt oder dictirt? und in welchem Maße muß es hier stehen? und wie ist auch im Aeußern Eintheilung, Plan, Bild zu treffen, daß die Sache im vorliegenden Lehrbuch, über welches so viele Stunden geredet wird, gleichsam selbst spreche, sich durch den stummen Anblick eindrücke und mit diesem Eindruck zugleich gute Form, Muster von Simplicität, Würde und Reichthum, eine lebendige Mnemonik zurücklasse? Dies Alles wären doch erste Fordernisse eines guten Lehrbuchs, die nun hier wol so verletzt sind, daß wir uns als Lehrbuch beinah kein schlechteres auf der Welt denken können. Sonst ist aber darin ein so reicher Apparat von Materialien, daß, wenn der Vortrag des Lehrers vielleicht Alles belebt und ordnet und durch zehn Kunstgriffe, die wir nicht wissen, zum Ganzen fügt, der Schüler, der Hindernisse zu überwinden ver-

mag, allerdings mehr und etwas Besseres in den Kopf bekommt, als ihm sonst die Lehrbücher vom zierlichsten Geschwätz immer nicht geben können.

Oden (von Klopstock). Hamburg 1771 bei Bode. 4. 1½ Alphabet.[1])

Wenn die Ode, selbst nach dem Begriff des kältesten Kunstrichters, nichts als eine einzige ganze Reihe höchst lebhafter Begriffe, ein ganzer Ausfluß einer begeisterten Einbildungskraft oder eines erregten Herzens, nichts als eine höchst-sinnliche Rede über einen Gegenstand sein soll: so müßten selbst für Den, der blos nach der Definition prüfte, die meisten der vorliegenden Oden vortreffliche Stücke und Muster in ihrer Art sein. Welche Natur! welches ganze volle Herz und ungetheilt sich hinopfernde schöne Seele erscheint nicht insonderheit in den Stücken des zweiten Buchs, in den menschlichen und am Meisten in den Jugendstücken des Dichters! Kann ein Abschied ganzer und wahrer und schöner sein als der S. 97 an Giseke? Kann die traurige, wehmüthige Empfindung des ewigen Scheidens vom leisesten Seufzer zur lautsten Hoffnung hinauf und wieder bis zur trübsten Thräne herunter treuer gesagt werden als in der Ode Seite 108 an Fanny? Und giebt's ein schöneres Bild gesellschaftlicher Naturfreude und Frühlingswonne mit allen Wallungen und Steigerungen des erregten Herzens als Der Zürchersee, S. 116? Und da dieser Naturgeist, die ganze Fülle des Herzens und der Seele, alle Stücke des Verfassers durchgeht und jedwedes so eigenthümlich bezeichnet: welch ein Geschenk hat unsre Sprache, unsre Dichtkunst, ja, wir möchten sagen, die Menschheit unsers Vaterlandes an dieser einzigen Sammlung Oden!

Ein Mann vor 200 Jahren, der großer Geist und wirk-

---

1) Band XIX, 1. Stück, S. 109 ff. Ueber diese Beurtheilung hat sich ausführlich Klopstock's jüngerer Freund Cramer in der Fortsetzung des Buches „Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa" (1778), S. 226—271 erörternd und widerlegend, zum Theil mit Berufung auf Klopstock's eigene Erwiderungen, ausgelassen. — D.

liches Genie war, hatte ein Lieblingsbuch, das er allen in der Welt vorzog. Es war eine Sammlung Oden: wir nennen sie die Psalmen David's, und der Mann hieß Luther. Man höre, was er über sie sagt, und uns dünkt, er sage mehr als der schön lateinische Lowth über seine drei Classen dieser Oden.[1] „Ich halt, daß kein feiner Exempelbuch oder Legenden der Heiligen auf Erden kommen sei, denn der Psalter ist. Es ist des Psalters edle Tugend und Art, daß andre Bücher wol viel von Werken der Heiligen rumpeln, aber gar wenig von ihren Worten sagen. Da ist der Psalter ein Ausbund, daß er erzählt der Heiligen Wort; zudem nicht schlechte gemeine Rede derselben, sondern die allerbesten, so sie mit großem Ernst in der allertrefflichsten Sachen geredet haben — damit er also ihr Herz und gründlichen Schatz ihrer Seelen für uns legt, daß wir in den Grund und Quelle ihrer Wort' und Werk' sehen können, was sie für Gedanken gehabt haben, wie sich ihr Herz gestellet und gehalten hat in allerlei Sachen, Fahr und Noth, gegen Gott und Jedermann. Denn ein menschlich Herz ist wie ein Schiff auf einem wilden Meer, welches die Sturmwinde von den vier Orten der Welt treiben. Hie stößet her Furcht und Sorge für zukünftigem Unfall; dort fähret Grämen her und Traurigkeit von gegenwärtigem Uebel. Hie webt Hoffnung und Vermessenheit von zukünftigem Glück; dort bläset her Sicherheit und Freude in gegenwärtigen Gütern. Solche Sturmwinde aber lehren mit Ernst reden und das Herz öffnen und den Grund herausschütten. Denn wer in Furcht und Noth steckt, redet viel anders von Unfall, denn der in Freuden schwebet; und wer in Freuden schwebt, redet und singt viel anders von Freuden, denn der in Furcht steckt. Es gehet nicht von Herzen, spricht man, wenn ein Trauriger lachen oder Fröhlicher] weinen soll, das ist, seines Herzens Grund steht nicht offen und ist nicht heraus. Was ist aber das Meiste im Psalter denn solch ernstlich Reden in allerlei solchen Sturmwinden? Wo findet man feiner Wort von Freuden, denn die Lob- oder Dankpsalmen haben? Da siehest Du allen Heiligen ins Herz wie in schöne lustige Gärten, ja wie in den Himmel! wie feine, herrliche, lustige Blumen darin aufgehen, von allerlei schönen, fröhlichen Gedanken gegen Gott und seine Wohlthat! Wiederum, wo findest Du tiefer, kläg-

1) Robert Lowth, „De sacra poesi Hebraeorum“. — D.

licher, jämmerlicher Wort von Traurigkeit, denn die Klagpsalmen haben? Da siehest Du abermal allen Heiligen ins Herz wie in den Tod, ja wie in die Hölle. Wie finster und dunkel ist's da von allerlei betrübten Anblick des Zorns Gottes! Also auch, wo sie von Furcht und Hoffnung reden, brauchen sie solches Wort, daß Dir kein Maler also könnte die Furcht oder Hoffnung abmalen und kein Redekündiger also fürbilden." Der Ton würde wahrscheinlich unsern Bibliothekbesuchern zu schwärmerisch scheinen, wenn wir also fortfahren oder deutlich anwenden sollten. Obige Wahrheit indessen und Treue als Charaktereigenschaft dieser Gedichte, wenigstens poetisch, zum Grunde gesetzt, welch ernstliches Interesse wird daraus! und wie manche fühlbare Jünglinge werden sein, die nicht ausrufen: „Hättest Du so gesungen! so geleiert!" sondern: „Wärst Du es, der so dächte, so fühlte!"

Natürlich folgt hieraus, daß Klopstock am Meisten und vielleicht allein auf Die wirken könne, die mit ihm sympathisiren; allein sollte er nicht wenigstens fordern können: sofern Du mich als Dichter liesest, so mußt Du mit mir mindstens sympathisiren wollen? d. i. setze Dich in meine Umstände, Denk-, Fühlungsart, Lieblingsbegriffe u. s. w. Solltest Du diese auch blos für Mythologie anzusehen geneigt sein, habe wenigstens die Billigkeit, sie mir als etwas mehr zu gönnen oder uns in Frieden zu trennen; „willst Du zur Rechten, so will ich zur Linken!" u. s. w. Mich dünkt, das sind auch selbst nach dem strengsten Kriegsrecht der Kritik zugestandne Punkte, ohne die auch kein Recht und Urtheil mehr bleibt. Möge der Autor als Mensch, als Religionsverwandter denken, was er wolle: als Dichter mußt Du ihm glauben. Und außer dem Gedicht, sollte es nicht ebenso viel Ungläubige an Ramler's Friedrich geben können als Ungläubige an Klopstock's Jesus Christus?

Indeß, da dieser Zwang sich doch immer unvermerkt mehr oder minder äußern wird, so singt Orpheus immer für Wald und Fels und der Dichter für Die am Meisten, die kein System haben, die sich von Allem, was in ihnen ist, entäußern können. Für Die ist sodann jede Situation neu und ganz; sie sehen mit den Augen des Sehers, und natürlich so sehen sie seine Wunder.

In solcher Sympathie nun, wie ächt und zart und schön charakterisirt sich beinahe jedwedes Klopstockisches Stück! Welche

eigne Farbe und Ton des Ausdrucks ruht auf jeglichem, die sich von der ganzen Mensur, Haltung und Beäugung des Gegenstandes bis auf den kleinsten Zug, Länge und Kürze des Perioden, Wahl des Silbenmaßes, beinahe bis auf jeden härtern oder leisern Buchstab, auf jedes O und Ach erstrecken! Dem Recensenten dünkt, daß hierin diese Gedichte so was Eignes, Ursprüngliches und Eingegeistetes haben, daß, so wie die Natur jedem Kraut, Gewächse und Thier seine Gestalt, Sinn und Art gegeben, die individuell ist und eigentlich nicht verglichen werden kann, so schwimmt auch ein andrer Duft und webt ein andrer Geist der Art und Leidenschaft in jedem individuellen Stück des Verfassers. Die Oden An Fanny (er hat nur eine derselben behalten) sind ganz andre als die An Cidli; die Jugendgedichte wahrlich nicht die — härteren oder festeren? — des dritten Buchs; das Gebet um Friedrich oder die Messias-Ode wahrlich nicht die Elegie um ihn: und so geht's bis auf die kleinste Witterung etwa der Scene, der Zeit, der Umstände. Die Seele hat immer gewirkt, wie sie war, wie sie sich damals fühlte. Der Duft erfüllt den Leser bis aufs Kleinste, und der Recensent würde seiner Privatästhetik Glück wünschen, wenn er sich diese Melodie, diese Modulation jedes Stücks deutlich machen und in einem Worte dafür schreiben könnte. Welch eine herrliche Abenddämmerung geht z. B. durch die Erscheinung des Thuiskon! Mit Silbenmaß und Ideenfolge und Bildern und Anfang und Ende gleichsam aus den letzten Sonnenstrahlen und dem stäubenden Silber und rauschenden Wipfeln, wie heilig, feierlich und stille zusammengewebt! So ähnlich Die Sommernacht und Die frühen Gräber! so, nur tönender, Der Bach und Siona! Braga, welch ein lebendig Gemälde voll Wintermorgen, Reif, Mond und Schrittschuhtact! Der Rheinwein — Teone! Wiederum Die todte Clarissa! Man habe eben den letzten Band dieses himmlischen Mädchens geschlossen, sehe sie im Sarge — — Cidli daneben — Klopstock's Herz in der Brust, — — und es wird der so eigne, sanfte, schauderhafte Klang werden, der dies Stück durchweht. Und welches hätte in dem Verstande nicht seinen eignen Geist?

Nichts muß daher abscheulicher sein, als alle diese Stücke mit feister Hand fortlesen und feister Stimme nach einem gegebnen antiken oder modernen Flötentone fortdeclamiren wollen. Wie Jener, der sich vor sein Stammbuch setzte, die

Namen seiner Freunde, sämmtlich und sonders, Blatt für Blatt, flugs und fort mit Gesundheiten zu ehren: so ohngefähr würde Der handeln, der sich hinlagerte, um alle Klopstockischen Lieder nach der Reihe hin wegzusingen und so zu versuchen, ob sie auch viel Empfindung enthielten; oder der alle Klopstockischen Oden nach der Reihe in einer Fassung vordeclamirte. Zu jeder Ode würde ohne Zweifel so eine eigne Bereitung sein selbst und des Kreises, in dem man liest, gehören, als — nun, als die Ode eigne Art hat. Ein Gassenhauer läßt sich natürlich auf allen Straßen singen und ein blos künstliches Phantasiestück zu aller Zeit mit Pomp und Anstand hertönen; eine hölzerne Maschine kann überall hingestellt werden: aber ein Naturproduct, eine Blume, eine Pflanze? — muß auf ihrer Stelle wachsen, oder sie verdörrt. Hierüber redet Leone S. 234.

Man sieht leicht, daß der Recensent wenig Lust habe, das bekannte Regellineal der Ode hier anzulegen und zu versuchen, ob jedes Stück schönen Plan, schöne Ordnung und Unordnung rc. habe. Sofern diese Regeln wahr sind, d. i. sofern sie in der Natur des einen Gegenstandes und der Weise, wie der Affect handelt, liegen, wird sie gewiß die begeisterte Einbildungskraft von selbst in ihr Werk wirken, weil dies ohne solche Gesetze nicht möglich wäre. Und so, dünkt uns, könnten aus den vornehmsten Stücken dieser Sammlung die feinsten Regeln des Affects und eine Theorie der Ode abgezogen werden, die wir vielleicht noch nicht haben. Die meisten Oden des zweiten und einige des dritten Buchs sind so Horazisch, die nachgeahmten Stellen in so vortrefflicher Manier nachgeahmt — und sonst muß der Recensent bekennen, daß ihn die meisten Odengesetze, die man als solche in Lehrbüchern und Kritiken gäng' und gäbe gemacht, sehr willkürlich dünken. Sie sind fast nur, und nur aus dem kleinsten Theile des Horaz abgezogen, würden, auf Pindar, David, Hafis, alle Araber, und wenn man will, auch Engländer angewandt, den meisten den Hals brechen; und wenn man sie so sicher für die einzige Ordnung und Gesetze der begeisterten Einbildungskraft angiebt: woher als solche bewiesen? Hat diese nicht vielmehr bei jedem Gegenstande ihre eigne Art zu handeln? Die Eigenschaften, mit denen sie handelt, sind sie nicht entweder so wandelbar oder aber so allgemein, daß man Alles unter sie subsumiren kann, was man will? Und ich wüßte überhaupt nicht, warum nicht die Ode sich von einer kleinen poeti

Phantasie, wo es der Gegenstand erforderte, gleichsam von einem Seufzer und einzelnen Ausbruch zum planvollsten Gebäude erheben könnte. Singt Nachtigall und Lerche immer gleich? gleich lang? und nach einer Melodie?

Wäre es also auch, daß man hier manche Stücke, insonderheit des ersten Buchs, an Gott für bloße Tiraden der Phantasie und manche im dritten Buch für sehr kunstvolle Abhandlungen unodenmäßiger Gegenstände hielte: in beiden Fällen lassen sich keine Gesetze geben, was und wie weit ich's mit Phantasie bearbeiten soll oder darf; oder es käme endlich darauf hinaus, wiefern es gut sei, daß dieser Mensch so viel Phantasie habe, und — wer beantwortet die Frage? Wenn also auch der Recensent bei dem Tanz der personificirten Silbenmaße in Sponda (S. 152), bei dem großen Glauben an unsre altdeutschen Dichter (S. 183), an das Urtheil der Skulda (S. 212), die oft ungerecht gnug richtet, an die neuerfundne Harmonie (S. 216), an das Wir und Sie (S. 220), an den Gebrauch der altdeutschen Mythologie (S. 258) und insonderheit an die Tapferkeiten Hermann's (S. 261) andrer Meinung wäre und wollte, daß die Sache von andern Seiten angesehen würde: kann der Dichter nicht, wie gesagt, fordern, daß man sie jetzt mit ihm, nur so ansehe, wie er will? hier mit Phantasie, und zwar in dem und dem Grade?

Es bliebe uns also nichts übrig, als von den Silbenmaßen zu reden; und daß diese sehr mannichfalt sind, ist bekannt. Zuerst hat Herr Klopstock einige griechische, und die mit einer Leichtigkeit und Biegsamkeit nachgeahmt, die man an seinem Hexameter kennt, und die sich dem Sinne so tief und sanft anschmiegt. Sonderbar ist's, daß selbst bei zween Autoren in einer Sprache der Wohlklang eines Silbenmaßes nicht derselbe ist und in seinem zartesten Wuchse kaum Vergleichung leidet. Ein Choriambe Klopstock's und Ramler's scheint bei gleich vorgezeichnetem Maße gar nicht das gleiche Ding zu sein, und man versuche nur, zwei Oden Beider nach einander zu lesen. So Klopstock's und Kleist's Hexameter, obgleich beide sehr wohlklingend sind; so Klopstock und die Noachide, obgleich in der letzten Ausgabe dieser das Silbenmaß mit vieler Kunst zugerichtet worden.[1]) So Horaz und

1) Vgl. den Anfang einer Beurtheilung derselben Th. XXIV. dies. Ausg. — D.

Catull, Virgil und Lucrez u. s. w. Alles wird blos Werkzeug der Seele, die eine gewisse Farbe der Composition, eine Stärke oder Schwäche, Fluß oder Strom auch bis ins Silbenmaß überträgt. Wir wünschten die Sache mehr untersucht und tiefer charakterisirt.

Zweitens sind aus dem Nordischen Aufseher die freien Silbenmaße bekannt, in die Herr Klopstock (nach dem Ausdruck der Literaturbriefe)[1]) als in die Elemente des Wohlklanges seine Zeilen aufgelöst hatte. Diese sind nunmehr wieder zusammengeschoben, vierzeilichte Strophen, aber ohne bestimmtes Silbenmaß geworden, und wo Herr Klopstock die Ründe der vierzeilichten Strophe verletzt oder mangelhaft fand, verändert. Sollte dies Zusammenschieben und diese Veränderung nicht zeugen, daß das Ohr nur eine gewisse Anzahl, einen Kreis, einen Tanz von Tönen fordert, über den es nicht hinaus hört? und sollte auch in diesem Kreise, in diesem Tanze also nicht Alles als das vollständigste Ganze behandelt werden müssen?

Und nun hat drittens Herr Klopstock eine Menge neuer Silbenmaße erfunden, die, wenn wir seiner Muse (S. 216) glauben, Bereicherungen der Harmonie selbst in Vergleichung der Griechen sind. Er fordert Alcäus und Apollo, Ossian und Briten und Gallier und Nachahmer des Horaz auf, daß er sie übersungen, daß sie des lyrischen Stabes Ende, er aber ihn ganz blitzen gesehn, daß sein großes Vorbild die Natur, der tonbeseelte Bach sei u. s. w.

Es ist unleugbar, daß einige dieser Silbenmaße, schon an sich betrachtet, einen Gesang, eine Melodie haben, die den sanglosesten Leser und Declamator von der Erde erheben müssen. Die beiden ersten Zeilen in Siona (S. 188), in Sponda (S. 192), Thuiskon (S. 196), Die frühen Gräber, Die Sommernacht, Braga, Die Chöre, Teone, der Anklang von Stintenburg (S. 237) sind voll Melodie; wir wünschten aber von Andern zu hören, ob in den meisten dieser (ich nehme Die Sommernacht, Braga, Teone, Die Chöre aus) das Ende dem Anfange entspreche und der ganze Strophenbau die unaufgehaltene Ründe und Glätte habe, die wir in den schönsten und gebrauchtesten Silbenmaßen der Griechen finden. Nach einem meistens sanften Anklange stemmen sich die Töne, stemmen sich oft

1) Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. IX. S. 198. — D.

zwei-, dreimal auf einander, und dann schließt die Strophe oder bricht meistens ab, ohne daß das Ohr im Tanze fortgeführt und bis zum letzten Tone ahnend erhalten wäre; und man weiß, das war das Geheimniß des griechischen Perioden, Hexameters und der schönsten lyrischen Silbenmaße. Aristoteles vergleicht die Harmonie mit der Olympischen Rennbahn, wo, je näher dem Ende, desto mehr arbeiten die Läufer; denn sie sehen das Ziel. In den schönsten Tänzen, in den gefälligsten Spielen und Bewegungen scheint eben dies Runde und Endeilende nicht minder zu herrschen wie in Epopöe und Drama. Der Knote, der in der Mitte geflochten wird, wird nur immer in Verhältniß aufs Ganze groß oder klein geflochten, wird wieder vorbereitet und stückweise aufgelöst, daß man zu Ende eilt und dahin gedrungen wird, ohne daß man weiß, wie. Der Recensent wäre äußerst begierig, sich die Zweifel gegen einige der neuen Silbenmaße auflösen zu lassen. Man nehme z. B. das melodische Siona S. 188.

— ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
Töne mir, Harfe des Palmenhains,

◡ — ◡ ◡ — ◡ ◡ — ◡ —
Der Lieder Gespielin, die David sang,

wie fließend! wie singend! Aber nun geräth der Bach mit einmal über Stein und Fels:

◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ —
Es erhebt | steigender sich | Sion's Lied, |

◡ ◡ — — ◡ ◡ — — ◡ ◡ —
Als des Bachs | welcher des Hufs | Stampfen entscholl.

Wo scheint hier Fortfluß, allmähliche Entwicklung und das prophetische Fortleiten des Ohres zu bleiben? Die Tacte fallen aus einander und scheinen mehr zusammengeschoben als auseinandergearbeitet zu sein.

Dem Recensenten ist vor einigen Jahren ein Bogen Klopstockischer Silbenmaße zu Gesicht gekommen, da (es waren die meisten von diesen) hinter Zeile und Strophe das Verhältniß der langen und kurzen Silben bemerkt und also die Harmonie ausgezählt war. Aber außer der Harmonie wird wol also die Melodie berechnet? Kommt hier nicht Alles auf die Succession der Töne, auf das Entwickeln des Gesanges

der Seele und der Bebungen des Herzens an, wo wir freilich hintennach auch immer die vorige Proportion finden? aber gewiß nicht umgekehrt, sonst wäre der tiefste Berechner auch immer der melodievollste Tonkünstler.

Noch weniger, sieht man, ist hier von dem sogenannten lebendigen Laut und Ausdruck die Rede, d. i. von der musicalischen Zustimmung der Worte zum Silbenmaße. In der ist Klopstock allemal Meister, und auch die verflochtensten, sich stemmendsten Strophengänge sind hier theils mit einer Macht durchgetrieben, daß die Worte mit ihrem Klange gleichsam wie Orpheus' Steine und Fels folgen müssen, theils auch so tief in den Inhalt gewebt, daß wir z. B. jenem Silbenmaße unter den Gestirnen (S. 59), jenen zwei letzten so künstlichen, knotenvollen Zeilen der Stintenburg (S. 237), der Barden (S. 227), den Zeilen der Ode Unsre Fürsten (S. 223), Unsre Sprache (S. 241), des Schlachtgesanges (S. 205), des Eislaufs u. s. w. gut werden, weil uns die Materie entschädigt und gleichsam über Stock und Stein gewaltig mitreißt. Es wäre also Thorheit, zu denken, daß man hier für Klopstock kritisirte; man betrachtet blos Klopstock's Silbenmaße an sich, allgemein und zum Gebrauch für Andre. Ein Mädchen kann für sich selbst das Lispeln und das kleine Maal ihrer Wange liebenswerth machen; deswegen wird aber an sich und für Andre Lispeln und Maalzeichen kein Stück, keine Regel der Schönheit.

Den Recensenten dünkt, daß in Sachen, wo es blos auf sinnliches Verhältniß ankommt, keine neue Erfindungen ins Unendliche möglich sind. Gewisse Formen des Schönen müssen in der Sculptur wie Proportionen in der Baukunst wiederkommen, oder die Kunst wird wieder gothisch, d. i. es werden da Glieder angebracht, wo keine sein dürfen, Glieder verwickelt, wo der Fortgang des Auges eine gelinde Succession forderte; auf eine oder die andre Weise erliegt das Ganze unter seinen Theilen. Ein Versuch über die Silbenmaße, wo selbige ohne Anwendung auf Sprache und Worte, blos als Tanz, als Folge von Tönen zu einer Melodie betrachtet würden, dürfte vielleicht dasselbe zeigen. Aus Pindar hat Herr Klopstock wenig nachgeahmt, weil ihm die Silbenmaße dieses Dichters nicht gefielen; der Recensent muß bekennen, daß er die Silbenmaße in Pindar und den Chören meistens nicht versteht. Sein Ohr ist zu kurz, eine Pindarische Strophe

zu behalten; folglich kann dasselbe auch nicht sinnlich urtheilen und das Ganze des Tanzes und der Melodie der Töne empfinden. Den Römern muß es ebenso gegangen sein; denn sie gingen nicht über die vierzeilichte Strophe. Herr Klopstock geht auch nicht drüber; man sollte vermuthen, daß Alcäus u. s. w. auch seltner drüber gegangen sein mögen, wo nicht eine andere Anordnung, Theatermusik, Olympische Musik den Numerus sehr hob, verlängerte und unterstützte. Sollte es nun nicht in dieser engern vierzeilichten Bahn auch nur eine gewisse Anzahl Bewegarten und Melodien der Silben geben, die ausschließend die schönsten sein müßten? Der Recensent sollte es fast vermuthen; denn wo er auch bei den neuen Klopstockischen Silbenmaßen die harten Contraste sich zu mildern, die Töne simpler in einander zu verflößen und das Ganze der Strophe runder zu machen versucht hat, ist immer mehr oder minder ein schon bekanntes Silbenmaß unvermerkt daraus geworden; wovon viele Proben gegeben werden könnten, wenn es der Raum litte. Selbst unverändert scheinen von den neuen Silbenmaßen doch eben die simpelsten die schönsten: z. B. Die Sommernacht, Braga, Thuiskon, Die Chöre, der Anklang des Bachs, Siona's u. s. w. Sollte das nun nicht schon, da diese den griechischen sich eben dadurch auch nähern, ein Vorurtheil erwecken? Und wenn man denn nun vom verwickeltsten neuen Silbenmaße, z. B. von einer Aganippe und Phiala (S. 177), dann plötzlich zu einem rein griechischen Heinrich (S. 180) überkommt: ist's nicht, als ob man aus einem allerdings erhabnen, aber zu künstlichen, dunkeln und ungeheuern gothischen Gewölbe in einen freien griechischen Tempel käme und da in einer Melodie als in einem schönen regelmäßigen Säulengange wandelte? Der Recensent fühlt sich frei von allem Eigensinn und Parteilichkeit; an Ungewohnheit des Ohrs, glaubt er, könne es nicht liegen, weil er Ohr und Zunge schon ganz zu diesen Gedichten gewöhnt und alles auch musicalische Leben sonst in der Sprache fühlt — kurz, er wünscht sich dieses oder eines Bessern belehrt und warnt blos Nachahmer, deren es in Deutschland sogleich hundert Arten giebt, auch für früheiliger Nachstümperung dieser Silbenmaße, die bei ihnen vollends unerträglich werden müßten. Hier hat der Dichter seiner Materie zugleich sein Silbenmaß eingehaucht und jene mit diesem belebt: wie aber, wenn dies Silbenmaß ein dürrer Leichnam wäre oder elend nachschleppte?

Ein Theil dieser Oden ist schon bekannt und zum Theil abgedruckt gewesen, Welche Kritik in den Veränderungen! mit welcher Jugend! mit welchem Geiste! Hiezu wird nun wenigstens die elende Sammlung Klopstock's poetischer und prosaischer Schriften[1]) einigermaßen bräuchlich, die sonst aber in allem Betracht falsch, fehlerhaft und erbärmlich geworden.

Wo Klopstock die Alten nachahmt, mit welcher Eigenheit, mit welchem Geiste! Man sehe die erste Ode des zweiten Buchs und mehrere in diesem Buche, insonderheit das große Pindarische Gebäude Wingolf, das mir indeß in seiner alten griechischen Gestalt doch noch mehr Jugend und Naturgeist zu athmen schien als in seiner correctern Form. Das große Bild von Hebe, von der Berecyntia aus Catull sind verloren gegangen, und das Stonehenge der Freundschaft ist damit doch nicht in einen griechischen Tempel verwandelt.

Wo endlich Klopstock im Gusse seiner Empfindung und im Fluge der Phantasie Gedanken einwebt (man erlaube uns den Schulausdruck, an den uns unsre Metaphysik leider schon gewöhnt hat) — welche Gedanken!

„Wen als Knaben Ihr einst, Smintheus Anakreon's
  Fabelhafte Gespielinnen,
Dichtrische Tauben, umflogt und sein mäonisch Ohr
  Vor dem Lärme der Scholien
Sanft zugirrtet und ihm, daß er das Alterthum
  Ihrer faltigen Stirn nicht säh',
Eure Fittige lieht . . .
Ihn läßt gütiges Lob oder Unsterblichkeit
  Deß, der Ehre vergeudet, kalt!
Kalt der wartende Thor, welcher bewundernsvoll
  Ihn großäugichten Freunden zeigt,
Und der lächelnde Blick einer nur schönen Frau,
  Der zu dunkel die Singer ist.[2]) —
          Kommst Du
    Von den unsterblichen sieben Hügeln,
Wo Scipionen Flaccus und Tullius,
Urenkel denkend, tönender redt' und sang,
  Wo Maro mit dem Capitole
    Um die Unsterblichkeit muthig zankte.

1) Von Schubart und Böckh, Frankfurt und Leipzig 1771. — D.
2) „Der Lehrling der Griechen". — D.

Voll sichern Stolzes sah er die Ewigkeit
Des hohen Marmors: Trümmer wirst einst Du sein,
Staub dann und dann des Sturms Gespiele,
Du Capitol und Du Gott der Donner![1]) —

Niemals sah Dich mein Blick, Sokrates Addison,
Niemals lehrte Dein Mund mich selbst,
Niemals lächelte mir Singer, der Lebenden
Und der Todten Gesellerin.[2]) —

Soll Hermann's Sohn und, Leibniz, Dein Zeitgenoß,
(Des Denkers Leben lebet noch unter uns!)
Soll der in Ketten Denen nachgehn,
Welchen er, kühner, vorüber flöge? . . .

Das Werk des Meisters, welches von hohem Geist
Geflügelt herschwebt, ist wie des Helden That
Unsterblich.[3]) —

— — Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt." [4])

Doch wozu solche Florilegia? Man lese den Gesang An den König! den Zürchersee! den Rheinwein! welche innere, tiefe Philosophie des Lebens! Die Oden an Cidli, welche Metaphysik der Liebe! die aus dem letzten Buche, welche hundert feine Sentiments über Sprache, Dichtkunst, Silbenmaße, nordische Mythologie, Vaterland! u. s. w. Nur freilich hätte, wer blos pensées sucht, eben den schlechtsten Theil der großen Seele Klopstock's!

M. C. J. Sucro kleine deutsche Schriften, gesammelt und herausgegeben von G. C. Harles, Koburg 1770. 8.[5])

Herr Harles hat Recht, „daß kleinere Schriften oft deutlichere Beweise von der Denkungsart und den Talenten eines Schriftstellers sind als dicke Quartanten", theils weil zu vermuthen ist, daß sie ihn weniger erschöpft und ermüdet haben

1) „Wingolf". — D.
2) „An Bodmer". — D.
3) „Fragen". — D.
4) „An Gleim". — D.
5) Band XIX, 1. Stück, S. 253 ff. — D.

als große Werke, theils weil er in ihnen Lieblingsgedanken hingeworfen haben kann, die Andere besser nutzen können. Aber dies „kann", dies „es ist zu vermuthen" muß keinen Herausgeber der Mühe überheben, solche Schriften zu prüfen, ob eine solche Möglichkeit auch wirklich geworden ist, sonst thut er seinem Schriftsteller und dem Publicum nur einen sehr leidlichen oder gar einen schlechten Dienst.

Sucro ist z. B. als Lehrdichter längst bekannt. Sein bestes und fast einziges Gedicht: Versuch vom Menschen, ist schon seit 1747 gedruckt mit andern Lehrgedichten und Fabeln, die auch fast schon vergessen sind. Diese Lehrgedichte haben nun freilich viel Gutes: sie konnten, wenn sie vergriffen und vergessen sind, wieder hervorgesucht werden; aber daß zugleich jeder deutsche Buchstabe von Sucro, jedes Gelegenheitsgedicht, jede flüchtige Einladungsschrift mit hervorgesucht und jene unter diese begraben würden, das heißt nicht, den Schatten seines Vorgängers so ehren, als Herr Harles meint. Beweise von der Denkart und dem sanften fließenden Stil des Sucro hatten wir schon, in seinen Gedichten, in seinem Druiden. In allen diesen posthumis — was sind da für neue Beweise? und etwa gar was für neue Gedanken zum weitern Gebrauche?

Die Abhandlungen von philosophischen Gedichten, von angebornen Begriffen, von Träumen, vom Homer, von Freiheit zu denken, von der deutschen Sprache — alle wohl geschrieben, plan und deutlich; in ihren Umständen kann jede sehr nützlich gewesen sein, denn sie tragen die geläuterten Begriffe der Baumgarten'schen Philosophie in einem sehr faßlichen, populären Stil vor: aber neu erfundene Wahrheiten, neue Gedanken, auch nur neue Erläuterungen oder auch nur Einkleidungen — — wo sind die? und wer, der über solche Materien an die Lectüre unserer besten selbstdenkenden Köpfe und an die Bearbeitung der Ausländer gewohnt ist, kann hier lesen? Die ganze Abhandlung von philosophischen Gedichten, auch nur gegen die kurze Einleitung darüber in der Lessing-Moses'schen Schrift Pope ein Metaphysiker — welcher Unterschied! Was hier von angebornen Begriffen gesagt ist, und was Leibniz, Locke, Bilfinger darüber gesagt haben, welch ein Unterschied! Für die Knaben des Gymnasiums sind solche Blätter, außer ihrem guten Vortrage, als Erläuterung des Baumgarten, über den

sie hörten, sehr gut gewesen — aber für uns? Und was sollen für uns nicht blos die Einladungsschriften und Gelegenheitgedichte, sondern auch jeder weitläuftige Titel jedes Gelegenheitgedichts, jene namentliche Veranlassung des Programms? Daß ein Schüler eine Redeübung hält und der Professor ihn mit Namen und Lob ankündigt, ist für Stadt und Verwandte sehr gut — aber für uns? So nachlässig ist Herr Harles in Zusammenraffung der Programmen und Verseblätter gewesen, daß er in seiner zwei Bogen langen Vorrede der Frauen, Kinder u. s. w. seines Schriftstellers wieder aus dem Leichenprogramm seines Herrn Collegen, der jetzt erster Hofprediger und Consistorialassessor ist, ja nicht vergißt! Der große Biograph! der große Philolog, der schon so viele Vitas virorum summorum geschrieben hat und auch durch dieses Buch aufs Neue beweist, wie er das Andenken eines Mannes unter hingeworfene Amtsschriften und abgezwungene Arbeiten auf ewig verscharren kann!

Und noch droht uns Herr Harles mit einem Bande seiner lateinischen Programmata und lateinischen Gedichte, da er doch selbst sagt, daß Sucro's lateinischer Stil nicht dem deutschen gleichkomme. Ist das, wer will lateinische Gedichte von ihm lesen, die er, wie es leider in unsern deutschen gelehrten Werkstätten ist, der Meisterschaft und Zunft halben machen mußte! Glaubt er denn damit seinen Freund zu ehren, wenn er jeden Tropfen seines Schulwitzes der Welt zur Schau trägt?

Sind also unter seinen lateinischen Schriften solche, die wirkliche neue Aufklärungen und Erläuterungen enthalten, z. B. De pulchritudinis natura, De furore poetico, De naturalismo heautontimorumeno, Artis historicae primae lineae, De facultate fingendi, De arte mnemonica, De facultate animi divinatrice, De studiis invita Minerva, Rei poeticae ratio, De arte heuristica, Suada rei oratoriae caput: sind unter diesen Schriften, von denen die meisten Titel so locken, wirklich gute Aufsätze (und die sind ja bei einem Sucro leicht zu prüfen, wenn man nur die Philosophie seiner Schule etwas kennt), so gebe man sie — wo nicht, so haben wir ja Opuscula, in denen nichts steht, gnug. Aber auch alsdann unterdrücke Herr Harles, was blos Veranlassung der Zeit und des Tages ist. Ob der Naturalismus zu Ostern und zu Pfingsten geschrieben sei, ist, wenn es in der Gedankenreihe nichts bestimmt, uns sehr gleichgiltig, zu wissen: dem Herausgeber ist's vermuthlich aber

weniger gleichgiltig; denn so muß er ja mindestens, was er drucken läßt, ansehen und Reihen ausstreichen, und das — macht Mühe.

Dank hier noch dem seligen Sucro für das Vergnügen, das er dem Recensenten durch seine Lehrgedichte gemacht hat! Sie kommen freilich nicht Hallern und Popen bei, sind an manchen Orten steif und gezwungen, hin und wieder zu sehr im Schul- und Kathedertone; dem Versuch über den Menschen liegt Baumgarten's Psychologie zu offenbar und regelmäßig zum Grunde: aber doch verleugnen sich die großen ewigen Wahrheiten dieser Philosophie selbst unter jedem drückenden Kleide nie ganz, und der Recensent sieht noch einem deutschen philosophischen Dichter entgegen, der auf einer Bahn, die so Viele und so glücklich betreten, zu einer neuen Höhe steigen wird! Wenn das Licht der Wahrheit zu unsrer Zeit so sehr zugenommen und so viele Entdeckungen gemacht sind: in welcher Aonischen Höhle schläft noch die Muse, die diese Wahrheiten, diese Entdeckungen singe?

Die wenigen Fabeln klimmen Hagedorn nach, aber noch mit Zwang und in Entfernung. Auch in ihnen muß die Wahrheit mehr der Einkleidung aushelfen, statt daß diese jene empfehlen sollte; indessen sind, wie gesagt, sie und die Lehrgedichte, die schon längst gedruckt gewesen, auch das Einzige, was den Druck verdiente.

Lobrede auf den Herrn Friedr. Karl Kasimir Freiherrn von Creuz. Frankfurt a. M. bei Varrentrapp 1772. gr. 8. 5 Bogen.[1])

Vorn ist eine Vignette mit einer Urne, auf der eine Lampe erschrecklich dampft, ein Todtenkopf wild die Zähne bleckt und zween dicke Jungen sitzen, wo die Fackel des einen, die er auslöscht, abermals abscheulichen Rauch giebt. Dann ist auf einem andern Blatte die frisirte Büste des sel'gen Freiherrn, von der Schlange der Ewigkeit in Rahmen ein-

1) Daselbst S. 300 f., ohne Zeichen. An Nicolai den 15. Januar 1773 gesandt. Vgl. oben S. 107 ff. Goethe's Beurtheilung s. in Dessen Werken (Hempel'sche Ausg.), Th. XXIX. S. 34. — D.

gefaßt, die ein abscheulicher Kerl, der die Zeit heißt, ich weiß nicht, ob küssen, angrunzen oder anwittern will. Das Alles aber langt noch nicht an den Geschmack und Inhalt der Schrift selbst, wo der Herr von Creuz gelobt ist, wahrlich, wie noch kein Pedant gelobt wurde. Das erbärmlichste Florilegium von lauter wortschallenden Perioden, wo selbst Lindner's Lehrbuch nicht verschont worden, sondern im eigentlichsten Verstande aus ihm Perioden gestohlen worden. Daraus kann man nun auf Alles schließen. Der Verfasser scheint Creuzen persönlich so wenig gekannt zu haben, als ihn der Recensent gekannt hat; selbst seine Schriften hat er nicht gekannt und kann sie nicht vollständig anführen; an seinen Geist ist noch weit weniger oder vielmehr nichts zu denken; denn Alles ist Phrase, Schaum und das erbärmlichste Schullob. Auf etlichen Seiten studirt Creuz Griechisch, Latein, Logik, Metaphysik — auf noch mehrern hat er die Ehre, an einem Ort zu sein, wo eine Prinzessin vermählt worden — und auf noch mehrern das Glück, Freiherr von Creuz zu heißen. Sonst keine mindeste Personalie! kein erläuternder Zug aus dem Leben! ja, überall kein Zug eines denkenden Wesens über ein denkendes Wesen — blos in Absicht auf die Kühnheit sind die Bogen merkwürdig, mit der man aus Rhetoriken und Cornu copiae über einen Mann schreiben kann, von dem man — keine Silbe weiß.

David, ein Trauerspiel von Klopstock. Hamburg bei Bode, 4. 18 Bogen.[1])

Tinte und Druckerschwärze wäre, dünkt uns, verloren, wenn wir dies neue Klopstock'sche Trauerspiel etwa nach den angenommenen kritischen Regeln durchnehmen wollten: da ist, mit einem Worte gesagt, weder dies Trauerspiel noch seine älteren Brüder,[2]) und dies noch minder als jene ein theatralisches Stück, das etwa die Wirkung thun könnte, die doch nun schon alle Aristoteles alter und neuer Zeiten der Tragödie bestimmt haben. Weder die Wahl und Art der Geschichte (es ist David's Zählung des Volks und die darauf

1) Band XX, 1. Stück, S. 3 ff. — D.
2) Der Tod Adam's und Salomo. — D.

erfolgende Peststrafe) noch die Bearbeitung dieser Geschichte (sie fängt hinter der Zählung dicht an Erwartung des Urtheils an und ist also eigentlich ohn' alle menschliche Handlung) noch die Auswahl der handelnden Personen, noch ihr Beitrag zur Handlung oder zur Begebenheit, noch ihre Charakterdichtung, noch die Anordnung, Abwechselung, Eile oder Weile der Scenen zeigt, daß Klopstock mit einem Zweck dahin gearbeitet habe. Was sollt's also, da sein Tod Adam's und Salomo bereits nach allen diesen Absichten dem Publicum geschickter zergliedert worden, als es der Verfasser gegenwärtiger Anzeige im Stande ist — was sollt's helfen, das Sieb der Danaiden mit aller Mühe nochmals zu füllen, um zu zeigen, daß man — in keinem seiner Löchlein etwas habe?

Herrn Klopstock's Absicht scheint so hier als bei seinen andern Stücken mehr Wirkung der Religion als eines Musenspiels zu sein, und wenn es keine leere Wachtparole sein soll, die wir uns täglich einander ins Ohr sagen, „der Leser müsse sich in den Sinn seines Schriftstellers setzen", und wenn's bei einem Gedicht, einer kleinen Schöpfung, noch siebenfach nöthiger als anderswo scheint, „auf die Absicht der Schöpferin Natur eben bei diesem lebenden Geschöpfe zu merken" — so dünkt uns, wir werden gleich vom Theater weggerückt und sehen „dramatisirte Religionsgeschichte! eine große biblische Begebenheit, in Handlungen und Auftritte lebendig hineingedichtet", und also wollen wir's lesen.

Man weiß, wie vielen Anfällen, Einwürfen und Spöttereien genannte biblische Geschichte, der Inhalt gegenwärtigen Drama's, ausgesetzt gewesen ist und vielleicht noch sein wird. Daß David eine unschuldige, löbliche, ja gar einem Könige nothwendige Anstalt machte, die Zahl seines Volks zu wissen (eine Anstalt, die Moses nicht blos zweimal selbst gethan, sondern auch geboten und gleichsam verewigt hatte) und darüber so änläuft; daß, auch alle innere Sünde, Hochmuth und Mißtrauen im Herzen David's zugegeben, das arme Volk ein solches Schlachtopfer im Arm des Allgerechten wird und eine so kleine Schuld gegen andre Verbrechen dieses Mannes also büßen muß; die sonderbare Art, wie Priester, Propheten und Joab in das Alles verwickelt zu sein scheinen; die noch sonderbarere Art der Wahl David's, die weder seinem Heldenmuth, noch seiner Klugheit, Anstalten gegen den Hunger machen zu wollen, Ehre zu machen scheint; endlich der

sonderbare Ausgang der Geschichte mit der Tennenerscheinung des Engels: man weiß, wie alle diese und jeder kleinere Umstand von Bayle, Morgan, Voltaire und zwanzig Ehrenmännern mehr gelästert und verspottet worden. Und wenn nun ein Voltaire die Freiheit hat, ein Trauerspiel Saul zu fabriciren, was auch kein Trauerspiel, sondern ein Lach- und Lästerding sein soll, en bonne compagnie zu beherzigen: warum sollt's nichts Klopstocken erlaubt sein, ebenfalls eine Geschichte zu dramatisiren, damit er sie in ihrem rechten Lichte zeige und also blos durch die simple ganze Vorstellung rette?

Was solche simple, ganze Vorstellung zu diesem Zweck für Wirkung haben könne, ist keines Erweises bedürftig. Wozu eine philologische, historische oder philosophische Abhandlung erst langsam und dann doch schwach und kalt kommt, dahin reißt hier der Dichter auf einmal. Er untersucht nicht erst langweilig und schreckt vielleicht schon durch die vertheidigende Advocatenmiene ab: er hat untersucht, Alles untersucht, das Ganze gefühlt, selbst lebhaft gesehen und — stellt's vor. Du hast nur zu sehen, und Deine Zweifel schwinden. Wir brauchen, wie gesagt, nicht darüber zu predigen, was eine solche lebendige Vorstellung aller und auch insonderheit der biblischen Geschichte, zumal bei Kindern, dem ersten, frühen Eindruck nach für Wirkung aufs ganze Leben haben müsse. Da komme nachher ein Schwätzer und raisonnire, was er wolle: ich höre ihn nicht; ich habe die Sache besser gesehen, erfahren!

Nur eben daher ergiebt sich's auch, welche ausnehmende Sorgfalt, Treue und Aufopferung der Dichter beweisen müsse, der im Mindesten diesen Endzweck zu erreichen hofft. Ja nichts willkürlich gedichtet und verändert! ja die einzige, beste, wahre, gleichsam nothdringende Vorstellung gewählt! Alle seine Dichtungsgabe nur da unterschoben, wo eben die Geschichte Lücken läßt und ihr das nackte Datum in die Hand giebt, nach ihrem Sinn zu bekleiden! in diesen Sinn so einig und mit aller Zurücklassung sein Selbst hineingedrungen, daß der Dichter eigentlich nichts als Diener oder belebender Magus, Auferwecker der Geschichte werde — oder mit jedem dieser Fordernisse — verfehlt — ginge auch zugleich historische, biblische, wahre Täuschung und also Zweck des Werks verloren.

Ob der große Dichter Klopstock mit seinem Feuersinn und noch mehr mit seinem eignen gleichsam schwach empfind-

lichen Herzen dieser treue Diener einer Geschichte — einer so alten, von unsrer Seh- und Empfindungsart abliegenden Geschichte — und dann am Meisten mehr als einer und so verschiedner Geschichten sein könne und geworden sei, wo vielleicht jede ihren Mann fordert — entscheiden wir nicht und können's nicht entscheiden, weil wir ja selbst nur einen Gesichtspunkt und also nur eine Meinung haben. Uns dünkt (die Römer brauchten das Wir ursprünglich nur aus Bescheidenheit, und Egoismus zu vermeiden), daß schwerlich bei einer Person, Situation und Sachansicht dem Leser Klopstock entgehen werde. Alles nicht blos ganz religiös und theurgisch behandelt (dazu verband nach solchem Plan das Factum der Geschichte), sondern auch Alles in den milden, zerschmolznen Ton gegossen, auch wo Verschiedenheit der Charaktere sein soll, die Charaktere alle so milchgebildet und gleichsam in die Kniee sinkend, wo That sein soll, z. B. im Charakter Joab's lieber so sehr Wort- als Thathärte u. s. w. — daß das ganze Stück zwar für ein liebes, theures Familien- und Cabinetstück der Klopstockischen Muse, aber kaum in Allem für eine treue Ausmalung einer alten ebräischen Begebenheit, die überall Geist und Zeit hauche, sein dürfte. Am Besten, wir geben Proben. Den Grund der ganzen tragischen Begebenheit nimmt Herr Klopstock nach der gewöhnlichen Worterklärung: David habe das Volk aus geheimem Stolz und Mißtrauen auf Gott zählen lassen, und stellt dabei eben das jüdische Volk auf die einige außerordentliche Höhe der Welt, daß in ihm allein Gott auch kleine Sünden so geahndet, in ihm allein immer so schnell Gutes und Segen, Schuld und Strafe habe folgen lassen. Der Anblick ist groß und nach der Geschichte der heiligen Bücher nicht Dichtung. Aber wie? wenn nun nach der nähern Auslegung das Zählen David's nicht sowol eigentlich die Zahl des Volks als das Aufzählen Aller über zwanzig Jahr und also zu Kriegsdiensten bedeutet; wenn allein daher das Widerrathen Joab's, sein Säumen in den Provinzen, das allgemeine Mißvergnügen u. s. w. erklärt werden kann; wenn dieser Schritt einem glücklichen, ehrbegierigen und der Ruhe satten Könige in den Jahren der letzten männlichen Unruh so natürlich ist? — kurz, es ist Factum der Geschichte — und in Klopstock's Bearbeitung, wie groß und vielerfüllend hätte das Factum werden können! Hiemit wird Alles voll Sinn, voll Absicht, voll Unruhe, voll Mißvergnügen,

voll Handlung. Nun wird der Kopf des Königs voll Anschläge, Joab's voll Politik, des Volks voll Unzufriedenheit. Nun weiß man, warum er säumt, das Land murrt, Gott zürnt. Alles würde voll und rege, da es jetzt uns in den ersten Auftritten ganz leer scheint und sich Alles um eine metaphysische, psychologische Sünde des Königs umherdreht.

Daß hiedurch nun mit einmal eine gute Menge Predigens, Betens und Moralisirens über das allgemeine Ding „Gut und Böse" erspart wäre, braucht kaum angeführt zu werden. Alle die Herren Chimeam und Mephiboseth, Joab und David selbst wüßten, worüber sie zu sprechen hätten, und dürften also nicht über ein Nichts, eine Aufwallung, einen Gedankenaufstoß sprechen, wo David selbst nicht weiß, was oder warum er das gewollt, Joab selbst nicht weiß, was oder warum er säume, David selbst nicht weiß, was oder warum er abbreche u. s. w. So schön und lehrreich es ist, wenn eine feine Spitze des menschlichen Herzens Achse einer Weltbegebenheit wird, so muß doch auch diese Spitze in viele Räder greifen und gewissermaßen sichtbar mit dem ganzen menschlichen Herzen zusammenhängen, oder das Interesse wird schwach und die Muskel, die Alles bewegt, kränklich und eine moralische Faser. .Wenigstens dünkt uns, aus einzelnen Gesinnungen, die Herr Klopstock Personen in den Mund legt, erhelle es gnugsam, daß er mehr als Jemand das allgemeine Gerede über ganzen Charakter, Thatanschlag u. s. w. als einen Worttand wegwerfe, in den hier doch die Theilnehmer der beiden ersten Aufzüge fast nothwendig fallen mußten. Joab und David leiden dabei am Meisten, wo der Letzte, der große König der biblischen Geschichte, fast nichts als Bußpsalmen betet.

Nochmals gesagt, es sei ferne, daß wir hier über ein kritisches Musenzubehör schwatzen wollten: wir reden über das Factum der Bibel, das wir gerne, wie es in seiner Fülle ist, uns vorgestellt sähen; denn mit Eins, sieht der Leser, fallen hiemit die meisten Zweifel und Spöttereien der Gegner selbst weg. Die Geschichte steht in der Bibel eben hinter allen Siegen David's und sollte nichts als militarischer Aufbot zu noch größerm Blutvergießen werden: um diese Angel dreht sich Alles.

Die Anzahl der Gezählten läßt Herr Klopstock, ohne über die Größe der Zahl zu erschrecken, ablesen und hat sich

selbst vielleicht zu viele Mühe gegeben, die runde gerade Zahl jedes Stammes ins Silbenmaß zu bringen.

Die Art, wie Gott den Prophetengeist erweckt, oder vielmehr Alle zum Voraus zubereitet, ist ganz im Geist des Heiligthums und Klopstock's würdig. Wie David zuerst ein innerer Herzensstoß anwandelt, daß er selbst die Zählung nicht aushören kann, wie Zadok kommt und Gad von fern ankündigt, Alle etwas schauderhaft erwarten, David am Meisten! und — nun kommt das traurige Orakel in alle seiner Majestät, Einfalt und Demuth und Würde des Bringenden! Die Person des Letzten, des Tiresias oder Kalchas dieser Geschichte, ist außerordentlich simpel, groß und unterhaltend bis ans Ende, da David die Stimme Gottes noch aus dem Volke hervorruft. Auch ist's gewiß ein feierlicher Augenblick, da Gad niederkniet und dem Allgegenwärtigen des Wählenden Antwort überbringt.

Ueber die Scene, da David wählt, hat Klopstock, scheint's, mit vieler Sorgfalt gearbeitet. Er läßt Joab selbst gegen die Kriegswahl sprechen, Mephiboseth darein reden u. s. w., bis Nathan die Wahl lenkt. Uns dünkt, die Einfalt der Bibel, „lieber in die Hand Gottes als in die Hand der Menschen", sollte auch hier einfältige Hauptbewegursache geworden sein; denn der Schimpf des Krieges, von Menschen und überwundnen Nachbarn nun im Alter selbst überwunden zu werden, mußte ja einem langen Ueberwinder unleidlich sein, und den vorigen Kriegesanschlag der Zählung dazu genommen, siebenfach unleidlich. Vielleicht hätte also der niedergedrückte König hier gleich von diesem Gefühl des Schimpfs und der Angst in die Hand Gottes fallen können — einfältig, gedrungen und rührend; und es scheint, hier habe der Dichter seinen Helden zu sorgfältig gegen eine Voltairische Spötterei rechtfertigen wollen, die hier in der Hitze der Angst und Noth Keinem beifallen müssen.

Die schnellen Boten der Pest sind mit äußerstem Fleiße wahrscheinlich gemacht, und die mancherlei Nachrichten der Pest kann sich der Leser in Klopstock's Einbildung und seinem Herzen voll Empfindung gedenken. Auch die Steigerung derselben, bis die schwarze Wolke über Jerusalem zeucht und endlich gar der alte ehrliche Husai, verpestet, in David's Armen stirbt, ist ganz Klopstock's. Die rufenden unsichtbaren Stimmen von beiden Seiten sind beim Lesen ein schauderhafter Augenblick, schauderhafter

vielleicht, als es auch hier die beiden sprechenden Satane, die in diesem Stück nun fast gar nichts zu thun haben, werden können. Der Engel über der Tenne und David's Gebet an ihn sind außerordentlich glücklich eingeflochten und überhaupt der epische Theil des Stücks ganz in Klopstock's Manier: einfach, rührend und erhaben. An die Diction denken wir gar nicht; denn die ist bei Klopstock nie einmal noch anzupreisen: glänzend, einfältig und sich gleichsam erschaffen.

Nur die weiche, zerflossne Sprache der Empfindung fordert vielleicht am Meisten die Tugend, die jene Griechen philippisiren[1]) nannten und wir klopstockisiren heißen möchten. Der Knabe Salomo mit seinem Hofmeister Nathan würde von dieser Tugend am Meisten vielleicht genießen; denn so groß allerdings die Situation ist, daß er früh lerne leiden und Gott gehorchen und sehen, was ein König für sein ganzes Volk ist, so hätte er doch an ihr vielleicht mit mehr Kürze, Drang und Bestimmtheit Theil nehmen können, statt daß er jetzt gleichsam nur immer in die Quer' kommt, hinein will und heraus muß und nicht aushalten kann und jammert. Indeß ist Klopstock's väterliches Herz auch hier so sichtbar als überhaupt in Bearbeitung des Hauptgedankens: „Könige sind Väter der Nation in Allem, was sie thun und leider auch sündigen. Die Schafe müssen mit dem Hirten leiden": welche Fülle von Begebenheiten liegt in dem Gedanken! Und der Gedanke, nach Fülle der biblischen Begebenheit verhandelt, „aufwachender Eroberungsgeist in einem Könige, unter dem das Land seufzt, ist Zorn Gottes wider Israel, Aufstehen des Satans gegen Israel; da erscheint bald ein Seher Gad mit seinem schrecklichen dreifachen Entweder — oder", bald darauf der Rachengel in den Wolken. Wir wüßten fast keine schaudervollere Begebenheit, die Bild eines Schicksals sein könnte, dessen einzelne Laute leider fast alle Jahrhunderte predigen. O, wenn diese volle Quelle erschöpft wäre! Was Oedipus dort für sein trauriges Thebe durch den Eigensinn eines Götterorakels war, das würde hier David durch das volle Bewußtsein seiner Schuld unter dem Schwerte des Engels. Zu welchem Grad könnte nicht da das Mitleiden mit Israel, mit David, mit jedem Könige, der Mensch ist, mit jedem Volk, das unter einem Menschen steht, gebracht werden! Und

1) Φιλιππίζειν, φιλιππισμός. — D.

in welcher Würde erschiene die Nachmajestät Gottes, die nicht aus Eigensinn Menschen zum Spiel des Jammers macht, sondern mehr schreckt als straft! „Da reuete es dem Herrn über dem Uebel und sprach zum Engel, zum Verderber: Es ist genug! laß Deine Hand ab!" Auch in Klopstock's Trauerspiel ist diese Reue Gottes von großem, so unerwartetem als freudevollem Effect, und es ist schön, daß eben ein Punkt der lachendsten Spötterei sich hier blos durch die ganze Vorstellung so rührend und tragisch groß endigt.

Lucian's Schriften, aus dem Griechischen übersetzt. Erster und zweiter Theil. Zürich bei Orell 1769. Dritter und vierter Theil. Zürich 1772, in gr. 8.[1])

Wie rühmlich, daß Herr Waser, selbst ein so satirisches Genie, wie z. B. seine moralischen Urtheile und die wenigen Briefe, die die Langische Sammlung verschönern, zeigen, daß er uns auch mit den satirischen Genien anderer Nationen bekannt zu machen fortfährt! Nichts entwischt vielleicht dem Auge des Uebersetzers mehr als Züge der Satire in einer fremden Sprache, die fein sein mußten, damit sie schön sein konnten; in der Uebersetzung fordern diese fast eben den Witz, die schnelle Empfindung, die leichte Meisterhand. Herr Waser, der ältere Uebersetzer Swift's, hat sich neulich Butler's Dolmetscher zu sein getraut, man weiß, mit welchem Glück! wenigstens mit welchem Fleiße! jetzt ist er Uebersetzer des griechischen Lachers geworden, und seine Uebersetzung ist mit der alten, steifen Gottschedischen wenigstens gar nicht zu vergleichen. Sie ist freilich noch immer schweizerisch, etwas hart und könnte hie und da angemessener werden; aber sie verwandelt doch einmal Lucian's lachende Miene nicht in ein aufgerissenes Fratzengesicht, man kann vielmehr auch im Deutschen den angenehmen Lacher wenigstens als Gesellschafter mit Scherz und Ernst und Sinne genießen, und das ist schon immer so viel! Wir getrauen uns, diese Uebersetzung mindestens der französischen vorzuziehen, und jene, wie häufig wird sie nicht gelesen! Wer wird nicht gerne Lucian kennen wollen?

---

1) Band XXI, 1. Stück, S. 247 f. — D.

Allgemeine Theorie der schönen Künste, in einzeln, nach alphabetischer Ordnung der Kunstwörter auf einander folgenden Artikeln abgehandelt von Johann Georg Sulzer. Erster Theil von A bis J. Leipzig bei Weidemann's Erben und Reich 1771. 3 Alph. 3 Bogen in gr. 4. — Ebendasselbe, Erster Theil in zwei Bänden. Ebendaselbst 1773 in gr. 8. 2 Alph. 3 Bogen.[1])

Da der Namen des Verfassers, der längst bekannt gemachte und beliebte Plan des Werks und die zum Theil in der Akademie gelieferten einzelnen Proben uns alles unbestimmten lauten Zeitungslobes überheben, so können wir die Hochachtung, die wir vor diesem großen Unternehmen haben, allein auf eine thätliche Weise, durch die größere Aufmerksamkeit beweisen, die wir auf die Ausführung des Unternehmens wenden.

Der philosophisch-Platonische Geist des Verfassers, den man, wenn auch nur aus seiner Theorie der Empfin-

---

1) Band XXII, 1. Stück, S. 5 ff. Die Herder'sche Anzeige bildet den mit A bezeichneten Anfang. Voran geht folgende Einleitung: „In diesem wichtigen Werke wird von den Grundsätzen aller schönen Künste und aller schönen Wissenschaften gehandelt. Es konnte daher nicht wohl von einem einzelnen Recensenten ganz beurtheilet werden, sondern es war nöthig, daß man über die jede Kunst betreffenden Artikel von einem Kenner dieser Kunst Beiträge forderte. Wir haben sie auch erhalten. Es wäre vielleicht nicht möglich gewesen, diese verschiedenen Aufsätze in eine einzige Recension zu bringen, weil natürlicherweise ein jeder Verfasser das Werk aus einem ganz andern Gesichtspunkte hatte ansehen müssen. Man wird sie also so, wie sie geschrieben sind, abdrucken lassen. Es schadet nichts, daß sie keinen Zusammenhang mit einander haben. Jede für sich ist ein Bedenken eines aufmerksamen Lesers und eines Kenners über einen Theil dieses Werks, und dies, und mehr nicht, soll eigentlich eine jede Recension überhaupt sein.

„Itzt werden hier a) Anmerkungen über die die Wissenschaft des Schönen überhaupt betreffenden Artikel, b) Anmerkungen über die architektonischen Artikel mitgetheilt. Künftig sollen auch Anmerkungen über die malerischen und über die musicalischen Artikel nachfolgen." — D.

dungen, in solchem Maße kennt, belebt auch hier die schönsten Artikel. Ein anschauender Blick in die Seele des Menschen, die glückliche Gabe, Alles so viel möglich ins Zauberfeld der Psychologie zu spielen und auch da zum Theil Begeisterung reden zu lassen, wo sonst der todte Metaphysiker nur zirkelt, nur abstrahirt; die an sich vortreffliche Bestrebung, keine Kraft der menschlichen Seele gern allein betrachten zu wollen, sondern Wahrheit und Schöne, Schöne und Tugend zu gatten und Alles als Eins, als verschiednes Phänomen eines Wesens zu betrachten; nach Allem die ausgebreiteten Kenntnisse des Verfassers in einigen Künsten, zumal (wenn der unschuldige Ausdruck erlaubt ist) in den Schulwissenschaften; sein guter Geschmack in der Dichtkunst; sein nie übereilter, sehr treuer und hin und wieder ungemein belebter Stil — — — werden dies Wörterbuch immer nicht blos zu einem der besten unsrer Nation, sondern zu einem classischen Werke des Jahrhunderts machen, das Künstlern, Liebhabern und der Jugend sehr nützlich sein muß. Unsere drei berühmtesten Nachbarn haben, von der philosophischen Seite betrachtet, so ein Werk zuverlässig nicht und werden es auch nach der Lage der Philosophie, zumal in einigen Bänden, nicht so leicht bekommen. In Deutschland wäre das Werk noch vor dreißig Jahren ein rechtes Wunder gewesen, und Jeder hätte geschrieen theils: „So viel Philosophie auf solch Zeug, als schöne Künste sind, verwandt!" theils: „So tiefe Philosophie in so schönem Vortrage!" und endlich vielleicht die Wenigsten: „So viel und tiefe Philosophie mit so viel andern Kenntnissen vergesellschaftet!" Im neuesten Lustrum von Deutschland ist das nun freilich etwas Anders. In den schönen Künsten sind neuerlich so viel Hans Nords gewesen, die alle in die Bouteille kriechen wollten [1]) und nun das schöne Publicum auf Alles, was auch nur von fern solch ein Anschlagzettel scheint, mißtrauisch gemacht haben. Der Geschmack an der Philosophie, dem speculativen Theil nach, ist seit einigen Jahren, wir wollen nicht untersuchen, mit welchem Vortheil oder Nachtheil des Ganzen, so gefallen. Die Gesellung der Philosophie mit dem guten Geschmacke ist, seitdem einige beliebte kritische Werke theils in unserm Vaterlande erschienen, theils aus dem Englischen übersetzt sind, auch nicht mehr solch

1) Vgl. Gellert's Fabeln und Erzählungen, III. 3 (Hempel's Gellert-Ausg., Th. I. S. 115). — D.

ein Wunder; und endlich, da nach einigen neuern Beispielen und nach der Sache selbst auch insonderheit etwas tiefere Literatur zur Philosophie der schönen Künste gehört oder gehören soll, so können wir, dies Alles zusammengenommen, uns wol die kalte, gähnende Miene erklären, die einige Blätterschreiber bei Aufnahme dieser Theorie gemacht. Es bleibt aber auch ebenso gewiß, daß man ein solches sehr wichtiges Werk nicht nach dem Geschmacke eines Lustrums oder einer Olympiade, sondern nach dem ganzen Zwecke des Verfassers, Zustande der Nation und Bedürfnissen oder Nutzbarkeiten aller Theile des Inhalts schätzen müsse; sonst übernähme wol Keiner eine undankbarere Arbeit als der Werkmeister eines Wörterbuchs solcher Art.

Um diesen Gesichtspunkt recht zu treffen, werden zum Voraus einige Anmerkungen über das Ganze nöthig sein, die uns nachher die Beleuchtung einzelner Artikel sehr verkürzen. Soll's, wie uns dünkt, Hauptplan des Verfassers sein, die Philosophie des Schönen in Künsten und Wissenschaften zu entwickeln, so wissen wir nicht, ob:

Erstens so manche Artikel in dies Wörterbuch gehören dürften, die blos mechanisch oder grammatisch sind, und bei denen also weder der Verfasser Philosophie des Schönen angebracht, noch Jemand wird anbringen können. Sehr gerne zugestanden, daß in den Wörterbüchern einzelner Künste diese Wörter nicht blos zuläßlich, sondern auch nothwendig sind: aber hier in dieser allgemeinen Theorie aller Künste konnte da der Verfasser ein einiges von der Art vollständig erklären? wird also der Lehrling, der es hier aufschlüge, im Mindesten Gnüge finden? und wenn er die nicht findet, verdirbt er sich nicht mit dem Allgemeinen, was nothwendig nur unvollständig und von der Oberfläche her sein muß, und bei dem doch der Wäscher in Gesellschaften ein Ganzes zu haben glaubt? Die meisten Klagen über das Schädliche der Wörterbücher rühren davon her, daß man in sie bringt, was nicht hingehört, oder was vollständiger anderswohin gehörte.

Nicht blos, daß der Verfasser sich dadurch viel Raum zu bessern, zu seinen Artikeln erspart hätte, in denen er Herr ist: er hätte dem Buche auch bei Künstlern eine gewisse Würde gegeben, die es jetzt kaum haben wird. Was sie darin gefunden hätten, wäre für sie Lehre gewesen, und nichts Anders hätten sie darin gefunden.

Grammatische Artikel überdem, das ist, die blos also behandelt sind, wer wird die hier aufschlagen? und wenn man sie hier aufschlägt, wer wird nicht sagen: „Mein Detailwörterbuch dieser Kunst, dieser Wissenschaft ist besser" — oder: „Wenn ich kein besseres weiß, so weiß ich wenigstens, daß dies sofern nicht viel hilft".

Allerdings, daß die abstractesten Artikel aller Künste auf lauter Detail der Sprache oder des Werks beruhen, folglich auch diese Basis sein mußten: aber Basis oft dem bloßen gemeinen Sprachgebrauche nach, oder, wo Kunstwörter zu erklären waren, hätte der Philosoph eben philosophische Zusammenordnung zeigen müssen, daß er jedem Artikel rechtes Maß, Stellung und Zweck gab, die wir bei den meisten dieser Art fast ganz verfehlt sehen. Nirgend sollte der eigentliche Künstler oder Werkmeister reden wollen; denn der redet durch den Philosophen mißlich und unvollständig; Künstler und Werkmeister würde nur Wegweiser für den Philosophen, ihm Zubehör in die Hand zu liefern — nichts weiter.

Wir bescheiden uns gern, daß bei zerschnittnen Artikeln und Papieren eines Wörterbuchs der Fehler unvermeidlich war; er bleibt aber deswegen, dünkt uns, doch Fehler, der den ganzen Plan wankend macht, und der Verfasser wird, wenn er sein großes Werk ganz geliefert hat und es nachher mit ruhigem Blicke durchgeht, das Ganze in allen Theilen sucht und alle Theile zum Ganzen fügt, dies Unzusammenhängende, Maßlose und Unbehörige besser als ein Leser fühlen, so wie es auch vielleicht die Künstler jeder Kunst zu verstehen geben werden.

Zweitens. Es ist schlechthin unmöglich, daß eine philosophische Theorie des Schönen in allen Künsten und Wissenschaften sein kann ohne Geschichte. Nicht blos daß viele Artikel, die concrete Eigenschaften und Arten des Schönen betreffen, ganz allein auf Geschichte beruhen, daher entstanden sind, sich mit Zeit und Umständen abgeändert u. s. w., wo man also ohne Geschichte immer Wortschlaube ohne Kern hat: sondern alle Artikel eines Hauptworts, eines ganzen Genus, selbst ihr Theorienbegriff bleibt ohne Geschichte immer schwankend. Warum? Nirgend oder selten sind hier durch sich bestimmte oder gar willkürlich gegebene Ideen, wie in Mathematik oder der allgemeinsten Metaphysik, sondern aus vielerlei Concretis erwachsene, in vielen Gattungen und Erscheinungen vorkommende Begriffe, in denen also γένεσις Alles ist. Man

denke doch, was über abenteuerlich, antik, alt, Drama, Komödie, Bildhauerkunst, Dichtkunst, classisch und zehn Artikel mehr ohne vollständige Geschichte vollständig theorisirt werden könne! Und daß die einzelnen historischen Artikel, Namen, Werke u. dergl. keinen Anblick aufs Ganze zulassen, wenn die Geschichte nicht erschöpft ist, braucht kein Wort Erweises. Von dieser Seite dürfte also das Werk noch sehr wesentliche Mängel haben, die allein die Zeit und die Beihilfe Vieler allmählich ersetzen kann. Hätten wir schon die philosophische Geschichte jeder Kunst, jeder Wissenschaft, jedes Hauptwerks und Hauptbegriffs in jedweder derselben geliefert, so wäre leichte Nacharbeit gewesen: wo haben wir die aber schon?

Indessen ist nicht zu leugnen, daß wir von dieser Seite im Fache der Literatur und Geschichte Manches schon haben dürften, was der Verfasser nicht gebraucht oder übersehen hat. Ohne es ihm im Mindesten zur Sünde zu machen, daß er lieber selbst gedacht als blos gelesen: da doch aber ein gewisses Denken so sehr auf vollständigerm Lesen, mehr historischem Detail u. s. w. beruht; da die Vorarbeiten Anderer uns hier so sehr helfen können und müssen; da keine Kenntnisse in der Welt dem Wörterbuchlehrlinge angenehmer und nützlicher sind als die historischen, und endlich, da wir doch auch nicht umsonst im achtzehnten Jahrhunderte leben: so sieht man, warum Demokrit sich nur im höchsten Alter die Augen ausstechen muß, um selbst und allein zu denken, nachdem er viel gesehen, gehört, gelesen.

Drittens. Da des allgemeinen Lehrens kein Ende ist und viel Predigen den Leib müde macht, so wird, bei einem Wörterbuche zumal, der kürzere Weg begreiflich: nicht sowol selbst viel denken als viel denken machen, viel zu denken geben. Es ist bekannt, wie sich die menschliche Selbstklugheit gegen alle Information als solche sträube, und wie sich der bessere Unterricht einschmeichle, wo thätlich gelehrt wird, viel gezeigt, Data und Materialien vorgelegt, sie so gestellt und geordnet, daß der Strahl allgemeinen Raisonnements von selbst in die Augen springt, die Artikel gut gebunden, untergeordnet, den Hauptartikel mit allen Richtungen aufs Besondere ausgeführt und als einen zehnarmigen Wegweiser dahin gestellt; insonderheit ja die allgemeinen Urtheile verhütet, bei denen kein Mensch etwas denkt und der Lehrer doch so viel zu denken

scheint, z. B.: „Hiezu gehört ein großer Meister! Dazu gehören so viel Talente! Hiezu gehört wirklich Genie" u. dergl. — denn wozu gehörte nicht ein Meister? und Talente? Uebung? Fleiß? Genie? und wer kann sich nun nach solchen allgemeinen Worten beurtheilen, nutzen oder richten? Immer lieber Detail! Detail! Alles unbestimmt Allgemeine hinweg, was kein Mensch beim Wörterbuche aufschlagen will! Hat's der Verfasser nicht gefühlt, daß, wenn ihm diese Art der Einkleidung einen wesentlichen Nutzen liefre, so sei's, daß sie ihn aller trocknen allgemeinen Ein- und Uebergänge, die bei Vorlesungen, Abhandlungen fast unvermeidlich sind, überhebe? Es giebt hier gleichsam nirgends Cerimoniensaal; man ist in jedem einzelnen kleinen Artikel im Cabinet, wo man auch also gleich gerade heraus zu sagen hat, was hieher gehört.

Bei vielen Artikeln (wir können's nicht leugnen) ist uns Aristoteles oder Quintilian eingefallen. Jener, wie voll Materialien, wie sehr immer in Detail! und doch wie hoch im Allgemeinen! wie sehr Philosoph! Dieser (wir nehmen ihn zum Muster der eigentlichen Lehrartikel), wie kurz! bestimmt! drückt tief ein, lehrt nicht, sondern bildet! Ohne Zweifel hätte es zum Letzten auch gehört, Bücher anzuführen. Einmal ist doch gewiß, dies nutzbare Buch kann nicht (wie das die Franzosen von ihrer Encyklopädie aller Weltwissenschaft wähnen) instar omnis sein. Und nun überlassen wir's dem Verfasser, wie angenehm, nützlich und bei dieser Art Wörterbuch es fast unentbehrlich für den Liebhaber gewesen wäre, in einzelnen Artikeln, wo er am Meisten Rath, Unterricht, Wissenschaft braucht, nur mit zwei Worten den Hauptautor oder die Hauptautoren anzuführen, die hier lehren, und wie weit sie lehren; etwa mit einem Worte, wie sie anzugreifen, wie sie zu lesen sind. Das hieße fürwahr nicht, sich selbst etwas vergeben, so wenig man sich ja auch über alle die Hauptautoren hinwegsetzte, wenn man etwa ihren Platz bestimmte. Es hieße aber, einen eigentlichen Wegweiser errichten, der doch auch ein Wörterbuch immer mehr als ein Lehrbuch sein muß. Es hieße, Akademie der schönen Künste und Wissenschaften errichten, zu welcher und aus welcher alle Fußstapfen der Hauptautoren hinweisen. Es hieße, dem Lehrlinge und jeder Kunst dienen, zwar nicht eigentlich Baco jeder Wissenschaft sein, welches hier aber auch theils nicht hauptnöthig ist, theils auch nicht gelingt. Der Verfasser hat hier und da Bücher angeführt, aber sie

thun kaum dem Lehrlinge (geschweige dem Literator, für den zu arbeiten es aber auch nicht Zweck war) Gnüge, und oft dürfte man anmerken: „Wenn nicht mehr, warum diese?"

Viertens und endlich. Die Lieblingsidee des Verfassers, auf die sich der Recensent lange freute, „Genesis jedes Hauptbegriffs der Schönheit in jeder Kunst und Ueberleitung desselben mit genauer Grenzscheidung in fremdere Künste, zusammt den unendlichen Bemerkungen, die sich daher ergäben", ist verloren oder vom Recensenten unbemerkt aut aliquis latet error.[1]) Es steht zwar immer hinter dem Titelworte des Artikels die Kunst oder die Künste, wohin das Wort gehört, aber — doch ich zeichne blos einige einzelne Artikel aus, verspare das Uebrige, zumal den an sich vortrefflichen Zweck des Verfassers von der Sittlichkeit der schönen Künste, zu Ende des Werks und hebe jetzt blos Einiges aus über:

„Artikel der Wissenschaft des Schönen überhaupt", die Bemerkungen über einzelne Künste Andern überlassend.

Abenteuerlich] Der gegebene Begriff ist zu enge, auch der Geschichte zufolge in der Hauptrichtung schief. Das falsche Wunderbare hatte einmal etwas Aechtes, Wahres zum Grunde, wo das Ungeheure gewiß zureichenden Grund in der wirklichen Natur hatte und nichts weniger als Traum, ungereimt, grotesk oder chinesische Malerei war. Das hieß nun eben damals Abenteuer (aventura), ursprünglich blos das Wohlgelingen einer kühnen Unternehmung, dann insonderheit Ritterunternehmungen, Turniere, Kämpfe, und weil sich damals Galanterie so innig mit Ritterthaten paarte, galante Kämpfe, verliebte Unternehmungen, meist immer von gutem, unvermuthetem Ausgange. Das war einmal Hauptidee des Worts, das so mancherlei Schriften, Gedichte, Romane und Geschichten der mittlern Zeiten durchgeht und der Verfasser wenigstens unter dem Artikel Aventura hätte erkennen müssen, wenn er der Anrufung der schwäbischen Dichter etwas nachgespürt hätte. Der Begriff des Ungewöhnlichen kam natürlich hinzu, und aus dem Zusammenflusse des Wahren, Kühnen, Großen, Zarten und Ungewöhnlichen wurde poetischer Stoff. Was Herr Sulzer beschreibt, ist, dünkt mich, schon das spätere epische Gewand des Abenteuers,

1) Virg., Aen., II. 48. — D.

oder er vermischt es gar mit übertrieben — zwei Begriffe, die sich doch nicht erschöpfen. So wenig als abenteuerlich und traumhaft (wenn uns der Ausdruck erlaubt ist), abenteuerlich und grotesk, abenteuerlich und ungereimt — Alles noch verschieden. Wir wünschten wahrlich eine philosophische Geschichte des Abenteuers: welche Neigungen und Phantasien zu gewissen Zeiten dazu beigetragen; wodurch auf die Wege geleitet und so ausgebrochen; wie nach den Gesetzen der Einbildung und Umständen der Geschichte sich dergleichen Ideen, und so haben durch einander schlingen können, Liebe, Religion, Tugend, Keuschheit, Tapferkeit u. s. w., und wie nun durch die Völkermischung, Zeitenänderung sich auch das Maß dieser und jener geändert: durch welche Mittel Frankreich z. B. aus dem eigentlichen Geschmacke des Abenteuers herausgekommen, wo und aus welchen Gründen noch Reste in Europa sein könnten, auf welchen Wegen das Mythische in diesen Geist der Nationen gekommen, und was für Druck diese orientalisch-hispanisch-gothische Denkart unserm Europa gegeben. Zehn andere Betrachtungen mehr, zu denen in Hurd (On Chivalry), in Warton (On the Fairy-Queen), Curne de St. Palaye, in den spanischen und altfranzösischen Romanen, englischen Balladen, skandinavischen Sagas, deutschen Ritter-, Kreuz- und Heldengeschichten, italienischen Epopöisten und Novellen so unendlich viel Materialien liegen, von denen man hier aber nichts erwarten muß. Der Streich auf Wieland's Idris dürfte hier selbst etwas Aventure, nur nicht außerordentlich boni eventus sein, und statt des deutschen Trauerspieldichters, dem Herr Sulzer Abenteuerlichkeit in Empfindungen und Leidenschaften Schuld giebt, wüßten wir einen politischen Schauspiel- und biblischen Epopöendichter zu nennen, dessen Helden und Dramatum personae vielleicht nicht selten auch viel von dieser edeln Eigenschaft an sich haben dürften.[1]) Ob es auch ein Abenteuerliches in Form, Geschmack der Bildnerei u. s. w. geben könne, ob und wiefern der Begriff auch übergetragen werde, wie die Fehler dieser Denkart zu vermeiden und die Gattungen der Dichtart zu beurtheilen — von Alledem nichts.

1) Es ist von Wieland und Bodmer die Rede. — D.

Ablauf] Wäre er auch nicht in der Harmonie der Odenstrophe? So wie vorher

Abdruck] wie uns dünkt, Hauptwort ist, Anerkennung aus der menschlichen Seele, die simpelsten Züge der Haltung, der Form, der mancherlei Formen (die tropischen Ausdrücke von Abdruck der Seele u. s. w. zu geschweigen) — alle dies philosophisch zu erklären. Der Ausdruck liefe sonach in alle Künste.

Abschnitt] Das Beispiel aus Noah dünkt uns, wie mehrere, schwerfällig und übel gewählt. Die Erklärung aus der Musik erklärt nicht viel und die aus der Natur der Stimme wenigstens auch nichts vollständig. Und wenn's wäre, was hieße es, daß beim Scandiren der Abschnitt wegfalle, der beim Lesen zu hören ist? und ist Scandiren sprechender Gesang, und liegt im Gesange der Abschnitt, so muß er eben dann mehr zu hören sein, nicht minder. Offenbar ist der Ursprung des Abschnitts Halte der Kehle und, verfeint, der Harmonie und Symmetrie des Silbenbaues. Man sprach und sang anfangs zusammen; was also bei langen Versen natürlicher als Ruhepunkt, den kurze Verse nicht haben, die gothischen Silbenmaße mit Vorschlägen und Assonanzen nicht haben dürfen, den kleine Reime ersetzen und gleichsam fixiren? Der ganze Artikel bleibt etwas nach. Ueber den männlichen Abschnitt haben Andere tiefer geurtheilt. Den Ortwechsel des Hexameters haben unsre älteren Alexandrinischen Dichter, zumal Opitz und Fleming (Letzterer der sonorischste und im Wohlklange fast ekelste Dichter) auch gehabt, und vielleicht nicht unglücklich, da unsre einförmig cadenzirten Alexandriner nur zu oft eintönig werden. Abschnitt und Einschnitt haben nichts gemein. Abschnitt in der Musik sollte vorausgehen, weil aus der natürlichen Kunst die Erklärung simpler wird als aus der mit willkürlichen Zeichen u. s. w.

Aehnlichkeit] ein schöner, aber kaum vollendeter Artikel. Es ist nicht deutlich unterschieden, wiefern Aehnlichkeit wie im Naturbilde oder als im künstlichen Nachbilde gefalle; nicht deutlich, ob eine geschnitzte Eidechse durch Aehnlichkeit eben die Wirkung mache, die eine gemalte macht, und am Meisten, wo etwas mehr durch Aehnlichkeit mit ihm selbst als mit einem andern, durchs Sein, durchs Seelehaben als durchs todte Nachspiegeln vergnüge. Die Aehn-

lichkeit im Florentinischen Marmor ist Spiel der Liebhaberei, kein wahres Kunstvergnügen. Daß Wachsabguß nicht so gefällt als Porträt, der gleichsam zu großen Aehnlichkeit wegen, dürfte vielleicht nicht Stich halten; warum gefällt er denn auch minder als Marmorbild? und selbst Dem, der von der Mechanik der Kunst nichts wüßte? Es muß also eine andere Ursache sein, die aber aufzujagen hier nicht unsers Werks ist. Wenn Bild im Spiegel gleichsam malerisch könnte fixirt werden, so zweifeln wir nicht an der begeistertsten Hinzuwallung, die ja auch jetzt schon manche Narcissen fühlen mögen; sonst aber unterdrückt jetzt die Idee von Bespiegelung und also der häusliche, lebhaftere, nützendere Zweck, der auf die Vervollkommnung der lebendigen Figur geht, die todte Kunstansicht der Spiegelnatur, die sonst voll Licht und Leben ist, wie kaum der Maler ein Porträt wird herzaubern können. Auch ist der Rath des Verfassers: „Je entfernter das nachgeahmte Bild seiner Natur nach vom Urbilde ist, je lebhafter rührt die Aehnlichkeit", sehr behutsam anzuwenden, sonst macht sie erzwungene Nachahmungen, Zwitter und Ungeheuer von Künsten, da der Maler Wärme malen, der Tonkünstler vernehmliche Sprache nachahmen, das Kameel fliegen und das Pferd wandan klettern soll. So sehr sich der Verfasser bei diesem Kanon zu gefallen scheint, so mißlich scheint er, und selbst die Beispiele sagen nicht, was sie sollen. Daß die Flöte durch Aehnlichkeit wirklich vor Schmerzen stöhnt, kann uns nie rühren, so wenig als wenn Petrus' Hahn in der Musik kräht; dergleichen Parenthyrsus der Kunst wäre nur der kühnste Ausbruch des Genies im Moment der höchsten Illusion, und übrigens kalt betrachtet, nur für verwöhnte Empfindungen, denen das Ungewöhnliche, Schwere, Unähnlich-Aehnliche statt des Schönen sein müßte. Was von der Aehnlichkeit der Thiere in der Fabel gesagt wird, dünkt uns, gehört nicht dahin, wie das Meiste in diesem Artikel genauer unter andere Begriffe, Nachahmung, Nachbildung u. s. w., wäre zu bringen gewesen: so daß hier nur die Aehnlichkeit überhaupt, sofern sie der Seele gefällt und ihr Bild, Erinnerung oder Anlaß zur Vergleichung giebt, und dann „Aehnlichkeit im eigentlichen Porträt" hätte entwickelt werden dürfen, weil das Uebrige hier kaum Jemand suchen möchte.

Aeneïs] Uns dünkt, dem Verfasser gelinge es nicht in Artikeln dieser Art, uns wahre Idee und ganzes Bild solcher Productionen des menschlichen Genies, etwa wie Winckelmann einiger Kunstwerke, zu geben. Gehören alle Episoden eines Dichters, wie z. B. bei Ossian so viel kleine Geschichten, die zwischengeflochten werden, in den Hauptriß seines Plans, wie hier die Zerstörung Troja's? Ist das hier Angegebne eben das, wodurch sich die Aeneïde unter allen epischen Gedichten auszeichnet? Sind das die Ursachen, warum Virgil den Römern kein Homer war? Endlich, wenn von Bodmer ein kritisches Brieflein über die Aeneïde angeführt wird, was sollte und könnte da nicht angeführt werden?

Aeschylus] Gehört eben in die Classe. Ist's für dies Wörterbuch, Auszüge aus Scenen und blattfüllende Proben zu geben, die doch endlich nur ein paar Ausdrücke des Dichters, nicht einmal seine Diction, viel weniger seine Kunst und Charakter zeigen? Was der Verfasser bei Aeschylus blos anzustaunen scheint, „das Einfache seines Trauerspiels", das meistens nur dialogisch-dramatisches Bild ist, davon hätte eben sollen ausgegangen werden. Doch was wäre da zu sagen!

Aesop] eben dahin.

Aesthetik und ästhetisch] vortreffliche Artikel! In solchem Allgemeinen ist's, wo man Sulzer suchen muß. Eine kleine Nachlese bleibt doch dem dürftigen Sammler übrig. Sollte fürs wahre ästhetische Schöne im Ganzen nicht Plato bereits vor Aristoteles gewesen sein, den Dieser in solchem Felde nie erreicht hat, auch nicht hat erreichen wollen? Sind Aristoteles, Du Bos, Baumgarten die drei Hauptmänner der Aesthetik auch blos nach dem populären Maße von Bekanntheit und allgemeinem Verdienst? und wären für Deutschland nicht immer noch Batteux und ein neuerer Philosoph, der eigentlich diese Wissenschaft ins Gerade gebracht[1]) (wenn wir in wahren Plan gebracht nicht sagen dürfen), allgemein aber, Shaftesbury, Burke, Home, die Detailschriftsteller ungerechnet, auch die manchen Andern über das Schöne ungerechnet, auf die Rolle zu

1) Kant's „Betrachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764). — D.

bringen gewesen? Auch zweifeln wir an der Sicherheit der gegebenen Wegscheiden in die einzelnen Artikel. Wer hat die Natur der menschlichen Seele und in ihr den Grund aller angenehmen und unangenehmen Empfindungen erkannt, um also herab- und vollständig herabschichten zu können? Es würde also immer Gefahr sein, den Ursprung aller etwa aus einer Formel, aus einem vielfassenden Worte herzuleiten. Ofte meistens nur Worte. Ganz anders, wenn die verschiedenen Haupterscheinungen, Gattungen und Gestalten des Schönen gesammelt, studirt, in ihren Wirkungen classificirt, alsdann erst auf Grundsätze gebracht, diese unter sich geordnet werden u. s. w., daß also das Letzte des Autors das Erste und sein Erstes das Letzte würde. Wir sind so kühn, diese Methode ohne allen Erweis anzunehmen, da das Schädliche der Methode des Gegentheils zu allgemein erkannt, zu sehr erwiesen ist, durch Logik, Moral, Baumgarten'sche Schulästhetik, und wir dürfen auch sagen, hie und da durch dies vortreffliche Wörterbuch. Wie vortrefflicher und vielfach anders, wenn der Verfasser nur immer im Einzelnen gewandelt, davon ausgegangen, darauf zurückgekommen wäre! wie reicher an Materialien, anschaulicher, nutzbarer, sicherer, bildender! Eine Physik des Schönen so groß wie die Welt! und so reich und so abwechselnd! da immer Wissenschaften, die aus einem Grundsatze, d. i. aus einem Worte aus der Luft herabwachsen, bei etwas Sonnenhitze verdorren. Was Herr Sulzer unter ästhetisch vom ästhetischen Stoffe, daß Gedanken mehr veranlaßt als aufgedrungen werden müßten, über die Gegenstände des Künstlers, ihren Werth und dergleichen sagt, sind lauter Fundgruben, an die oft schon angeschlagen ist; noch nie aber hat sie Einer vielleicht ganz eröffnet. Wir warten auf die beregten Artikel also mit Freude.

Allegorie] Wieder ein Artikel, der am Werthe fast ein Werk ist. Ich glaub', es war Cicero, der einmal schrieb, daß sein Brief aus Mangel der Zeit so lang wäre: und dürfte auch hier nicht Manches kürzer werden, wenn es vollendeter würde? Ist die Geschichte der Allegorie, als Nothdurft, als Sprache, tief aus der menschlichen Seele, aus ihrem Ursprunge im Alterthume, aus den Perioden ihrer Abkürzung oder Verwandlung hervorgeholt? Und so mußten auch die

Regeln ihres Gebrauchs, die Bemerkungen über ihre Zwecke, am Meisten die kritischen Gebote, von dem nicht zu Aehnlichen, zu Langen und wiederum Unausgeführten u. s. w. unvollständig werden. Warburton (über die Hieroglyphen), die manchen Schriftsteller über Orpheus, Pythagoras, Plato und ihre neueren Schulen, über Homer, Aeschylus und die älteste Mythologie, über das Allegorische der Morgenländer, Nordländer u. s. w. haben hier eine Menge tieferer Bemerkungen geliefert, die alle aber noch von einem philosophischen Kopfe zu schichten, zu berichtigen und zu nutzen wären. Zudem sind hier Allegorie und Mythologie und ihr Gebrauch in so verschiednen, vielartigen Künsten lange nicht gnug unterschieden, was in allen Dichtung und Natur, Gestalt und Kraft ist, nicht gesondert, selbst die allegorischen Wesen allein in der Dichtkunst, nach so verschiednen Gattungen derselben, Epopöe, Drama, Ode u. s. w., nicht gesondert, noch weniger etwas über die verschiednen Zeitläufte und Alter des menschlichen Geistes und der Gesellschaft versucht, in denen sich doch Gebrauch, Kraft, Zweck, Regel des Alten ändert. Eben dieser Ocean zum Theil noch ganz ununtersuchter Gegenstände zeigt, wie sehr es zu entschuldigen sei, daß der Autor ihn nicht ganz beschifft; aber doch dürfte theils in den oben benannten Gattungen von Schriften theils in Shaftesbury, Spence, Caylus und neuern deutschen Schriften wol so Manches dieses Inhalts in Streit gerathen, erörtert oder wenigstens zur Erörterung aufgegeben sein; und natürlich, daß man sogar bei einem Sulzer nicht völlig leer auszugehen erwartete. Vielleicht holt der Verfasser Manches unter Mythologie, Personendichtung und dergleichen nach. Der Gebrauch der Naturgeschichte, der hier den Dichtern mit so vielem Rechte empfohlen wird, litte selbst noch Erörterung: wiefern der Dichter theils lieber Kräfte der Natur als Namen, Classen, Gestalten anzuwenden hätte, theils warum ohngeachtet aller Erweiterungen der Naturlehre und Naturgeschichte uns die Alten, Morgenländer und Griechen, im Gebrauch der Naturbilder wahrscheinlich noch so lange überlegen sein dürften, bis einmal ein anderer Geist in die Welt einträte, diese Bilder zu fühlen. Wie aber auch die Sache fiele, so dünkt uns doch, gehen im Gebrauche solcher Naturbilder die Dichter Haller, Kästner,

Withof (der blos daher Bilder nimmt), Dyer u. s. w. fürwahr über den Herrn Meier von Knonau, der fast als eine Seltenheit dazustehen scheint. Dieser Rath überhaupt, ein Lieblingsgedanke des Fontenelle, der in manchen seiner Schriften und zum Theil mit vielartigen Wendungen und Proben vorkommt, ist, wie meistentheils, in der Ausführung am Schwersten. Ueber das Allegorische in zeichnenden Künsten kommen sehr viel philosophische Ideen vor, auf die wir uns aber einzeln nicht einlassen können.

Allgemein] Ohngefähr die Probe eines grammatischen Artikels, ohne Geschichtdetail und Exempelnutzbarkeit, den auch nicht leicht Jemand aufschlagen möchte.

Alten] Vielleicht sollten sie weniger entschuldigt oder gerechtfertigt als historisch-kritisch behandelt werden. Welche Alten? wo? wann? wie weit? Zeiten und Classen ihrer Verehrung. Einwirkung auf die Denkart, Verbesserung oder Verschlimmerung der Welt. Was man mit ihnen gethan? noch zu thun habe? In Beredsamkeit, Dichtkunst, Künsten. Die vornehmsten Schriftsteller hierüber u. s. w. Vielleicht würde eine Ausführung auf diesem Wege dem Zwecke des Verfassers nicht unangemessen sein. Indessen ist, was auch hier, etwas zu allgemein, über sie gesagt wird, in einer sehr männlichen, gesunden, edeln Denkart und voll schöner Winke.

Anagramm] In dem Maße — in dies Wörterbuch?

Anakreon] Cato hat das Ende dieses Artikels geschrieben, vielleicht in einer zu ernsthaften Stunde.

Anfang, Ankündigung } Die Artikel hätten vielleicht mehr in und zu einander bearbeitet werden können, und da es doch wirklich so eine problematische Sache ist, wo Begebenheit, Handlung anfange, so wäre hier ein genauerer Eindrang in das mancherlei Ganze der Gedichte von großem Werthe gewesen. Es ist doch jetzt bald Regel, daß nichts, was zur Exposition gehöre, ausgelassen werde, bald daß man, wie bei manchen Oden, den Anfang abbreche u. s. w. Auch giebt's so manche Irrungen zwischen dem historischen und dichterischen Anfange, z. B. in Epopöe und Drama, wo

man Beides oft verwechselt. Nach der Kette der griechischen Begebenheiten wäre auch Hecuba[1]) zu retten, die sich gleich als die unglückliche Mutter in aller Fülle des Elends zeigt.

Angemessen] ist wol zu allgemein, als daß es hier angemessen sein sollte.

Angenehm] Der Streit zwischen Nutzen und Vergnügen ist hier weder entschieden, noch kann er vielleicht in dem Tone entschieden werden. Daß es ein Band zwischen beiden gebe, ist längst bemerkt; wo aber Ausnahmen sind, werden sie es auch bleiben. Die Regeln sind hier zu allgemein oder doch nicht überweisend.

Angst] Da es ein Mittelzustand ist, so kann ihn kein Schöpfer des Guten ohne Auflösung bearbeiten; da es aber der angestrengteste Mittelzustand ist, so wären nun die Bemerkungen abzusondern, wie und warum dieser Affect so schwer zu bearbeiten sei.

Anlage] ist theils grammatisch, theils Anlagen nur künstlerisch; und die Philosophie darüber ist freilich schwer.

Anmuthigkeit] scheint uns nicht das rechte Wort zu dem Begriffe: warum wenigstens nicht lieber Anmuth?

Anordnung] wäre bei der Baukunst vielleicht am Leichtesten und Simpelsten zu erklären; dann Bildnerei, Malerei, endlich die Dichtkunst in ihren letzten und schwersten Arten am Schwersten. Wir hofften, daß der Verfasser diese Ursprünglichkeit oder Steigerung der Begriffe fast zum Hauptzwecke machen sollte. Der Streit mit Batteux über die epische Anordnung scheint kaum zu entscheiden. Es bleibt immer ein wesentlicher Unterschied zwischen poetischer und historischer Anordnung; nur wenn die Sache aus dem Zwecke jeder Wissenschaft für sich behandelt wird, ohne die Grenzen zu mischen, so hört die Schwierigkeit auf.

Anrede] kann auch Allocution sein, und dann anders als Apostrophe. Ansatz heißt bei andern Instrumenten Ansprache und hat sodann auf das Innere der Musik mehr Einfluß.

1) Des Euripides. — D.

Ansehen] Daß Seele im Körper Ansehen giebt, aus Hogarth zu lernen, ist selbst etwas komisch; aber warum nur immer aus Hogarth's Kupfern zu Hudibras? Seine seelenvollsten Stücke wären die doch kaum. Der Artikel dünkt uns nicht zu sagen, was er sollte; denn was läge nicht in dem Begriff!

Anstand] ist blos im Schul- und Kathederverstande aus dem Capitel „vom Redneranstande" bemerkt: was stünde nicht unter dem Worte in seinem Inbegriff! Einiges ist unter anständig nachgeholt, aber nur sehr wenig, wo uns auch die Erklärung zu philosophisch dünkt. So leicht und modemäßig meist das Anständige in Theorien betrachtet wird, so tief, dünkt uns, läge es doch — gleichsam der Kern des Costüme, der Schatte innerer Schönheit und Sprache, Bekleidung des Wesentlichen u. s. w., aber in jeder Kunst und Wissenschaft, in jeder Zeit und Kunstwerk eigenthümlich abzuhandeln, sehr schwer.

Aristophanes] Die Freiheit in der alten griechischen Komödie ist wol kein solches Problem, als der Verfasser glaubt. Sie war ursprünglich Zweck des Fests, wie noch aus den satyrischen Spielen der meisten Wilden erhellt, aus deren Beispiel die Sache auch, theils bei der Stelle Horaz', die davon handelt, theils bei den Verfassern, die von den griechischen Satyren geschrieben, theils noch neuerlich von Brown („über Poesie und Musik"), Hurd[1]) u. A. bereits ausführlich erläutert ist.

Aufführung] Was würde ein Aufseher der Schaubühne, der zugleich Philosoph wäre, über dies vielfassende Wort hier finden?

Auflösung] Das Kunstwort dünkt uns nicht so ungebräuchlich. Die Abhandlung drüber ist voll philosophischer Winke; der wichtige Geschichttheil, wie Auflösung z. B. ins alte Drama, wo sie erst nicht war, gekommen, u. dgl., fehlt.

Aufschrift] Mehr Philosophie oder mehr Geschichte oder mehr Beispiel, die Gattung des Witzes in der menschlichen Seele zu erklären, die Aufschrift giebt.

Auftritt und Aufzug] Das Leerlassen der Bühne dünkt uns ein unwesentlicher Fehler, der aus übel generalisirtem griechischen Drama entstanden; und Lessing hat gezeigt,

1) Vgl. unten S. 208. — D.

wie wenig selbst die Franzosen uns in ihren besten Stücken der Verbindung von Auftritten und Aufzügen treu bleiben, deren sie sich so rühmen. Das griechische Drama entstand aus Chor und gleichsam Gemälde; da war also das Eine der Scenen so wenig zu verlieren, als es gesucht werden durfte. Das englische, z. B. Shakespeare'sche Drama dünkt uns ganz anderer Art; wenigstens sind diese Zeit-, Ort- und Verbindungsregeln gleichsam anderer Natur, als was Handlung fordert; denn man sieht, daß diese jene in der Illusion verschlingen und uns andre Zeit, Ort, Verbindung gleichsam aufzaubern könne, so lange wir sehen, und so muß die Beschaffenheit dieser jenen untergeordnet sein und bleiben. Die ganze Mechanik und Werkgerechtigkeit der pratique du théâtre wirft, sehen wir, ein Machtgriff des Genies über den Haufen, und da sollte der Philosoph doch diese anscheinende Widerspenstigkeit zu sondern oder zu erklären suchen. Eigentliche Aufzüge wie wir hat die griechische Bühne nicht gehabt, weil der Chor Alles band und ursprünglich Alles war. Die Aufzüge nach Zweck des Stücks musicalisch zu binden, hat zum Exempel beim Trauerspiel Semiramis der Berlinische Tonsetzer Agricola auf Lessing's Veranlassung glücklich versucht.[1])

Augenblick] Der vorgeschlagne neue Augenblick bei einer Passion dünkt uns kein guter Augenblick, weil das Erdbeben die Zuschauer alle zerstreuen, wegwenden, verwirren muß, und also nothwendig der Hauptgegenstand, auf den sich in stillen Affecten die Aufmerksamkeit sammeln soll, darunter litte. Der stumme Augenblick der Bühne ist so wahr! Diderot und Rousseau haben sich darüber versucht.

Ausarbeitung. Ausbildung. Ausdruck] Schöne Artikel, die den angenehmsten Zweck des Philosophen erreichen, eigne Gedanken zu veranlassen, zu denen aber hier Raum fehlt. Die Vieldeutigkeit des ersten Worts ist noch immer nicht gnug gehoben. Ausbildung dürfte mit einigen Nebenbegriffen, Verschönerung, Ausmalung, Abwechselung, Belebung, hie und da verwechselt sein, daß also viel Fremdes in diesen Artikel gekommen und vielleicht das Wahre, „was ausgebildet werden soll", mangelhaft geblieben. Ausdruck in der Sprache ist vielleicht zu

1) Vgl. Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. VII. S. 167. — D.

grammatisch und rhetorisch für diesen Ort, sonst aber vortrefflich aus dem Begriff des Fassens hergeleitet. Das Wort Seile ist nicht, wie der Verfasser meint, niedrig und sogar sanfter als Ketten. Selbst Ramler, der behutsamste Dichter in der Sprache, singt von der Sonne, daß sie

„Rings um sich glückselige Welten an goldenen Seilen umherlenkt",

wo Ketten gewiß ein übles Geklirr machen würden. Wenn von *κακοφράτοις* eine beträchtliche Summe „aus deutschen Dichtern" könnte gemacht werden, so möchten manche alte Schmähschriften, z. B. „Aesthetik in der Nuß" [1]) u. s. w., sie zum Theil (und aus welchen deutschen Dichtern vorzüglich?) schon gemacht haben. Im Ganzen aber ist's der deutschen Sprache noch zur Ehre, daß sie hierin nicht so ekel ist wie z. B. die französische; es zeigt noch von ihrer gesunden Unschuld. Beim Ausdrucke in Künsten ist zwar der Platonische Enthusiasmus für die Tugend schön; doch darüber wollen wir uns zu Ende erklären. Das Riccoboni'sche Paradox vom Theaterausdrucke scheint uns nicht aufgelöst, überhaupt zu wenig über das Eigne des Ausdrucks in jeder Kunst die wechselseitige Mittheilung oder Eintheilung u. s. w. versucht. Die Role kann man kaum sagen; die Rolle sagt man, oder nach dem Französischen der Role, welches aber ungewöhnlich wäre. Die alten Cambern sagten auch Rholl, die Barbarlateiner rollus und Peter Squenz [2]) der Rodel.

Ausgang] Könnte noch einmal eine fruchtbare Untersuchung über das Sonderbare, Mannichfaltige, Grausame u. s. w. der Ausgänge in alten und neuen Zeiten geben.

Ausrufung] Die Bemerkungen des Verfassers zeigen, wie wenig Töne des Herzens gemalt werden können.

Ausschweifung] Ein guter Artikel! kurz und aus der Seele.

---

1) Der Gottschedianer Christoph Otto von Schönaich schrieb 1754 gegen den Messias: „Die ganze Aesthetik in einer Nuß, oder Neologisches Wörterbuch, als ein sicherer Kunstgriff, in 24 Stunden ein geistvoller Dichter und Redner zu werden und sich über alle schale und hirnlose Reimer zu schwingen". — D.

2) Bei Gryphius. — D.

Begeisterung] Die allgemeine philosophische Idee ist schön, und die Ausführung selbst glüht an. Es ist immer Schade, daß man Begeisterung meist nur für Taumel und Hitze hält; oft ist's Begeisterung des Gegenstandes, recht kalt zu sein.

Behandlung] ist zu sehr mechanisch und fast nur aus Kupferstichen behandelt; es wäre doch so ein weitläuftiger Artikel.

Belebung] ist ja nicht blos Figur der Rede: in Malerei und Dichtkunst viel mehr. Wie aber auch selbst nur die Figur, die sonst Personendichtung heißt, aus Leidenschaft denn entstehe, ist nicht entwickelt.

Beredsamkeit] Ihre Wunder im Arme der Politik sind wol schöner Roman, die der Verfasser zum Theil selbst in der Geschichte der Beredsamkeit für unsre Zeiten zurücknimmt. Diese Geschichte ist sehr männlich gedacht, und was über einzelne Worte, Schriften u. dergl. gesagt wird, ist bündig. Sonst sind die Artikel der Redekunst meist alle zu ausführlich, wovon auch hier Beweis, Beweisgrund, Beschreibung, Bestätigung, Beschluß Proben sein möchten.

Bewegung] Ein Hauptbegriff! sollte er nicht durch Bildnerei, Malerei, Tanzkunst genau durchgeführt sein?

Beiwort] Im Exempel aus Haller sind ihrer eben zu viel. Eigentlich sollte ein Beiwort immer reden, wirken, nie auszulassen sein, wie der Verfasser zuletzt selbst zugiebt und füglicher classificirt.

Bild] Im Ganzen nimmt dieser Artikel an unsern Bemerkungen zum Artikel Allegorie Theil. Es fehlt auch hier die philosophische Untersuchung: wie in uns eigentlich Bild componirt oder decomponirt werde; in welcher Kunst Bild das Natürlichste sei, und wie und wohin übergangen; welche Künste mehr oder minder bilden oder bildern — Fragen, über die noch neuerlich so viel geschrieben und gestritten worden. Wie Bilder aus der Natur aufgenommen werden, ist Hurd ein sorgfältiger Autor, und über Geschmack und Geschmacklosigkeit in Bildern Shaftesbury, obgleich die letzte Materie unsers Wissens noch nirgend auf rechte Regeln gesetzt ist.

Bildhauerei] Der ideale Theil ist vortrefflich, aber zu strafend, da doch das wenig hilft; im Moralischen zu enthusiastisch, da ich doch gewiß nicht alle Tugenden, die ich im Bilde sehe, gleich nachthun kann, so wenig als Gesichtsform ändern oder gleich das schöne Bild leibhaftig werden. Die Geschichte ist nach Winckelmann; daß Diesem aber die richtigsten Nachrichten als Hauptverdienst zugeschrieben werden, dürfte sein schwärmerischster Verehrer kaum glauben.

Classisch] Es ist schön, daß der Verfasser immer auf die unsichtbare Welt zurückführt, in und aus der der Mensch handelt; aber das Maß der Verstandkräfte macht eben nicht classisch; denn woher sonst classische Dichter? Eher würde vielleicht eine gewisse Zwischenzeit der Blüthe zwischen Samenkorn und reifer Frucht der Cultur den classischen Haufen geben, der das Mittel zwischen Versuch und schwerster Kunst hielte u. s. w.

Colorit] Daß Laokoon, mit Farbe aufgestrichen, mehr Wirkung thäte, wird kaum Jemand dem Verfasser zugeben. Daß in ihm selbst, wenn er auflebte, doch alle Kunstillusion verschwände, ist ebenso offenbar. Also wäre der Eifer fürs Colorit aus unbeweisenden Beweisen und der Weg dazu auch vielleicht unbestimmt und mangelhaft.

Comödie] Daß Lachen und Verlachen nicht einerlei sei, ist schön unterschieden. Viel Schätzbares ist hier philosophirt, wenn nur das Alles Kraft gäbe oder Wesen entsiegelte oder — Der Ursprung der Komödie bei Wilden ist zu deutlich; und daß eine gewisse Freiheit durch Macht eines Instituts lange und sehr sonderbar bleiben könne, sieht man auch in dem religiösen Spanien, wo das Drama die antireligiösesten Freiheiten haben und behalten, der Geistliche seinen Stand verspottet sehen kann u. s. w.

Denkmal] Der Patriotismus des Verfassers, daß Denkmale denkmalswürdige Seelen wecken würden, ist auch in seinem Traume lobenswerth: aber in Italien richtet sich über jede Kleinigkeit jeder Cardinal ein Denkmal auf; und weckt das die alten Römer? Vaterland, Gefühl von Süßigkeit der Pflichten, des Nachruhms, der Mitbürger u. s. w. muß schon in der Seele schlafen, oder die Bildsäule giebt es nicht

und wird für den kalten Betrachter eben das, was Schandsäule für den Bösewicht ist — ein Stück Stein oder Holz.

Denkspruch] So gern wir die moralische Ader des Verfassers, die dies Buch durchläuft, unberührt lassen mögen, aber was erhalten hier die Denksprüche für eine Parentation! Und ist's nicht, um mit dem Verfasser zu reden, doch blos die Seele selbst, die sich Denksprüche bildet? aus Vorbildern, Begebenheiten? Also nur immer diese her, und jene werden kommen. Mit den Denksprüchen der alten Weisen war's ganz andere Zeit und Welt. Ende mildert auch hier, wie mehrmals, einen großen Theil des Anfanges.

Deutlich] ist blos als Eigenschaft einiger ästhetischen Werke meistens nur in der Ausführung betrachtet; die Entwickelung des Deutlichen überhaupt, und wiefern nur ein gewisser Grad desselben zum Schönen gehört, wird vielleicht einen andern Artikel, klar, verworren u. dergl., finden.

Dichter. Dichtkunst. Dichtungskraft] Der Verfasser des ersten Artikels ist derselbe, der über Genie schon so rühmlich geschrieben und von Seelenkräften nicht anders als mit Seelenkraft sprechen kann.[1] Aber muß nicht allemal in dergleichen Artikeln etwas Declamation die Stelle der Entwickelung vertreten? Entwickelung, wo jeden Augenblick der Faden reißt, oder doch nur Der die Worte versteht, der die Kräfte fühlt! Bei allen Artikeln der Art, so schön sie sich als Vorlesungen hören ließen, wünschten wir im Wörterbuche, wo man eigentlich nur Facta, Data, Rath aufschlagen will, andre Methode, die leicht hier anzugeben, aber schwer gnug anzuwenden wäre. Solche Artikel müßten selbst Meisterstücke des Genies, fast Offenbarungen der Psychologie werden, nur aus lauterm Detail der Geschichte und Erfahrung erwachsen, dahin zurückeilend. Es wäre ein eitles Compliment, wenn wir die Geschichte der Dichter und Dichtkunst, die wir in diesen Artikeln finden, für befriedigend ausgäben. Kaum ist der Ursprung derselben aus den Kräften roher menschlicher Seelen so recht errathen, da sie gewiß nicht aus einzelnen Versen und Sprichwörtern, aus Kinderspiel oder Einfall entstand, sondern tiefere

1) Vgl. Herder's Werke, XVII. S. 334. — D.

Wurzeln in der Sinnlichkeit, Phantasie, Leidenschaft, Sprache, Gesellschaft, Religion, Nothdurft früher Menschen hatte, welches auch Andere theils bereits entwickelt (Blackwell übern Homer, Brown über Poesie und Musik, Blair über Ossian, Lowth über die Ebräer), theils liegen dazu noch unendliche Materialien im Fabricius, Vossius, den mythologischen Schriftstellern und am Meisten in den Reisebeschreibungen und Geschichten alter und wilder Völker. Die Geschichte griechischer Dichtkunst ist hier wol schlecht: nicht weil sie kurz und allgemein (denn sie ist mir nach dem Inhalte zu lang und besonders), sondern weil sie ohne wahre Zeiten und Umstände, von Hesiod zu Pindar Alles nur eine Classe, der Verfall nur überhin erklärt ist u. s. w. Und doch sollte dies Einleitung sein zu allen einzelnen historischen Artikeln der Dichtkunst! Die Geschichte der Dichtkunst in Europa überhaupt sollte doch auch nicht ganz fehlen. Eigentlich ein deutscher Barde ist Ossian doch nicht, da nichts verschiedener ist als galische, irländische, armorische und deutsche Sprache. Dergleichen mehr. Hat der Verfasser bei der schwäbischen Dichtkunst nicht gefühlt, daß sie sich ohne die provincialische[1]) nicht abhandeln ließe? und daß also überall das Allgemeine nur im Besondern bestehe und ein Besonders am Andern bis zum Allgemeinsten hange? Auch ist in diesem Fall doch auch neben dem Nostradamus ein St. Palaye, Sade über Petrarca, und so viel, viel bessere Italiener. In der neuern Dichtkunst muß man hier nicht ein Bild von Gestalt, Stufen, Verdiensten, Gattungen, Hoffnungen und Hindernissen suchen, so wie unter den Poetiken nichts Philosophisch-Kritisches über Verdienste einzelner Theoretiker erwarten, da neben DuBos, Bodmer, Schlegel u. s. w., die nur als ein Citatum dastehen, kein Marmontel, Hurd und noch weniger die oft so verdienstvollen Werke über einzelne Dichter und Dichtarten genannt sind.

Dichtungskraft] ist als Artikel der Metaphysik gut ausgeführt, aber als Fingerzeig über die ganze Geschichte ihrer Productionen, über die Geographie und Chronologie derselben, zumal über ihr herrliches Werkzeug, die Mythologie, dürfte hier wenig Spur sein.

---

1) Wie man damals für provençalisch sagte. — D.

Drama] Weder der philosophische Begriff noch die Geschichte scheint durch diesen Artikel Zuwachs bekommen zu haben. Dort ist das Wesentliche und Unwesentliche, was alle Theoretiker verwirren, noch nicht gnug gesondert, hier das Drama aus seinem Ursprunge, der doch nicht mehr Problem ist, nicht erfaßt.

Doch gnug Anmerkungen über einzelne Mängel! Vielleicht werden sie sich alle bei Artikeln des zweiten Theils besser ersetzt finden, und vielleicht haben wir den Vortheil, die zweite Hälfte dieses ersten Bandes, vor der wir stehen bleiben, nur alsdann nachholen zu dürfen, wenn das Werk vollendet ist. Alsdann sind wir im Stande, dem Verfasser weniger Unrecht zu thun und mit unsrer schwachen, gutwilligen Hand sein großes Gebäude zu krönen.

Εἰ δὲ σὺν πόνῳ τις εὖ πράσσοι, μελιγάρυες ὕμνοι
Ὑστέρων ἀρχαὶ λόγων τέλλεται
Καὶ πιστὸν ὅρκιον μεγάλαις ἀρεταῖς.[1])

Conrad Gottlob Anton's treue Uebersetzungen lateinischer, griechischer und hebräischer Gedichte in den Versarten der Originale. Nebst einer Abhandlung von der genausten Nachahmung des alten Silbenmaßes, deren unsre Sprache in treuen Uebersetzungen fähig ist. Leipzig 1772 bei Crusius. 1 halb Alph. 8.[2])

Die Regeln im Vorberichte von der genauesten Nachahmung alter Silbenmaße sind gut gemeint und fleißig; der Recensent zweifelt aber, ob sie ihren Endzweck erreichen, und wird noch mehr im Zweifel bestärkt, wenn er durchs ganze Buch hin die Proben sieht. Ein neues rufendes Beispiel, daß Regeln nicht Geist der Uebersetzung, feines Ohr in einzelnen Bemerkungen noch lange nicht die hohe Melodie fortgehenden

1) Pind., Ol., X (XI). 4—6. — D.
2) Band XXIII, 1. Stück, S. 236 ff. Diese nicht unterzeichnete Anzeige sandte Herder am 15. Januar 1773 an Nicolai. Ueber Herder's spätere Verbindung mit Anton vgl. „Von und an Herder", III. S. 298 ff. — D.

Klanges geben, die in Alten und Neuen allein bezaubert. Lege man einem völlig uneingenommenen Ohre, das nur Horaz kennt, die erste Probe dieser treuen Uebersetzung vor:

Gnug Schnees und gnug des furchtbaren Hagels sandte…
Warf seine rothe Rechte‿hin‿auf die Schlösser,
Furcht schreckte die Stadt auf! . . .
Gelb schauten wir den Tiber mit Wellen, mächtig
Von dem Etrusker u. s. w.

Evias staunet so
Auf dem Gebirge, wenn sie, vom Schlaf
Erweckt, den Hebrus erblicket, Thracien, das, vom Schnee
Weiß, glänzt und Rhodopen, heimgesucht
Von dem barbarischen Fuße —

habe man Anakreon in seinem, dem leichtesten und vielleicht schwersten Silbenmaße gelesen und höre nur:

Wo, allerliebste Taube,
Wo kömmst Du hergeflogen,
Woher triefst Du und duftest
Du nach so vielem Balsam
Und was ist Dein Gewerbe?

kann man sich an den Ort etwas mehr Unharmonisches und Ungewähltes denken als das? Und so Alles bei allem Fleiße! bei aller Mühe und Arbeit! Die Silbenmaße aus dem Ebräischen mögen die besten sein; warum? Weil sie da Niemand recht kennt! Aber für unsre Sprache sind auch sie wahrlich nicht die besten. Und doch kann man, wie gesagt, dem Verfasser große Mühe und Fleiß, einzelne Kenntniß der Silbenmaße und (wie seine Bemerkungen zeigen) ein in einzelnen Fällen fein hörendes Ohr nicht absprechen. Und ein so mißrathener Versuch — was beweist das Paradoxon?

Etwas, was Keinem erst bewiesen werden sollte: daß „das Aufhorchen einzelner Silben ohne Rücksicht auf die Bedeutung noch keinen poetischen Wohlklang mache!

„Daß die feinsten Gesetze sich nicht unabhängig von Ort, Stelle, Gattung der Dichtkunst u. s. w. bestimmen lassen oder Wirkung thun, sondern daß überall bei Nachahmung jedes Silbenmaßes und Dichters Genie erfordert werde, den Dichter bis in den kleinsten Bau seines Gebäudes zu fühlen."

Endlich „daß der wahre *einige* Schlüssel zum poetischen Wohlklange das Geheimniß der poetischen *Periode* sei", an die unser Uebersetzer nimmer gedacht zu haben scheint. Sie macht eigentlich aus allen musicalischen Farben das Ganze *eines* Gemäldes zum Sinn, giebt jedem Fuße an seiner Stelle und zu seinem Zwecke Haltung, vereint Kunst mit der Natur oder fesselt unmerklich oder mit süßem Zwange Natur und Kunst. Wer Dichter übersetzen will, studire diese, wie, wer Redner übersetzen will, ihren Numerus studirt, und wer diesen Dichter dieser Sprache übersetzen will, zuvörderst die Periode dieser Sprache und dieses Dichters. Mit allem Fleiße und Zwange ahmt er sonst nur eine Anzahl Silbenregionen, mit ᵕ und – an die Tafel gemalt, nach, stolpert Verse in sie hinein und wird, wenn er den Worten am Treusten sein will, dem Dichter an Geist und Kraft Antipode. Eben der Mann,[1]) dem Herr Anton in seiner Abhandlung vorzüglich nachgehorcht, sagt fast eben das:

Der Vers der meisten Neuern.

Nein, tröstet Euch, so fern seid im *Gedicht*
Ihr von dem Griechen nicht,

1) *Klopstock*. Vgl. Dessen Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. VI. S. 547 f. — D.

Als Ihr es in der Kunst des Verses seid.
Ihr zählt (getrennter kann man hier nicht sein)
Die Tön' allein
Und meßt nicht ihre Zeit!
Auch auszudrücken, was nicht Wortessinn, nicht Klang
Vermag, hält griechischer Gesang
Jetzt kühnen Lauf,
Führt jetzo, minder kühn, oft schöner, Reihntanz auf,
Wenn Eurer, der mit ihm gleichwol um Vorzug zankt,
Mit Kindes Tritte wankt!

Vielleicht wäre dies fortgehende Gemälde, dieser fortgehende Reihen in Melodie, das Herr Anton noch am Meisten zu studiren hätte, und er würde dann vielleicht an seinen Uebersetzungen selbst sehen, wie untreu sie sind!

Horazens Episteln an die Pisonen und an den Augustus, mit Commentar und Anmerkungen, nebst einigen kritischen Abhandlungen von R. Hurd. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet von Johann Joachim Eschenburg. 2 Bände. Leipzig bei Schwickert 1772. 2 Alph. gr. 8.[1])

Der Uebersetzer verdient vielen Dank, daß er uns ein Werk vorzüglich gut übersetzt geliefert hat, welches längst hätte in Deutschland bekannter sein sollen, da es schon vor mehr als zehn Jahren in England zuerst gedruckt worden. Lessing's Anpreisung in seiner Dramaturgie[2]) scheint den Uebersetzer aufmerksam darauf gemacht zu haben. Hurd ist der einzige von den Commentatoren dieser Horazischen Gedichte, der mit feinem und richtigem Geschmacke, mit einer nicht trockenen Philosophie, sondern die der Empfindung Raum läßt, Belesenheit in alten und neuern Dichtern und kritische Gelehrsamkeit ver-

1) Anhang zu Band XIII—XXIV, Theil I, S. 422 ff., unterzeichnet Br. Herder sandte die von Nicolai ihm übertragene Anzeige am 15. Januar 1773 ein. — D.

2) Lessing's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. VII. S. 434 f. — D.

bindet. Sein Fehler ist der, daß er manchmal zu weitläuftig ist, und daß er seinen Dichter zu systematisch behandelt. Wir wollen so viel sagen: Seitdem Quintilian Horazens Brief an die Pisonen eine artem poeticam genannt hat, soll, vielen Auslegern zufolge, der Dichter durchaus ein gewisses System seiner Kunst lehren wollen. Der klügere Kunstrichter sah bald ein, daß dies Vorgeben irrig war; aber davon wich Keiner, daß der Dichter einen einzigen Hauptzweck, eine einzige Materie bei seiner Epistel vor Augen habe: nach den Regeln eines poetischen Briefes, welche verschiedene gleichartige Gegenstände abzuhandeln erlauben, ward diese Epistel von Keinem betrachtet. Das ist auch Hurd's Fehler. Auf eine neue Weise behauptet er, Horaz schreibe eine römische Dramaturgie, er beurtheile das römische Theater seiner Zeit und zeige, wie es müsse verbessert werden. Auf diesen Punkt zieht er Alles zusammen, welches aber, sonderlich bei dem letztern Theile der Epistel, wie man leicht sehen kann, nicht ohne Gewaltsamkeit und zu gezwungenen Witz angeht. Doch dies hindert nicht, daß nicht eine Menge geschmackvoller und philosophischer Anmerkungen vorkommen sollte, und jener Fehler ist ohne Nachtheil, sobald man einmal davor gewarnt ist. Zuerst lesen wir bei dem Texte einen kurzen Commentar, welcher den Zweck hat, die Gedankenfolge und den Plan des Dichters deutlich zu machen. Die weitläuftigen Anmerkungen über einzelne Stellen und Materien sind aber der vorzüglichste Theil des Werks, und man wird verschiedne lesenswürdige Abhandlungen über einzelne Gegenstände darin angemerkt finden, z. B. über den Gebrauch veralteter Wörter, S. 64 ff.; über das Vergnügen, welches die schmerzhaften Empfindungen beim Trauerspiel erregen, S. 105 ff.; über eine gewisse Art des Doppelsinns, S. 325 ff. und dergl.; andere Sätze werden beiläufig, aber recht gut ausgeführt. Der Anhang einiger Anmerkungen des Uebersetzers betrifft 1) die Aufschrift, den Inhalt und die Methode der Horazischen Epistel an die Pisonen, wobei der vorhin angezeigte Fehler des Verfassers gut ins Licht gesetzt wird; 2) Anmerkungen über einige einzelne Stellen dieser Epistel. Wir haben sie mit Vergnügen gelesen und finden bei dem Verfasser Gelehrsamkeit und guten Geschmack verbunden. Was Hurd vorher von dem Vergnügen aus schmerzhaften Empfindungen gesagt hatte, wird noch weiter nach den verschiedenen Meinungen der Kritiker hierüber aus-

einandergesetzt; dennoch wünschten wir diese Materie noch immer von einem philosophischen Kopfe abermals und vollständig abgehandelt zu sehen. Gegen die Wiederherstellung des Chors der Alten bringt der Uebersetzer S. 399 gute Gründe bei.

Der zweite Band enthält umständliche Abhandlungen über den Begriff der Poesie überhaupt, über die verschiedenen Gebiete der dramatischen Poesie, über die poetische Nachahmung und über die Kennzeichen der Nachahmung. Wir wünschten bei allen, daß der Verfasser mehr Philosoph gewesen wäre. Einzelne vortreffliche Anmerkungen zu machen, kurze philosophische Untersuchungen, von Kritik und Geschmack geleitet, anzustellen, das ist seine Sache; allein aus festen Grundsätzen eine Reihe von Folgerungen herauszuziehen, jene Grundsätze tief in der menschlichen Seele aufzusuchen und ans Licht zu stellen, das ist sie nicht. Seine Erklärung der Poesie ist äußerst schwankend und unvollständig. „Wenn von der Poesie als von einer Kunst die Rede ist, so versteht man darunter diejenige Art oder Methode, ein Subject zu behandeln, welche uns das meiste Vergnügen und Wohlgefallen gewähret." Das Fehlerhafte in dieser Beschreibung hat der Uebersetzer in einer angehängten Anmerkung gut gezeigt. Die zweite Abhandlung, von dem Gebiete der dramatischen Poesie, ist die beste von allen, aber nicht frei von einzelnen falschen Sätzen, deren die dritte, von der Nachahmung, noch mehr hat. Die letzte, von den Kennzeichen der Nachahmung, zeigt, wiefern ein Genie nachahmen könne, und läßt sich gut lesen, weil sie mehr in Raisonnements über einzelne Exempel als in systematischer Theorie besteht.

Aus dem Wandsbecker Boten.

Biographie der Dichter von Ch. Heinr. Schmid, Dr. der Rechte und Prof. zu Erfurt. Erster Theil: Kleist, Cronegk, Brawe, Chaulieu, Plautus, Racine, Thomson. Zweiter Theil: Shakespeare, Spenser, Prior, Pyra, Uz, Pindar, Hagedorn, Rost, Gay, Lichtwer. Leipzig. 1769. 1770.[1])

Die Asche der Edeln ruht sanft und stille, wenn auch das frechste Getümmel über ihrem Grabe und die unreinste Hand an ihrer Urne wüthete; der Lorbeer um ihre Urne grünt unvergiftet vom Anhauch des ärgsten Biographen; er krümmt sich nur, die zarte empfindliche Pflanze krümmt sich nur seitwärts, um nicht vor den Augen eines solchen Menschen zu grünen, und das Andenken im Herzen der Freunde, der Liebhaber — o, das ist da, wo kein Schmid ihm nachgraben und kein Räuber es stehlen kann!

Aber doch muß jedes gute Gemüth Zorn und Wuth entflammen, wenn es sieht, wie da einem solchen fühllosen, unwissenden Frevler auch selbst die Gräber unsrer Guten, das größte Heiligthum unsers Vaterlandes, nicht heilig gnug sind! wie er da, Schmierer und Zusammenstoppler, bald glossirt, bald leugt, bald lästert, und was noch ärger ist, bald lobt, daß, wer nie zuerst den Autor kannte und hier aus seinem Leben — nein, aus Schmid's Leben, mit seinem Namen geschändet, Nachricht bekäme — Gott, welch ein Bild bekäme! Unsinnige und Besessene haben freilich von je her am Liebsten

1) 1771, Nr. 185. 186, den 19. und 20. November. Der erste Theil ist Wieland, der zweite Gleim und Jacobi gewidmet. In der Widmung des letztern finden sich Berichtigungen und Nachträge zu Kleist's und Cronegk's im ersten Theile enthaltenen Lebensbeschreibungen, so wie bei Shakespeare eine Ehrenrettung der Wieland'schen Uebersetzung versucht wird. Die biographische Notiz über Lichtwer giebt einige dem Verfasser von Jenem selbst mitgetheilte Lebensumstände. — D.

in Gräbern und Todtengrüften gewohnt; aber den Augen aller Lebenden waren sie auch unrein, und von den Gräbern der Heiligen und Propheten wären sie vom ganzen Volke weggesteinigt worden! Und unser Besessne hat seinen jauchzenden Haufen, daß er schreiben, daß er ruhig fortschreiben kann. O mein deutsches, liebes Vaterland!

Wer hat's dem Männlein zugeraunt, daß Kleist ohne Religion gewesen sei, und daß er den Erlöser gleichsam zum Schimpf loben könne, daß der Augenblick der Todesangst durch den Zuschrei eines — ihm Religion gegeben? Die Kleist's Hymne Frühling und überhaupt alle seine Gedichte kennen und durchempfunden haben, die alle werden — was werden sie lieber? diesem Schmäher glauben oder mit Kleist

„Entzückt in Wäldern irren, durch
Zerrissene Wolken sehn
Und suchen Gott!" [1])

Und warum mußten die Personalien desselben aus Nicolai's überall bekanntem Denkmal[2]) so elend wiederholt, durchwässert und mit Lügen (auch Nicolai's Denkmal ist in Kleinigkeiten des Endes nicht genau), nur mit Lügen vermehrt werden?

Warum mußten von unserm Hagedorn, einem Mann, der mit so vieler Sorgsamkeit den rechten Weg suchte, und dem der Dienst des Publicum recht Religion war, warum von ihm die ersten, schlechtsten Lehrlingstücke, die er so gewissenhaft verhehlte und verwarf, hervorgezogen? warum Uz' Gedichte, da er uns vom Verfasser nichts zu sagen weiß, mit der abscheulichen schwarzen Brühe von Commentar da aufgetragen? warum Lichtwer auch nur genannt werden, da er nach dem Munde unsers Lebensbeschreibers selbst vor dieser Ehre wie vor dem ärgsten Dornenkranz geflohen ist?

Und mit welchen elenden, niedrigen Krümmungen endlich er die Männer Cronegk und Brawe (der Purpurmantel trifft selbst unsern Hagedorn!) anfällt, allein weil sie geborne reichsherrliche Junker von waren! O, wenn Lucian von Samosata noch einmal über Historien- und Biographienschreiber schriebe — doch auch Lucian würde sich mit ihm nicht mischen! Ich weiß aber wohl, wer, wenn er jetzt lebte, seinen Philippi und Sievers zu beiden Seiten stehen lassen und gradezu auf Schmid

1) Ungenau nach dem Schlusse von Kleist's Hymne. — D.
2) Ehrendenkmal auf Kleist. — D.

zueilen würde[1]) — der Rechte Doctor, Professor, ich weiß nicht wessen, Biographen unsrer Dichter, Kalenderschreiber der deutschen Musen, Theorienschreiber der Poesie in aller Welt, Bibliothekar der Chronique scandaleuse in Deutschland, buchstabirenden Souffleur des britischen Theaters[2]) ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Und ein Mensch, der so unter den Deutschen krüppelt, der arm von Buch zu Buch hausirt, um ein Anekdötchen, ein Nötchen zu erhaschen, der nun in Britannien und Frankreich — o Wilhelm Shakespeare, Edmund Spenser, was habt Ihr erlitten! — ein Mensch, dem's zu beweisen ist — und was wäre Schmid nicht zu beweisen? ihm, der z. B. das Nußbraune Mädchen ganz, und wie abscheulich! übersetzen und dann dies alte Liedchen Prior zuschreiben kann, da eben Prior's Nachahmung ihm vor Augen steht — der fremde nicht blos von aller Empfindung, der die meisten seiner Autoren nicht durchgelesen und empfunden, der oft, ganz fremde ihrer Sprache, sogar nichts von ihnen, nicht eine Silbe von ihnen gelesen hat, und ihr Biograph? ihr belobter Biograph? in unsern Zeiten, wo historische Kunst, biographische Kunst ein Handwerk geworden ist, von dem Schuhflicker und Diplomatiker zu reden wissen — wem soll ich das „Geschlecht" vergleichen? Es ist den Kindern gleich, die am Markt sitzen und rufen gegen ihre Gesellen: Wolan, tanzet! wir wollen Euch pfeifen! pfeifet, wir wollen Euch tanzen!"

Die Asche der Edeln ruht sanft und stille; der Lorbeer um ihre Urne grünt unvergiftet in Frieden, und ihr Geist lebt bei ihren Söhnen: aber doch ist's Hassens und Zornes werth, ihr Andenken auf den Gräbern, das Einzige, was sie in Deutschland allenfalls noch hätten, verstümmeln und schänden zu sehen, und ist Niemand, der dessen achte!

---

1) Christian Ludwig Liscow wurde durch seine scharfen Angriffe gegen Beide berühmt. — D.

2) Christian Heinrich Schmid war Doctor der Rechte, früher Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst zu Erfurt, dann Professor der Poesie und Beredsamkeit in Gießen. Den zweiten Theil seiner 1770—1772 erschienenen „Anthologie der Deutschen" und seinen „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1771", von welchem im Ganzen elf Jahrgänge herauskamen, hatte der Bote (Nr. 24. 26) viel glimpflicher, wenn auch nicht ohne ein spöttisches Lächeln über seine hastige Geschäftigkeit, beurtheilt. Beide Beurtheilungen sind wol von Claudius selbst. Schmid war auch der Herausgeber des „Englischen Theaters" (Danzig und Leipzig 1772—1777, sieben Bände). — D.

Aus den
Frankfurter Gelehrten Anzeigen.

Leipzig.[1])

Staatsveränderungen von Italien, in 24 Büchern entworfen. Von Karl Denina. Erster Band. Aus dem Italienischen von D. J. J. Volkmann. Bei Schwickert. 1771. gr. 8. 1 Alph. 11 Bogen.

Das Buch ist wahrhaftig nicht unter dem Schutte französischer Révolutions zu verlieren; und ob der Autor gleich ziemlich französirt und dergleichen mehr, er ist, seit der Zeit er Révolutions de la Littérature geschrieben hat, nicht um Zolle, sondern um Köpfe gewachsen. Welch Land hat mehr und verschiednere Umsturze gehabt als Italien? Es ist, das europäische Paradies, auch von je her den Einbrüchen der Drachen und Satane ausgesetzt gewesen, und diese Drachen sind nicht etwa blos, wie in andern Gegenden, nur durchgegangen: haben sich gelagert, genistet, neue Sitten, Gesetze, Religionen erzeugt, und da durch eine zweite Tafel des Schicksals dieses so oft veränderte Land nun bestimmt war, die Kette so viel andrer Länder nach sich zu ziehen, und dies mehr als einmal gethan, und wir von da aus fast Alles, was Revolution der Sitten, der Wissenschaft, der Religion, der Erfindungen, her haben — und Italien insonderheit mit Deutschland so sehr verwebt ist — man sieht, warum wir auf die Geschichte dieser Nachbarin mit mehr als Nachbarsblicke zu sehen haben. Zu Vielem ist also dieses Buch sehr schätzbar und angenehm. Der Verfasser hat freilich von Muratori und so unendlich vielen besondern Geschichten auch ungemein

1) 1772, Nr. 54, den 7. Juli. — D.

viel vorarbeitet gefunden, aber gewiß auch selbst gearbeitet, gesucht, gedacht, überlegt, verglichen; und da er warm schreibt, nicht blos über sein Vaterland, sondern auch über die Menschheit; da man sieht, daß er Tugend, Werth und Glückseligkeit der Menschen fühle; da er nicht so sehr malt und raffinirt, und Maximen von Staatsveränderungen sucht als die Franzosen, die jetzt fast aller Welt den Geschichtton angegeben haben, sondern auch dem Wurf der Begebenheiten, dem Zusammentreffen der Ungefähre, dem Schicksal, was die Welt leitet, viel und vielleicht nur manchmal zu viel einräumt: so macht er in der Reihe unsrer politischen Revolutionsfabrikanten eine gelegne Ausnahme und sein Buch wirklich einen würdigen Beitrag zur Philosophie über die Schicksale der Welt und des Menschengeschlechts. Der Recensent schließt nur noch aus dem ersten Theile; da aber in ihm schon das Entstehen, Blühen und Verblühen des großen römischen Reichs, die Einführung der christlichen Religion zur Souveraine Europens, die longobardische Gesetzgebung und der Verfall der Byzantiner und Karolinger ist, so kann man auf die Wichtigkeit der Materialien schließen. Wir führen Proben, nicht vom Inhalte, sondern vielmehr von der Behandlung desselben in einigen Sonderbarkeiten an, und das blos, Leser zu körnen.

Das erste Buch vom Zustande Italiens vor Rom. So ist doch schon vor Rom ein Italien gewesen? Für unser romanisirendes Auge kaum. Schön, daß der Verfasser zeigt, wie klein Rom zu Italien, wie glücklich, wohlhabend, bevölkert und gebildet Italien vor Rom gewesen. Der ganze Eingang ist merkwürdig, ohngefähr Postement zur Säule. Man sieht auch beinahe, daß die damalige alte Form ohngefähr mit Altdeutschland und der ganzen alten Welt dieselbe gewesen. Wüßten wir nur mehr aus dieser heiligen Zeit! Dem Recensenten hat der Verfall der alten tyrrhenischen Cultur, Kunst und Wissenschaft immer einer der beträchtlichsten Unglücksfälle des menschlichen Geistes geschienen, da uns völlig die Mittelstufe zwischen Aegyptern und Celten in den Abgrund gesunken ist — ein so unersetzlicher Verlust, als wenn uns zwischen Asiaten (oder Aegyptern) und Römern die Griechen versunken wären. Man sieht hier die Reste eines verschabten Kupferstichs von einem verlornen Gemälde; und auch jene Reste: „Größe und Abnahme der alten Tos-

caner; Veränderungen von Italien durch Gallier; Abtheilung und Stärke der Nationen; Oekonomie, Handlung, Künste, Wissenschaften, Gottesdienst, Gesetze, Regierungsform, Völkerrecht des Uritaliens", diese Reste nur von der verkehrten Blattseite.

Die drei folgenden Bücher von der Entstehung, Wachsthum, Größe und allmählichem Verfalle Rom's. Dem Recensenten hat's ausnehmend gefallen, daß der Verfasser hier und überhaupt nicht die Größe eines Reichs in eine Nuß bringen, im Keim eines Principium, der Anlage à la Montesquieu herauswickeln und den Finger Gottes bei Erweckung und Stellung einer Nation mit keinem Zwirnfaden fesseln will. Es ist diese historische Philosophie ein elender Frohndienst des Menschengeistes, der selbst allen Bonsens und viel mehr alle Historie zerstört. Wer da weiß, was es für eine Schaumblase sei, was man Maxime nennt; wie schwer und selten ein Mensch ihr immer und deutlich und als Hauptführerin folgt; wie unmöglich, daß ihr Mengen, Jahrhunderte folgen; wie das Allgemeine immer unter dem Besondern erliegt und das tausendzackichte Verhängniß sich in die reinsten, winkellosesten Dinge wirft — und dann der Weg eines Volks durch alle seine Schlünde, Krümmen, Abweichungen bergauf und bergunter — heiliger Genius des römischen Volks, wenn Du nicht auf den Streitplanet Deines alten Vettern Mars hinaufgeflohen bist, so komm Du, uns sur la grandeur et la décadence des Romains zu lehren! Noch mehr gefällt's dem Recensenten, daß der Autor sich weniger bei den Ursachen der Blüthe, des Aufsteigens als „des Absteigens" aufgehalten. Da ist sonst gemeiniglich das Auge ermattet, wenn es dahin reicht, und hier gewissermaßen frisch. Zudem ist's, wo nicht lehrreicher, so traurig angenehmer und anziehender, das Absenken der Wage in der Hand des Schicksals zu sehen — zu sehen, wie Abend wird, auch der wirksamen Geister weniger werden, die übrigen Wirksamen ermatten, bei Stärke ohne Zweck unedel werden mußten, als Einzelne Atlanten vortreten — aber sie erliegen. Wehmüthige Augenweide, der Blick auf solche Erliegende, zerschmetterte Säulen des Schicksals! Hadrian und Antonin, Aurelian und Diocletian, Stilicho und Aëtius, und der verkannte große Gothe Theodorich, der doch noch seinen Cassiodor fand, aus dem ihn eine Nachwelt ziehen wird — das Auge

bleibt hangen auf diesen Tragebalken des Schicksals! und wenn man sieht, daß sie hielten, aber nicht erhielten; daß sie mit guten Absichten ebensowol zum Verfall beitrugen, als Böse mit bösen Absichten: was ist man, wenn man auf einer Nadelspitze bestimmt ist, Gemälde zu machen, da ein Andrer die ganze Nadel lenkt? was sind wir, Gute und Böse, in der Hand des Verhängnisses?

Im sechsten Buch eine Episode, von der Einwirkung des orientalischen Hofes in Italien. Dem Recensenten dünkt der Byzantische Hof das schönste Urbild der Politik und Hofmaschinerie unsers erleuchteten, verfeinerten, allklugen Jahrhunderts. Nur Jene bildeten über die beiden Naturen Christi; wir über Trödelkram, der ebenso entbehrlich ist. Jene wurden durch Bischöfe und Weiber regiert; wir durch Abbés und — Dagegen hat uns die longobardische Regierungsform und das Gefühl, das der Autor davon hat, gefallen. Die falschen Ideen von Glückseligkeit eines übergroßen Staats, von Römerglückseligkeit, die er widerlegt; das Gefühl von Menschheit, das er auf ein Volk wendet, das keine Urnen sucht und Kapitäle zertrümmert; der Blick auf den Kreislauf der Vorsehung, Schwaches, was menschliche Größe und Ueppigkeit gemacht, durch rauhe Stärke zu ersetzen; selbst der Rückblick auf die Geistlichen gefällt, was diese bei der damaligen allgemeinen großen Noth sein mußten und sein konnten: denn man sage, was je draus wird, in Voltaire's Ton auf die Macht der Geistlichen dieser Zeit nur zu schmählen, ohne es wahrscheinlich machen zu wollen, wie sie denn zu der Macht gegen die gesunde Vernunft eines ganzen Jahrhunderts haben anstreben können.

Am Ungefälligsten ist der Autor, wo er die Wege des Papsts, der Karl Martell nach Italien rief, verschönen und überhaupt der damaligen sogenannten christlichen Religion zu sehr patrociniren will. Wenn das Localursachen veranlaßt haben, so bedauern wir den Verfasser. Ein Geschichtschreiber der Menschheit sollte eigentlich keine Religion haben dürfen.

Wir sehen dem Verfolg des Werks mit Lust entgegen; aber der Uebersetzer — ist ein Uebersetzer. Auch die deutschesten Sachen, die z. B. bei Gothen, Longobarden so häufig vorkommen, und wovon wir die Urwörter in unsrer Sprache, unsern Gesetzen, unsrer alten Geschichte haben, sind nur über-

setzte Popanze. Das geht bis auf die Namen Theodoricus, Athalaricus u. s. w., die alle in ihrer gothisch-lateinisch-italienisch gestickten Jäckchentracht erscheinen, wenn sie gleich deutsch sind. Man sieht die Eile an mehr als einem Ort, und Herr Volkmann scheint dadurch, daß er ein allgemeiner Uebersetzer wird, auch ein sehr gemeiner Uebersetzer werden zu wollen.

Göttingen und Gotha.[1])

A. L. Schlözer's Vorstellung seiner Universalhistorie. Bei Dietrich 1772. 8. 16 Bogen.

Es ist immer gut, in Aussuchung guter Titel glücklich zu sein! Herr Professor Schlözer, der's bei allen Büchern sehr ist, sie doch aber meistens nur des Frappanten wegen wählt, hat bei diesem Titel noch mehr gethan als betitelt — zugleich geweissagt, „die Fehler und das Gute seiner Schrift sehr namentlich und anschaulich damit in nuce gegeben“. Ich habe also nur den Titel zu erklären. Vorstellung, und gewiß viel Theatralisches und Mimisches geht das ganze Büchlein durch. Die ersten Capitel, „Begriff der allgemeinen Weltgeschichte! Zusammenhang der Begebenheiten! Synchronistische Anordnung“, und im ganzen Verfolg alle Stellen, die es nur einigermaßen werden konnten, sind bloße Declamation geworden, und in so lautem, gesticulirendem Ton, daß man sich wundern sollte, wie das „der Grundriß zu einem akademischen Collegio und Grundriß zur strengsten Wissenschaft, der Historie“, sein solle. Im historischen Institut ließen sich solche Bogen hören, in der historischen Bibliothek[2]) lesen: jetzt aber „ein Leitfaden“ für die Zuhörer? Wir bitten sie, daß sie ihn nirgend zu stark anfassen mögen; er ist ein schönes Krausgewinde, aus mancherlei neuern Schriften

1) 1772, Nr. 60, den 28. Juli. Gegen diese Beurtheilung Herder's vertheidigte Schlözer sich in schärffter Weise 1773 im zweiten Theile seiner Vorstellung. Vgl. „Aus Herder's Nachlaß“, I. S. 374; II. S. 81; „Von und an Herder“, II. S. 165; „A. L. von Schlözer's öffentliches und Privatleben aus Originalurkunden“ (1828), I. S. 199 ff. — D.

2) Das königliche historische Institut zu Göttingen hatte Gatterer gegründet, der auch die historische Bibliothek bis 1771 herausgab, als deren Fortsetzung das historische Journal erschien. — D.

aufgewunden und daher auch so perlend, aber auch so unsicher und schwach, als dergleichen Aufgewinde aus einer andern fremden Textur, wo es eigentlich seinen Sitz hatte, zu sein pflegt. So viel wir gerne zugeben, daß in dieser Schrift Gedachtes und Nützliches sei — wo aber pädagogische Treue? Zweck und Würde eines akademischen Lehrers? Soll der für seine Zuhörer! — Schüler! — Kinder! — so glänzen wollen? Antithesen suchen und Schaumblasen sieden und Linsenkörner spießen? Soll er's? lohnt's der Mühe? ist's nützlich und würdig? Wir Deutsche haben bisher den Vorzug gehabt, daß unsre Lehrbücher, bei aller Magerheit und Dürre, wenigstens Richtigkeit, Bestimmtheit gehabt haben, an der dem Lehrlinge auch gewiß am Meisten gelegen ist. Die Akademie, auf der der Verfasser lehrt, hat diesen Vorzug vorzüglich, und hat, als Lehrbücher betrachtet, in den meisten Wissenschaften die besten ihrer Art. Ist die französische Declamation nach diesem Schnitte eine nützliche Neuigkeit? gewinnen oder verlieren unsre Lehrstühle, wenn sie statt Vorlesungen Reden und statt Lehrbücher zierliche Feuerwerke von Luftschwärmern bekommen? Und nun, wie anders, wenn aus diesen Capiteln Declamation Capitel voll Facta und Geschichte (etwa im Ton Tacitus', der doch auch kein Barbar war) geworden wären — wie anders! aber auch wie schwerer! Wir nehmen den Verfasser selbst zum Zeugen, wie schwerer! Nun ist's ja aber ein zu alter Kunstgriff, daß, wenn der Kleinmeister dem Gespräch nicht zu stehen weiß, er weghüpft, die Buhlerin ihr Schminkpflästerchen eben nicht auf den Ort eines Reizes, sondern einer Blase, einer Narbe legt, und der Professor gewiß am Liebsten declamirt, wenn er — nicht lehren will oder kann oder mag — was weiß ich?

Seine Weltgeschichte nennt's Herr Schlözer, und zeigt uns in der Vorrede noch eigentlicher auf dies Besitzthum, auf diese Zueignung des Seinigen — wir zweifeln, ob mehr als Landesherr oder als Triumphator, d. i. als glücklicher Räuber. Das Ideal seiner Weltgeschichte als Ideal, als Gepränge hat schon lange, zu lange existirt, und selbst die so gelehrt scheinende griechische Seite aus Polyb [1]) ist ja, wie das der Verfasser wahrscheinlich aus der Historischen Bibliothek weiß, schon vom Schottländer Moore, und zwar zu

1) IX. 2. — D.

eben dem Zwecke benutzt worden. Die meisten Fehler der gemeinen Weltgeschichten haben schon so viel Andre, und wer mehr als Voltaire und kräftiger als er? gerügt. Der Verfasser hat Voltaire's Namen so gern als Spottnamen auf der Zunge, und wer folgt in süßen Fehlern der Geschichte ihm mehr nach als er? wir trauen kaum, mit Voltaire's anderweitigem Glücke. Der Fuchs, der seinen Schweif beim Rückgange hangen ließ, ist ein zu bekanntes Fabelchen; und hinter Alledem, was Herr Schlözer hier an Geist der Geschichte, an Plan, an Ideal das Seine nennt, ist doch das gewissermaßen schon Alles (Behandlung der Geschichte, als ein großes Ganzes, synchronistisch, ethnographisch, und wie die harten Worte mehr heißen, für die wir hie und da keinen Schleifstein wissen) auch sogar schon geschehen, und zwar nicht durch Rath, durch Befehl, durch Vorschlag, sondern, was weit schwerer und daher auch weniger glänzend geworden, durch meist „verunglückte Versuche".

Sollte es nun nicht leicht sein, die ganzen zwei ersten Capitel durch jede schwimmende Luftblase aufzustechen? und eben aus den verunglückten Versuchen zu zeigen: daß sich das Alles weit leichter sagen als thun lasse; daß zu den meisten Fordernissen noch lange nicht Vorarbeiten gnug sind; daß bei der ganzen alten Geschichte noch die wahre Reinigung des Grundes fehle; daß die Punkte der Zusammenleitung, wenn man Hand anlegt, schwerer werden, als es bei einer Tabelle scheint, und daß in Absicht der Aggregation vieler einzelner Geschichten nur zu oft ein Gemisch werde, wo die Theile nicht halten wollen, auseinanderfließen oder auseinanderfallen; insonderheit aber, daß es mit dem Einen in der Geschichte, „fürs menschliche Geschlecht" betrachtet, immer für uns Menschen eine so problematische Sache sei: wo steht der eine große Endpfahl? wo geht der gerade Weg zu ihm? Was heißt's, „Fortgang des menschlichen Geschlechts"? ist's Aufklärung? Verbesserung? Vervollkommnung? mehrere Glückseligkeit? Wo ist Maß? wo sind Data zum Maße in so verschiednen Zeiten und Völkern, selbst wo wir die besten Nachrichten der Außenseite haben? Der Schwimmer schwimmt mit seinem Ideal über das Alles weg; aber der Täucher? Wenn Herr Schlözer wirklich seine Universalhistorie nach diesem Declamationsplan ausgearbeitet hat, wie er seine Zuhörer durch diesen „Leitfaden" beredet, so mache er sich das Verdienst auch

um die Welt, sie ganz bekannt zu machen. „Welch ein Originalwerk! welch ein großes Verdienst! Das wäre alsdann gewiß seine Universalhistorie, wie dies nur die Repräsentation derselben ist, und jeder gute Apotheker repräsentirt doch nichts Anders auf Schilde und Fensterlade, als seine Apotheke wirklich besitzt. Vielleicht also haben wir nächstens das Vergnügen, ein größeres Buch angezeigt zu sehen, zu dem dies nur der fliegende Anschlagzettel, der aufmunternde „Hier ist zu haben!" oder „Hier läßt sich sehen!" sein sollte.

Universalhistorie endlich! Und die ist eine Tabelle, theils synchronistisch theils nach Völkern. Sie hat wirklich viel Schönes, Erleichterndes und Gedachtes, daß Niemanden die Mühe gereuen wird, sie angesehen zu haben — aber — hier sind wieder Zweifel. Erstlich, ist die Erleichterung nach solchen „runden Zeiten und verminderten Perioden" denn fürs Gedächtniß die einzige und beste Hilfe? oder wäre es nicht weit mnemonischer, aus der Geschichte mehr Bild, ganzes Continuum machen zu können? Der Recensent urtheilt blos nach seinem Gedächtniß, das allerdings eigensinnig sein kann, aber hier ehe in den einförmigen Zahlen „Anlaß zur Verwirrung" als zu mehrerer Unterscheidung findet, und an dieser war doch gelegen! Je mehr Erinnerungsmaale aufgerichtet und diese nur in ein großes Ganze des Bildes gebracht werden können, daß sie wieder unter sich erinnern, desto sicherer! Vielleicht fehlt das hier; fehlte es aber auch nicht, war diese Zahlenneuerung des Tons, des Aufhebens werth? Zweitens dünken uns bei der synchronistischen Tabelle die zusammengefügten Namen oft wieder zu sehr einem Spielwerk, hie und da einem Gepränge des Unbekannten und Possierlichen als der „starken Kette des natürlichen Wahren" nahe zu kommen, die allein dem Gedächtnisse hilft. Wenn man hier Semiramis und Dodona, Sicyon und die Kabiren, Abraham und Ninus, Jakob und Inachus, Karthago und Athalia, Bonifacius, Suintila und Moawija, Guttenberg, Babur, Iwan, Diaz, Ismael und Luther zusammen liest und dann zugleich die vielen Abschnitte dieser Zusammenordnungen liest, so denkt man, der Autor habe mehr spielen und Brunonische Namenepigrammata[1]) machen, als dem Gedächtnisse helfen

1) Giordano Bruno schrieb viele lateinische Abhandlungen über die Mnemonik und Topik seines Meisters Raimundus Lullus. — D.

wollen. Und dann, ist selbst bei dieser Tabelle Alles bewiesen? nichts zu gewagt? nichts des lieben Einfalls wegen da? Die Umschaffung der Erde! die Obelisken- und Pyramidenperiode in Aegypten! Ebräer nebst den Gauren das einzige Volk, dessen Gesetzgebung und Sitten seinen Staat überlebt (und keine Bramanen? keine Schamanen?); die Jonier so gewiß von Javan (und viel andre Ableitungen mehr); der Papst als Pfarrherr, Bischof, Patriarch, Oberpatriarch, Dalai-Lama, und wie an andern Orten die Linnéische Nachäffung sich mehr zeige, für die Historie nicht zu gespielt? Zehn andre Sachen mehr. Bei Allem aber zeigt schon die Länge unsrer Recension, daß wir das Buch beträchtlich halten, und eben deswegen haben wir die Fehler eines Autors, der mehr als eitel werden sollte, freier gerügt.

Halle.[1])

D. J. Sal. Semleri Paraphrasis Evangelii Johannis, cum notis et Cantabrigiensis codicis latino textu. Bei Hemmerde 1771. 1772. 8. 2 Theile.

Es ist wol kaum einer unsrer Leser, der nicht an Kanzel und Altar, auf Brett oder in Form den Evangelist Johannes gesehen hätte: den muntern Jüngling, mit Sonnenglanz umgeben, im Strahl des Himmels eintauchend seine Feder, sie sei so modern geschnitten, als sie wolle, und neben ihm der flügelschwingende Adler. Auch wird kaum ein Leser von noch so stumpfen Sinnen sein, der in seinem Evangelium nicht wenigstens einen Strahl dieses Sonnenglanzes wiedergefunden, den Adlerschwung, wo nicht gesehen, doch fern rauschen gehört und die Meinung der lieben Väter also stets bestätigt hätte. In der That, wer und was der Johannes auch gewesen, mit welchem Geist und Salbung schreibt er nicht! welche reine, hohe Idee, mit der er Christum auffaßt, ihn blos als das sprechende, herabgekommne und zurückkehrende Wort Gottes zu betrachten! als den Strahl, der nur

1) 1772, 61. Stück, den 31. Juli. — D.

immer ins Dunkle scheint, und was bei Reden und Wundern, die beides Zeichen werden, die Finsterniß nie begreift! Welches starke Gefühl der Sendung des Himmels! und große Macht des Berufs, immer Licht und Leben verleihen zu wollen! auf der Erde sich einige der Seinigen zu sammeln, die er liebt, in die Gemeinschaft Gottes einweiht und sie verläßt! Wahrlich, wenn alle unsre Historiographen und Historiographunkeln vom Idealisiren des Helden reden, so ist wol vielleicht, seit die Welt stand, kein Buch gewesen, das auch buchstabenmäßig seinen Gott und Helden mehr idealisirt hätte! Es ist, als ob er Melchisedek wäre, ohne Vater und Mutter, ohne Speise und Hülle, „strahlende Herrlichkeit des Eingebornen, aus dem Schooße des Vaters, voll Geist und Wahrheit“!

Aber nun diesen Maler, der seinen Pinsel in Sonnenglanz tauchte, zu verstehen? zu erklären? Es ist zu bekannt, so wie die Sonne Insecten und Würmer, so hat Johannes von je her Schwärmer geboren: und die akademische Schulgerechtigkeit hat nur immer vergebliche Mühe gehabt, sich dagegen mit Kälte und Blindheit zu wappnen.

Wer die Schriften des Herrn D. Semler's kennt und vom Anfange seiner Erscheinung an den Eifer gesehen, mit dem er Schwärmerei und Systemenkunst, die entgegengesetzten Ausschweifungen der Religion, beide gleichmüthig verfolgt, der wird sich also auch gleich eine Ahnung auf diese Paraphrase Johannes' machen können. Keine mystische Deuteleien! keine dogmatische Wortpressungen! das ist das Gute, ohne welches Noten und Text auf keiner Seite sein konnte, und damit ist der Leser also vor zwo Abgründen und Gefahren schon sehr verbürgt.

Da ferner Herrn D. Semler's große Belesenheit in den Vätern, der Kirchensprache des Neuen Testaments und den Meinungen auch der alten Ketzer und Wortbaumeister bekannt und fast einzig ist, so bekommt hiedurch auch seine Paraphrase ein sehr hervorstechendes Colorit. Wie viel Meinungen nicht sehr geschickt Socinianern und Gnostikern und Aeonenschmieden entnommen! wie viel Worte nicht sehr geschickt aus den Meinungen und Erwartungen der Juden, aus der Kirchensprache der Hellenisten u. s. w. erläutert! In dem Fache steht hier vieles wirklich Neues, Treffendes und Schönes.

Den mechanischen Fleiß endlich! Varianten und Defecte gesammelt! Anführungen und Erläuterungen der Kirchenväter! kurz, für ein akademisches Buch ist diese Erklärung Johannes' wirklich auf manche Weise die erste und beste.

Was nun aber zwischen den zwei genannten Fehlern des Aeußersten, die Herr Semler so glücklich vermieden, und wie viel in der Mitte liege? ob die Paraphrase nicht den Sinn des begeisterten Johannes oft fast ganz wegspüle? und ob die Seele des Exegeten, die nur immer axiomata moralia finden will, überhaupt sehr gebildet sei, dem Johannes zu begegnen? ob Semler den Gesandten Gottes, von dem dies Buch handelt, nicht etwas zu dünne in Gestalt gesehen? ihn vielleicht nur als akademischen Lehrer betrachten können und wollen? ob seinen Allegorien, Wundern und symbolischen Handlungen der Sinn und die Fülle von Sinn widerfahren sei, der den Hörern und Jüngern Jesu erschien? — wer ist, der uns diese Zweifel nicht durch Kritik, sondern durch Beispiel löse?

Alle große Männer der Welt sind bestimmt, von dieser Seite, nur für die Augen, weniger zu erscheinen. Was ist das Aeußere einer symbolischen Handlung? welche Schale! welch Wort der Thorheit! und inwendig in der Seele des Mannes, welch ein großer Sinn und Geist! Bild, Allegorie, Rede ans Volk, Lenken des Herzens der Seinigen, ist auch That! Handlung! Sie hat also auch, wie diese, die Schale um sich, und nur tief, sehr tief den Kern in sich.

Wem ist nicht bekannt, daß ein Wort, zu seiner Zeit gesprochen, ein Wink, das Aufheben eines Strohhalms größer und göttlicher sein kann als tausend Declamationen — Worte! Aber wer kann jenes Große, Göttliche malen? Wer zwei Capitel im Johannes gelesen, wird wissen, daß es eigentlich sein Gesichtspunkt sei, Jesum in einer solchen Reihe symbolischer Worte und Handlungen vorzustellen, wo immer Alle, die um ihn stehen, Wort haben, und Johannes zeigt, daß Geist darin habe sein sollen. Er zeigt's aber wiederum blos seinem Meister ähnlich, nicht paraphrastisch, sondern schweigend-handelnd.

Wem Alles dies, weil's über ein biblisches Buch gesagt ist, Schwärmerei der Andacht scheint, der erinnere sich, falls er Griechisch lesen kann, der Auslegung des liebe-

trunknen Alcibiades auf Sokrates' hölzerne Worte.[1]) Von außen Holz, Kapseln, Satire, einfältige chinesische Kaminpuppen; von innen Geist und Balsam. Man sehe also, daß auch Heiden wenigstens der Andachtschwärmerei fähig gewesen; und soll's doch einmal sein, daß man im Sinn des Autors lese, so müßte man bei der ersten Zeile entweder Johannes ganz aus der Hand legen oder sich in diesen Kreis stiller Handlungen hinzusetzen wagen.

Ueber Eins hat sich (am Rande!) der Recensent mit sehr gefreut: was nun die Elenden, die Semlern nichts als Socinism vorzuwerfen hatten, bei diesem Evangelium sagen werden? Socinianer ist er doch gewiß nicht, und das ist doch jenen Blinden und Tauben, die zum Unglück nicht stumm sind, leider Alles, was sie sehen und prüfen.

Sollt's hier auch nicht eben am erwartetsten Ort sein, so bezeugt der Recensent dem Herrn D. Semler über seine so vielen und mannichfaltigen und mit Undank der Welt sich erworbnen Verdienste wahre Hochachtung; er kann aber auch nicht, aus eben dem Gefühl, unterlassen, es zu bewundern, wie mannichfalt Gott auch gute Menschen brauche, und wie sehr auch unser bester Schatz in irdnen Gefäßen getragen werde. Warum giebt Herr Semler beinah Alles streitend von sich? Warum ladet er, eben durch Streitigkeiten und ewige Vertheidigungen gegen Ketzerei, ja also am Meisten selbst den Verdacht von Ketzerei auf sich und hält auch den Leser mit Gewalt immer auf dem Gedanken fest, dem Ketzerei blos als eine Variante der Denkart gilt, und das sind doch gewiß die würdigsten, wir wollen nicht sagen, die meisten Leser! Wem ist nicht ein Mann bekannt, der gewiß zehnfach mehr Ketzereien als Herr D. Semler auf die Bahn gebracht hat! aber weil er immer blos sich nur ohne Wasser wäscht, den Philologen spielt, ein farbichtes Kleid mit Marktgolde statt des schwarzen Kleides an hat und Gefühl der Religion so recht an Stelle zu athmen weiß, ist und bleibt er ein Erzengel, der selbst dazu beitragen kann, Semlern loszulassen und zu verdammen, wie Er will![2]) Da knirscht mancher guter Leser im Stillen oder lacht; das Getümmel der Welt geht indeß

1) Plat. Conviv., p. 215. 216. — D.
2) Michaelis in Göttingen ist gemeint. — D.

doch fort, und Herr D. Semler schadet der Ruhe seiner Tage und vielleicht auch dem Licht, das seine Lehre stiften könnte und sollte. Es wird zwar immer eine bessere Nachwelt kommen, die in Semler's Schriften einmal die langen Perioden zerstören, das Gold, das viele Gold aus den ungeheuren Schlacken ausbrennen und in Semlern gewiß den wahrheitliebenden Mann erkennen wird, der nur zu aufrichtig war und nicht das schöne Fingerspiel wußte, mit Wahrheit und Religion nur zu buhlen, es im Griff zu haben, wie viel man geben will und behält; sich jetzt stellt, als habe man nichts, und jetzt, als habe man noch sehr viel! — Aber, warum soll das blos die Nachwelt etwa einsehen und nicht lieber die gegenwärtige Welt in Früchten genießen? Herr D. Semler fehlt in seiner Parallele mit Luthern. Eben daß Luther sich bei seiner Zeit mit Aufrichtigkeit und Weisheit so geltend zu machen wußte, half seiner Reformation auf; und die Form unsers Jahrhunderts hat ohne Menschendienst und Täuscherei doch auch diesen edlern Anschein gewiß nöthig. Herr Semler sollte sich also über vieles Gequäk so wegsetzen, als ob's gar nicht da wäre, und wie der Mond am Himmel wegscheinen, wenn auch unten Geschöpfe bellen.

Eben das ist Ursache, warum der Recensent von seiner

Freien Untersuchung des Kanons, Stück 2. Halle 1772 bei Hemmerde, fast 2 Alphabete in 8,

wenig sagen kann. Es ist eine bloße Vertheidigung, daß man den Kanon untersuchen könne, mit so viel Gelehrsamkeit, beiläufig vielen guten Anmerkungen: aber welche Vertheidigung? welches Satzes? Da sollte sich Herr D. Semler nur geradezu, trotz aller Gegenrecensionen, auf den guten gesunden Verstand seiner Leser verlassen, dem es nicht in zwei Alphabeten bewiesen zu werden braucht, daß man den Kanon untersuchen müsse und könne und dürfe, so wenig, als ob man auch erst sehen müsse, wenn man lesen will!

Zürch.[1])

Fragen an Kinder, eine Einleitung in die Religion, von der ascetischen Gesellschaft in Zürch, 8. 190 S.

Dieses Werkchen enthält nichts als Fragen. Antworte, wer da will! Fragen über den Menschen, den gesellschaftlichen Menschen, den gesitteten Menschen! Diese sollen dem Kind vorgetragen, und durch diese soll es klug und fromm werden. Der Gedanke ist besonders. Es soll ein Versuch der Sokratischen Hebammenkunst sein; aber Sokrates richtete sich nach den Fällen, die ihm aufstießen. Hier hingegen haben wir lautere Universalmedicin, die Fieber, Krämpfe, Flüsse, Beinbrüche und Schwangerschaften auf eine Art heilt. Wir können den wohlgemeinten Einfall der Verfasser so wenig als viele andere bisher vorgekommene Erziehungsanstalten billigen. Ja, sie möchten gut sein, wenn ihre Anwendung jeden Eltern so leicht wäre als den Verfassern, oder wenn es ebensowol Familienseelen als Familienstimmen, -Taillen und -Gesichter gäbe! Wenn sich aber nun die gute Mutter mit ihren Universalkinderfragen dahinsetzt und anfängt, und das Kind denkt nicht gerade wie die ascetische Gesellschaft in Zürch, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, es kommt mit einer närrischen Antwort die Quere und macht auf einmal ein ganzes Capitel zu Schande. Was nutzt nun der ganze Schwall von Fragen?

Uns hat es immer geschienen, daß man in der Erziehung nur vertheidigungsweise zu Werke gehen sollte. Wir kennen manche schöne männliche und weibliche Seelen, die, ohne zur wahren Liebe, zur Freundschaft, zur Güte geschnitzt geworden zu sein, aus sich selbst zu allen diesen und tausend andern guten Empfindungen gewachsen sind, und ohne gelernte Moral, ohne Wohlstand, decorum, bienséance, créance, und wie das Unding, das uns so oft für Tugend aufgedrungen wird, und das alle Nationen verdorben hat, in allen Sprachen heißt, studirt zu haben, Alles, was sie umgiebt, glücklich machen und selbst glücklich sind, wie gute Menschen immer sind, bis man ihrer Natur Gewalt anthun will oder sie gar ge-

---

1) Daselbst. — D.

brochen hat. Oder, soll denn doch gefragt werden, so laßt die Kinder uns lehren und fragen und uns nur sorgen, daß wir nicht zu gescheit oder zu närrisch antworten.

Göttingen und Gotha.[1])

J. D. Michaelis' Versuch über die siebenzig Wochen Daniel's. Ein Auszug dessen, was er in seinem deutschen Collegio über das neunte Kapitel Daniel's Neues bemerkt hat. Bei Dietrich 1771. 8. 17 Bog.

Die Zugänge zu diesem Buche sind von allen Seiten bearbeitet und aufgeräumt, die Lesarten gesammelt, die Uebersetzungen verglichen, gemuthmaßt — noch immer indessen ist selbst aus diesen Wegarbeiten zu sehen, daß unten noch Grund los sei, daß nur Sträuche übergeworfen werden, die jedem starken Tritt ersinken, daß zu den 70 Wochen Daniel's noch ein eigner Gabriel gehöre, der uns das Räthsel erkläre. Herr Michaelis hat selbst nur wenige Codices verglichen, und eigentlich zu reden, ist der Cassel'sche Codex sein einziger; Kennicott's Varianten hat er nur in englischer Uebersetzung und Nachricht, wer weiß wie vollständig, bekommen. Die älteste Uebersetzung Daniel's, die Winckelmann, dieser so allgemein nützliche Literator, aus dem Vatican herausgeben wollte, liegt noch. Herr Michaelis also hätte vielleicht, wenn er nicht ein Collegium über dies Capitel gelesen und dies Collegium nun auch gerne seinem Buchhändler hätte lesen wollen, auf den römischen Daniel und Kennicott's Sammlungen gewartet und — warten können.

Es ist beim Ende dieses Capitels wirklich sonderbar, theils daß fast alle Redarten des entgegengesetztesten Doppelsinns fähig, theils insonderheit in Zahlen und Wochen Alles mit Varianten überstreut, die ihrer Anzahl nach schon von aller Auslegung abschrecken sollten. Daniel ist freilich ein junger Prophet, und sein Buch auch der Schreib-

---

1) 1772, Nr. 64, den 11. August. Vgl. Herder's Werke, Th. XXII. S. 80. — D.

art nach gewiß ein junges Buch, auch den Ebräern eins der letzten ihrer blos heiligen Schriften; ohne Zweifel aber sind auch über diesen Versen von Weissagung und Zahl in der großen Reihe Jahrhunderte viele Ausleger-, Dolmetscher-, Verbesserer- und Verschlimmererhände gewesen, und daher rührt vielleicht nicht blos die Menge der Lesarten, sondern auch der Doppelsinn der Worte. Keine Weissagung des Alten Testaments, die Juden und Christen so buchstäblich und chronologisch die Ankunft des Messias und die Zerstörung des jüdischen Reichs zu verkündigen schien als diese: wie konnten also nicht Juden und Christen, und in so mancherlei Interesse, deuteln und ändern? Es ist also, wie gesagt, ein neuer Gabriel zur Zeit des Abendopfers nöthig, nur erst zu zeigen, wie zu lesen sei, ehe wir deuten; und da dem Herrn Professor Michaelis die angezeigten nöthigen Hilfsmittel noch fehlen, so sieht man, daß er kaum dieser Gabriel sein könne.

Ueberdem dünkt uns der Verfasser in Abwägung der Lesarten schon nicht unparteiisch gnug. Er rechnet immer, bei welcher Jahrzahl was Merkwürdiges herauskomme, und also von hinten. Und das ist doch gerade der falscheste Weg, den er selbst verspottet! Zudem, wer wußte denn chronologisch gerade den terminus a quo der Weissagung, um historisch so rechnen zu können? Und dann sein lieber Cassel'scher Codex, und gar nur die spätere hineingeflickte Lesart dieses Codex ist ihm am Ende doch gegen alle andere Alles! Ist das kritische Treue und Kälte?

Hinter aller Aufräumung der Zugänge also muß der Recensent bekennen, daß er nichts weniger als des Verfassers Meinung in Lesart und Auslegung des Gesichts geworden. Das, dünkt mich, ist trotz aller Lesarten offenbar, daß Vers 25. 26. 27 nichts als eine Auslegung und Erklärung des 24. Verses und der dasigen Siebenzig sind. Daniel betet; Gabriel kommt und zeigt ihm das Gesicht der 70 Sieben, und da Daniel jetzt ebenso viel weiß, erklärt er ihm die große 70 Sieben, daß er sie in 7 Sieben und 62 Sieben und eine Sieben theilt und deutet. Wie also hier im Kleinen die Uebersetzung abgehen möge, so bleibt, dünkt mich, der Hauptabschnitt sichtbar, und Herr Michaelis also, der nur von hinten nach der Erfüllung und nach seines einen Cassel'schen Codex

bloßer Buchstabenhineinkünstlung rechnet, hat nicht blos die ganze Sammlung der Abschriften, sondern den Zusammenhang gegen sich. Indem er nun Jahre kettet und hinter einander ordnet, die unter einander stehen sollen, begeht er offenbar (jeder unparteiische Leser lese im Zusammenhange) den Fehler, den jener gelehrte akademische Bauernsohn beging: wo drei Eier sind, sind auch zwei Eier; nun aber 3+2 sind 5 — Also — und man weiß, wie der Vater ihn abfertigte.

Ueberdem ist's unbegreiflich, wie Herr Michaelis den terminus a quo, von dem die 70 Sieben gehen, von der Zeit rechnen könne, da Daniel betet. Wenn Herr Michaelis das ganze Capitel im kritischen Collegium erklärte, fand er Vers 2, daß Daniel „in den Büchern auf die Zahl der Jahre merkte, davon der Herr geredet hatte zum Propheten Jeremias, daß Jerusalem sollte wüste liegen siebenzig Jahr!" Nun fängt er an zu beten, und der Engel kommt, ihn auf sein Gebet über die Siebzig zu unterrichten — über welche Siebzig? Natürlich über die er betet, das sind „die des Propheten Jeremias". Denn der Engel sagt ja selbst, daß er ausgesandt worden, „da Du anfingst zu beten, d. i. da Du Jeremias lasest und Dich über die Siebzig kümmertest". Bleibt nun wol der mindeste Zweifel, daß diese Siebzig vom Wort des Herrn an Jeremias gerechnet werden müssen? Und sogleich geht der ganze Calcül und Prophetentalent Michaelis' hier verloren.

Beide Gründe dünken dem Recensenten schon hinreichend und fast unwidersprechlich, daß Herrn Michaelis' Hypothese — Nichts sei, und er darf also nicht einmal zu historischen Zweifeln seine Zuflucht nehmen, ob das Zeitalter der Seleuciden für die Juden das gewesen, was Michaelis will, ob seine politischen Einfälle von Berlin unter Friedrich, sowie das Andre von Straßburg unter Frankreich Stich halten; ob denn Usserius' Rechnung Daniel's Rechnung sei u. s. w. Auf das Alles darf und soll man sich nicht einlassen; gnug, philosophich, kritisch, exegetisch ist überall Ungrund und Unzusammenhang.

Aber nun, welche Auslegung wir geben? Müssen wir denn, dürfen wir denn welche geben? Ist denn ein Zeitungsschreiber Prophet? oder gar neuer Gabriel, der den Propheten lehre?

Allein, daß einmal der Sinn dieser Worte sehr deutlich werde und schon jetzt werden könne, glauben wir sehr. Und daß es gewiß ein ganz andrer sein werde als der gemeine oder dieser neue unsrer neuen Propheten, dürften wir auch vermuthen. Manum de tabula!

Uebrigens ist diese Schrift ungemein weitläuftig, und wir getrauten uns, was Herr Michaelis in Siebzig sagt, in Sieben sagen zu wollen. Auch mit sehr viel fremden Sachen überschwemmt, die man hier nicht suchen sollte; die Visite des D. Pringle, die Weissagung, daß Frankreich Straßburg einmal verlieren werde u. s. w., mögen Proben sein. Der Ton ist sich selbst Alles ungemein verzeihend und überhaupt sehr abstehend von der nur zu kurzen und dunkeln Erklärung des Engels selbst! Hätte der sich doch mehr und heller erklärt! nur ein Achttheil von Herrn Michaelis' Ausführlichkeit! Aber leider! dem guten Engel Gabriel wurden keine Bogen bezahlt; daher sprach er — leider nur Worte!

Hamburg.[1])

Betrachtungen über den Orient. Aus Reisebeschreibungen zur Aufklärung der heiligen Schrift. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen versehen von J. E. Faber. I. Theil. 1 Alph. 6 Bogen groß 8. Bei Bohn 1772.

Abermals um einen schönen Traum elend betrogen! Die uraltedle und einfältige Natur des Morgenlandes! der Zauberboden voll Hütten und Pilgerzelte und Engelbesuche und Erscheinungen Gottes! das süße Bild der Menschen, die noch halb als Gewächse leben, voll Leidenschaft und im Schlummer — voll Sinn, voll Bilder und ohne Gedanke des Lebens — zusammt dem lichthellen herrlichen Geist, der in ihrem Ausdruck und Lehre und Religion und Gesetzgebung alle Welt

1) 1772, Nr. 69, den 28. August. — D.

um sie zu bestrahlen und zu beleben pflegt — suche wenig oder nichts von diesem Geiste in diesen Betrachtungen, mein Leser! Obgleich aus allen Reisebeschreibungen gesammelt — nach dem Knechtessinn unsers Vorurtheils von einem Engländer gesammelt — es ist ein Feld voll dürren Grases, auf das die Mittagssonne des Morgenlandes getroffen! ein Haufe von Scherbengeräth und verschütteter nahrhafter Speise, mit Schlauben und Schale und Unrath übersät. Allerdings ist das Buch und der scheinbare Vorrath von Anmerkungen „über das Wetter, das Zeltwohnen, das Hausleben, die Lebensart, die Reiseart der Morgenländer" auch sehr beträchtlich — aber das ist Alles Vorrath, vom Wege aufgenommen! viele Reisebeschreibungen gebraucht, aber auf die flachste Weise gebraucht, wo, wer eine Reisebeschreibung in dieser Art gelesen, ohngefähr das Alles gelesen oder sich unmittelbar dazudenken kann und sich hoffentlich weit mehr dazudenken muß. Der Sammler (Herr Harmar) hat viel Anmerkungen mit vieler Mühe und Umständlichkeit aus Orient geholt, etwas Bessers aber in Orient gelassen: muntern, gesunden Verstand, sich das Alles zu denken, es anzuwenden, zu brauchen! Welch ein Trugkalender ist z. B. die Wettergeschichte, voll unnöthiger Fragen und Zweifel um unnöthiger Antwort willen! Ist denn in Alepp und Aegypten und Judäa und Tunis das Wetter gleich? muß, kann's gleich sein? ist's in einem Lande, an einem Ort des Landes regelmäßig? hat nicht jedweder Ort seinen eignen Kalender, auch Vorurtheile seines Kalenders? und welche Sprache hängt mehr von solchen sinnlichen Vorurtheilen, Localbeziehungen u. dergl. ab als die Wettersprache eines sinnlichen Volks in den Zeiten? Ist's also nöthig, daß wir da über jedes Drehen des Wetterhahns einen Propheten haben müssen? und können wir ihn in einem zum Theil so veränderten Lande und noch mehr aus so verschiednen Ländern und Seeküsten haben? Der Wind bläst also, wo er will, und, lieber Harmar, Du brauchst nicht immer zu wissen, von wannen er kommt, und wohin er fährt.

Mit dem Erläutern der heiligen Schrift sieht's noch mißlicher aus. Unbetrachtet, daß Herr Harmar keine Kenntniß der morgenländischen Sprachen habe, so hat er den Geist der Auslegung wahrhaftig noch weniger. Ich wüßte kaum zwo Stellen im ganzen großen Buch, wo Redarten der Bibel ein wahres, neues, nothwendiges Licht aufginge: das Uebrige ist

übertriebner Nachdruck, fremder und Widersinn oder Zeug, das sich von der orientalischen Küche jede occidentalische Köchin besser als der Herr Verfasser denkt. Ueberhaupt sage man, wozu das Kümmelschneiden von Erläutern, das und wie es ein Tagewerk dieses Mannes ist! Soll denn der gute gesunde Verstand ganz aus dem Bibellesen verbannt und gar kein Unterschied in der Welt zwischen dem, was wichtig und unwichtig ist, gemacht werden? Wenn also auch zu dieser und jener Stelle die Erläuterung beigemerkt werden kann, warum nicht kurz beigemerkt? Stelle und Sache der Reisebeschreibung und höchstens das Dritte der Vergleichung dazu — warum die streitende Commentarsuppe? Könnte es auch nie in der Welt von uns gewußt werden, was Jonas' Kikajon und Salomon's goldne Aepfel und David's getrocknete Früchte und Ruben's Dudaim gewesen — es auch nie gewußt werden, wie die Bratschüssel und der Brattopf und der Backtrog und der Brodkorb der damaligen Morgenländer ausgesehen: können wir ihnen deswegen nicht glauben, daß sie damals gewußt, wie das Alles ausgesehen? Und können wir's ihnen nicht lassen, daß sie ihre Kuchen auf beliebige Art gebacken haben? Ich verbiete damit noch immer keine sich treffende Erläuterung. Sie ist angenehm, sie macht anschauend und sinnlich. Aber solch Zeug zur Hauptsache machen, sich darüber den Kopf brechen und so jämmerlich mühsam thun, wenn man nun so etwas nicht weiß — das zeigt nichts als den Geist der Kleinheit,[1]) des Unterschieds zwischen Wesentlich und Unwesentlich, zwischen Schlaube und Kern an, in der wir jetzt wahrhaftig bei unserm Bibelerläutern versunken sind. Schlage auf, mein lieber andächtiger Bibelleser! nicht blos etwa jene längst verschrieenen dicken Bibelglossen; auch die Erläuterungscommentare unsrer orientalischen Philologen in ihren Societäten; auch die berühmten und unmaßgeblich entbehrlichen Fragen an Wallfahrter, die solcher entbehrlichen Fragen wegen entbehrlich gereist sind; auch den ganzen Geist unsrer heiligen Critica, Archaeologia und Philologia — meistens ein Haufe Todtenbeine ohne Geist und Leben!

Allerdings liegt in den Reisebeschreibungen noch ein großer Schatz, auch orientalischen Goldes; aber meistens noch ungebraucht, noch in Schlacken, obgleich nicht mehr in Klüften

1) Hier scheint das Wort Unkenntniß ausgefallen. — D.

der Erde. Wir wissen beinah selbst nicht, wozu wir die Erde durchreist sind.

Eine Anmerkung voll Gefühl orientalischen Geistes ist mehr werth als hundert von der Form ihrer Töpfe. Von letzterer Art sind alle Reisebeschreibungen voll; aber von der erstern, welche Theurung in unsern Prophetenschulen und den Kanzeln unsrer Schriftgelehrten!

Zudem jede gute Anmerkung, die schlecht angewandt wird, ist schlimmer, als wäre sie gar nicht geboren. Wenn sie das Gesicht des Schriftstellers an diesem Ort, in diesem Affect verzerrt, den Aufschwung eines Bildes, einer Leidenschaft mit Blei, wäre es auch mit Golde, wie den Rücken eines Lastthiers beladet; wenn sie mit ihrem Licht und Wärme in diese Speise zugleich Rauch und übeln Geschmack bringt — die meisten Erläuterungen unsers Verfassers sind von der Art. Er bratet Speisen, aber am Feuer orientalischen Kameelmists zur Zeit der Theurung.

Immerhin hätte also das Buch unübersetzt bleiben oder auszugsweise gegeben werden können, wenigstens in Deutschland besser eingeführt und berichtigt werden sollen. Eskuche, Lufft, Paulsen und Andre haben uns Deutschen längst schon solche Bibelerläuterungen aus Reisen gegeben, gewiß nicht schlimmer und besser als diese — und meistens steht im einzigen Eskuche das Beträchtlichste des Engländers. Darauf hätte sollen verwiesen oder Jener aus Diesem ergänzt, oder aus Hasselquist u. A., die Harmar nicht gebraucht, leidig supplirt oder auf Niebuhr's Reisen (wenigstens mit den meisten Anmerkungen des Uebersetzers, die sich ganz darauf beziehen) gewartet werden. Jetzt ist die Schrift von Seiten des Verfassers und Uebersetzers ein mühsamer Beitrag zur Fruchttheurung und zum Kleingeiste unsers Jahrhunderts.

Uebersetzer ist freilich mehr werth als Verfasser; aber doch überall ein junger Uebersetzer! brausender Most in ziemlich alten Schläuchen! In einigen botanischen Anmerkungen ist viel Fleiß; in den Auslegcorrecturen durchaus mehr Sprachkenntniß und richtiger Verstand — sonst aber in Allem zu viel Weitläuftigkeit, zu lauter Ton ohne Stimme, in den Streitigkeiten mit dem H. Hieronymus und dem H. Michaelis zu viel lallender Schall und Verrath eigener Schwäche; die physische Erklärung des Flammenwindes Sammiel z. B. schlechthin — lächerlich.

Leipzig.[1])

Bemerkungen über den Unterschied der Stände in der bürgerlichen Gesellschaft von Joh. Millar Esq. Aus dem Englischen. Bei Schwickert 1772. 8. 15 Bogen.

Der Geist der britannischen Philosophie scheint über Hadrian's Mauer hinüber zu sein und gegenwärtig in den schottischen Gebirgen sich ein Häufchen der Seinigen gesammelt zu haben. Ferguson, Robertson, Gerard, Home, Beattie und hier Millar sind, dünkt mich, Leute, die den meistens matten und einzigen Search sehr überstimmen, und durch das Feld, das sich Alle gleichsam zusammenstimmend erwählt haben, wird ihre Philosophie noch schätzbarer — meistens nämlich Philosophie der Gestalten und Veränderungen des menschlichen Geschlechts nach Maßgabe der Geschichte und Erfahrungen — ein großes, großes Feld, auf dem sich freilich säen und ernten, Garben binden und Aehren lesen läßt, wenn nämlich erstlich gut geackert worden.

Ob das nun alle diese Herren thun und gethan haben, ob nicht auch hier Jeder lieber mit einer Hand voll Aehren davon läuft, sie mögen sein oder eines Andern, reif oder noch grünes, feuchtes Gras sein; ob nicht überhaupt die Naturgeschichte des menschlichen Geschlechts jetzt ein Modestudium werde, das hinter den Montesquieus, Rousseaus, Helvetius, Voltaire u. s. w. nach ziemlich einförmigen Regeln und sehr einförmigen Vorurtheilen gehandhabt werde, und ob also nicht auch hier, wie bei allen guten Sachen in der Welt, die Mode den Geschmack und das Einverständniß die Natur tödten werde: der Recensent ist zu blöde, diese Fragen schon beantworten zu wollen, erinnert sich aber, daß er auch das Buch, das seine Landsleute in diesem Fach für classisch halten, und das unstreitig einen sehr großen Plan in sich hat, Iselin's Geschichte der Menschheit, immer mit dem

1) 1772, Nr. 77, den 25. September. — D.

Kirchhofsegen vorbeigegangen: „von außen schön und übertüncht, inwendig aber" u. s. w.

Herr Joh. Millar Esq. ist öffentlicher Lehrer der Rechte auf der hohen Schule zu Glasgow, und für den Rechtsgelehrten ist allerdings hier eine gute Sammlung von Datis „über den Zustand der Weiber, die väterliche Gewalt, die Gerichtsbarkeit eines Obern über die Glieder eines Stammes oder Dorfs, über den Ursprung eines Oberherrn in größerm Umfange und das Wachsthum eines Volks an Ausbildung und Verfeinerung, endlich über den verschiednen Zustand der Dienstboten in verschiednen Welttheilen" — über diese Artikel hier eine sehr gute Sammlung von Datis aus der Geschichte, meistens mit Raisonnement begleitet. Die Sammlung freilich nichts minder als vollständig; das Raisonnement freilich oft nur leichte Weidensprosse, die verschiednen Stämme des Zauns zu binden — immer aber ein sehr guter, nützlicher Versuch.

Man sieht schon aus dem Verzeichniß der Hauptstücke, daß hier die Stände und Rangsarten nicht eigentlich in Stufen, sondern erst in großen Massen geschichtet werden; alles Feinere, was der Titel rangs zu versprechen schiene, wird man hier vergebens suchen; aber auch der also zurückgezogene Plan ist fast noch unendlich. Die große Heerde Geschöpfe, die menschliches Geschlecht heißt, unter so vielerlei Gestalten, Sitten, Bildungen, Himmelsstrichen, in einem ewigen Strom kleiner Zu- und Abflüsse von Veränderungen: wo soll der Philosoph die Augen haben? binden und ordnen? wohin ordnen? wohin Alles binden? und wie das Unendlichkleine überall bemerken, aus dem doch nur überall das Unendlichgroße wird? In dem Verstande hat Gott nur Rang und Ordnung vom menschlichen Geschlecht in seinem Begriff! die Kette hängt an seinem Thron! Das für uns immer veränderte Gemälde, an dem wir dazu nur einen Vorgrund übersehen können und sollen, hängt ihm allein im Lichte. So was philosophisch Ganzes ist nie zu erwarten!

Millar geht nur den sehr ordentlichen Weg, „wo ein Weib wenig Begierden erregt, wird's wenig geachtet; wo mehr u. s. w. Wo der Vater noch ganz Vater über seine Kinder ist, da ist er noch ganz Vater; wo nicht, da nicht" u. s. w. So durch alle Capitel, Zustände und Folgezeiten, also nur meistens aufs gros äußerer Dazukommenheiten, Hindernisse, Beförderungen, kurz, auf die grobe Masse des Medium, in dem die

Kräfte wirken; übrigens aber auf eine Analyse der wirkenden Kräfte selbst, wo eine Kraft zwei verschiedne Anscheine und Aeußerungen hervorbringen kann, innerlich aber nur immer dieselbe Kraft ist; wo zwei Außenzustände sich einander aufheben und einen dritten hervorbringen, noch aber immer nur die eine Kraft unsichtbar wirkt u. s. w. — darauf läßt er sich weniger ein. Und da nun das menschliche Geschlecht doch so ein vielseitiges Ding, Proteus und Chamäleon ist und wieder aus so viel Gesichtspunkten betrachtet werden kann und immer innerlich so viel Kräfte wirken — man sieht, daß das insonderheit in den Knoten des Ganges manche Täuschungen und Einseitigkeiten fast unvermeidlich macht. Wie z. B. in barbarischen Zeiten ein Weib nicht geachtet sei, erklärt er uns sorgfältig: aber wenn sie nun wieder in eben den Zeiten so sonderbar geachtet wird; wenn sie von Evens Apfelbiß an oft eine Rathgeberin, Göttliche, eine Pallas oder Egeria vorgestellt; wo nun eben in diesen wilden Zeiten der Same liege, daß sich dies θεῖον weiblicher Natur mehr äußere oder mehr anerkannt werde — das zeigt er weniger. Was durch die Abschaffung der Sclaverei der politischen Oekonomie und (nach dem Mode-Hallelujah, zu dem wir uns schon gewöhnt!) der Menschheit, der Menschheit! für Vortheil geschafft sei, zeigt er schön, weitläuftig und mit etwas Eigenliebe eigner Entdeckung: aber nun, was in dem alten deutschen Eigenthumsrecht (was keineswegs polnische Sclaverei war) für Sicherheit, Ruhe und Seligkeit gewesen, die mit alle unsern neuen Verfassungen des Umlaufs in alle Welt verloren geht; was selbst der alte Feudalzustand bei aller Unordnung und Barbarei für Großherrliches, Kühnes und Kräfteerweckendes gehabt, bei unsrer Sitte verloren gangen; endlich der elende Zustand, der eben damals, da die Sclaverei verloren ging, eingeführt wurde, daß wir Alle jetzt an unsichtbarer Kette liegen, und daß uns gegenwärtig ein Ordensband, petit collet, oder ein tolles Schwert an unsern Hüften durch Vorurtheil, Luxus, politische Bestimmung und Verrechnung und hundert gräßliche Krankheiten der Seele mehr, zehnmal mehr fesselt und geißelt und auszehrt, als den Sclaven der leichte Klotz am Fuße beschwert — das Alles fällt weniger in die Augen. Und so werden wir noch lange immer nur eine einseitige Geschichte des menschlichen Geschlechts haben. Endlich muß der Recensent seine unphilosophische Schwach-

heit bekennen, daß ihn alle solche Geschichten menschlicher Kräfte und Ordnungen und Schicksale ohne Theilnehmung ärgern. Für den höchsten Ordner aller Dinge ist Alles gut, und der Mensch in jedem Zustande seines Wesens, er sei Frosch oder Behemoth, für die ganze Zusammenordnung (hoffe und glaube ich wenigstens von ganzem Herzen) auch gut. Auch ist's vortrefflich und recht göttlich für einen Philosophen, uns in Zuständen ein Gutes, ein Vortreffliches, ein Weißes zu entwickeln, wo es der gemeine menschliche Blick, das Gefühl der Bedürfniß und Schwachheit nicht oder nicht immer findet. Dies Geschäft ist die wahre Würde der Philosophie. Aufflug des menschlichen Geistes in den Rath der himmlischen Wächter,[1]) die immer Gutes beschließen, nur daß ihr Schluß für uns arme Sterbliche zu groß, zu hoch, zu weit und breit ist. Von dannen ein leises Wort des Aufschlusses im Munde des Philosophen ist wirkliche Gesandtschaft Gottes; aber nun alle Scenen der Menschheit, gut oder böse, als ob sie alle gleich gut wären, vor einem kalten, gleichgiltigen Blick vorbeistreichen lassen, die bösen höchstens mit dem Wort berühren, ohne aber die bessern, die vorhergegangen oder nachfolgen könnten oder vielleicht schon unsichtbar nahe sind, auch zur Besserung, Aufweckung, Lehre und Trost zu brauchen und sie gleichsam sanft in jene zu verflößen; über alle Zustände der Menschheit zu schreiben, als ob man in keinem Zustande jetzt selbst lebte: es kann dies allerdings historischer Geist, philosophischer Geist, Geist der hohen unfühlbaren, leidenschaftlosen stoischen oder Epikurischen Götter sein, aber — was braucht's Wiederholung! man sieht, was und wo es für Menschen fehle.

---

1) Nach Daniel 4, 14. — D.

Kopenhagen und Leipzig.[1])

James Beattie Versuch über die Natur und Unveränderlichkeit der Wahrheit im Gegensatze der Klügelei und der Zweifelsucht. Aus dem Englischen. Numquam aliud natura, aliud sapientia dicit. Juven. Bei Heineck und Faber 1772. 8.

Endlich wieder ein Mann, der über und für den ganzen Menschen philosophirt hat, bei dem Kopf und Herz und Ader des Lebens doch nicht so unermeßlich entfernt scheinen als bei den meisten Metaphysikern. Beattie ist ein Freund, ein Streiter, ein Eiferer für die Wahrheit; aber nicht für jene bunte Iris von Wahrheit, die sich von einigen Sonnenstrahlen gegenüber auf das düstre, wolkichte, wässrichte Gehirn der sogenannten Philosophen malt, wo sie auf Dunst scheint und mit dem Dunst verfliegt. Unser Verfasser ist einer der baumstarken Leute, bei denen gesunde Vernunft Alles ist, mit der sich auch selbst der „Verstand" (den wir Deutschen, und das hätte der Uebersetzer bemerken sollen! eben im Gegensatz des Verstandes, des common-sense, lieber Vernunft nennen) nicht einmal zu messen habe. Er geht also den Vernünftlern, Klüglingen, Metaphysikern, Idealisten, Skeptikern, und wie soll ich sie mehr nennen? tapfer zu Leibe, zeigt oder will zeigen, daß alle ihre Vernünfteleien nur Schatten an der Wand seien, die bei allem schönen Spiele, da ihnen selbst Substanz fehlt, auch kein Substantielles verdrängen könnten — kurz, Wahrheit, Ueberzeugung, Gewißheit bleibe die ewige Grundfeste des menschlichen Geistes, sei der erste wesentliche Trieb desselben, bei Menschen ein sicherer Instinct, den kein Beweis geben, kein Wortstreit heben könne u. s. w.

Man sieht, das Buch ist in unsern Zeiten willkommen, die doch gewiß Zeiten der Klügelei eher als des gesunden Verstandes, mehr des Vernünftelns als der Vernunft heißen können. Sei's, daß wir uns an Wahrheit so überladen, daß unsre Werkzeuge geschwächt sind und wir aus Ekel nur naschen; oder ist das Holz schon so klein gefällt, daß wir nicht mehr damit bauen und also wie Würme darin mahlen müssen:

1) 1772, Nr. 84 und 85, den 20. und 23. October. — D.

das Factum ist indeß offenbar, und der philosophische Geist, den die Voltaire, Hume, Helvetius, Bayle und Consorten eingeführt haben, ist doch, trutz seiner hagern Gestalt, seiner wankenden Schritte und klappernder Zähne, das Modegespenst des Jahrhunderts, das nicht blos im Finstern daherschleicht, sondern selbst wie eine Pest am Mittage verderbt.

Und da doch dies immer ein häßlich Gespenst ist, auf solche Art an Allem, Wahrheit, Güte, Tugend, menschlicher Bestimmung u. s. w. zweifeln zu können; da es für Menschen, die nur „dies Complement zum Bösen" brauchen, ein sehr verführendes Phantom ist, das auf eine steile Felshöhe lockt und in den Abgrund stürzt; da es endlich für Die, die es nicht so weit bringen kann, wenigstens ein sehr unbehagliches lüftiges Gerippe ist, das sie nur immer vom Wege zerrt — hic et ubique: so rathen wir wohlmeinend allen Buhlern der Philosophie, insonderheit den ersten und dritten Theil dieses Buches, zumal den dritten! zu lesen, wo sie eine sehr kräftige Predigt gegen solches Schattenspiel von Zweifeln und Vernünfteleien lesen werden — eine Predigt, der im Ganzen Niemand Wahrheit, Werth und Wichtigkeit absprechen kann. Der Mensch ist nicht zum Metaphysiciren da, und trennt er einmal Vernunft von gesundem Verstande, Speculation von Gefühl und Erfahrung — der Dädalus und Ikarus hat den festen Boden der Mutter Erde verlassen: wohin kann er sich mit seinen wächsernen pennis homini non datis[1]) hin verlieren? wohin kann er sinken?

Speculation, als Hauptgeschäfte des Lebens, welch elendes Geschäfte! Sie gewöhnt endlich, Alles als Speculation anzusehen — ein Opium, was alle wahre Lebenskraft tödtet und mit süßen Träumen sättigt, aber auch wie selten mit süßen Träumen! Wie oft ist das Reich der Abstractionen die wahre Gegend unterirdischer arsenicalischer Dünste, wo die Goldgräber (Goldgräber nach dem Wahn der Menschen) als Verdammte der Hölle umhergehen, mit blassen Wangen und früh verpestetem Odem! Speculation löst das eiserne Band der Natur, Trieb und Nerve, in Zwirnsfäden — des Widerspruchs und Nichtwiderspruchs, im Handeln des Guten und Bessern 2c. auf — eine flächsne Schnur, die, wenn Feuer an sie reicht, auffährt mit üblem Geruche. Speculation, wenn

1) Hor., Carm., I. 3, 35. — D.

der Sinn des Wahren, common-sense, und noch mehr, wenn der Sinn des Guten, Treue, Gewissen fehlt — ist und bleibt ewiglich auch im feinsten Kopf aller Köpfe ein Farbenspiel an der Wand. Nehmt das Licht weg: wie dunkel! rückt das Prisma ein Wenig: die Farben laufen, mischen sich, sind Schatte, sind verschwunden!

Und nun eben diesem gesunden Sinne an der Wahrheit, diesem simpeln und starken Nerven und Triebe der Menschheit, was ist, zu sehen, wie es ist, und es am Leichtesten so ohne Schminke und Augenspiel zu sehen — diesem gottähnlichen Organ hält der Verfasser seine herrliche Standrede: „daß jede Erkenntnißart sich auf erste simple Grundsätze zurückführen läßt und alle Evidenz am Ende anschauend wird; daß gesunde Vernunft also der eigentliche Standpunkt des Menschen, wie in mathematischer Erkenntniß, so in sinnlicher Evidenz, in innerer Evidenz oder Bewußtsein, bei Schlußfolgerungen von Wirkung auf Ursache, bei Experimentalurtheilen, bei Kenntniß aus der Analogie, bei Glauben auf das Zeugniß Andrer sei" u. s. w. Wenn wir allen diesen Abschnitten des ersten Theils kein Lob zu geben wüßten, würden wir ihnen wenigstens das herrliche Schullob geben, daß sie in der Encyklopädie der menschlichen Logik, die, wie uns alle große Weltweise unsrer Zeit versichern, noch unvollkommen ist;[1]) daß, sintemal erst Wolff und Leibniz die ersten Grundsteine zu ihr gelegt, und nicht weiter als bis Ideen, Urtheile und deutliche Schlüsse gekommen sind, hinfolglich der ganze Theil des praktisch Wahren und Wahrscheinlichen kaum vor dem jüngsten Tage, wenn wir keine Logik mehr brauchen, zu Stande kommen dürfte; daß zu dieser Logik des praktisch Wahren und Wahrscheinlichen oder moralisch Gewissen (wie es die Herren nennen, wenn auch kein Blutstropfe Moral dabei ist) oder zur Logik des **untern** Stockwerks der Seelenkräfte hier viel Vortreffliches enthalten sei. Das Lob wäre alsdann aus dem Register der Encyklopädie! Noch schöner ist ohne Zweifel das andre: Hier wirst Du, Lehrling, einen sehr geraden, simplen Weg geführt! Du lässest hier diesen Sumpf voll witziger Irrlichter zur rechten und jenes Trümmergebäude von Demonstrationen in mathematischer Lehrart, wo Du immer auf idem per idem auf- und abklettern müßtest, linker Hand liegen und gehst geradezu — aber nun wohin? Der Autor sagt:

1) Hier müssen einige Worte ausgefallen sein. — D.

„zur Wahrheit"; aber wie diese nun aussehe, und was sie eigentlich sei, weiß ich nicht, mag auch der Autor selbst nicht wissen, sonst würde er auch wahrscheinlich uns nicht so zu ihr hineifern wollen, sondern uns sanft zu ihr führen, sie uns lieber selbst sanft und stille zeigen — und das thut er nicht! Welcher Sterbliche hat's auch gethan? Indessen, daß er uns auch jetzt nur auf den rechten Weg eifert und uns von Weitem so gewiß viel von ihr rühmt, ist gut. Laß sich Einige aufmachen und wandern: vielleicht finden sie das Goldland, und er sagt gar, daß wir's Alle, wenn wir nur die Augen aufthun wollen, rings um uns haben.

Mit dem zweiten Buche ist der Recensent nicht eigentlich so zufrieden. Das soll nun die Missethäter Berkeley, Hume, zum Theil auch Locke widerlegen; aber der Verfasser gesteht's oft zu sehr, daß er lieber fide implicita an die Wahrheit glaube, wenn er gleich hundert Einwürfen gegen sie nicht begegnen könnte — und also hätte er ihnen auch nicht sollen begegnen wollen. So viel Schönes und Brauchbares und dem Gefühl nach im Grunde Wahres durchweg herrsche, Berkeley ist gar nicht widerlegt; auch der Sophist Hume ist ihm im ganzen Raisonnement ein zu feiner Sophist — und überhaupt haben wir zwo oder drei Anmerkungen gegen diesen Abschnitt, die fast seine ganze Mühe aufheben.

Erstens. Glaubt der Verfasser wol, daß er mit Alledem zur Ueberzeugung und Besserung der Humes etwas beitrage? Was macht denn diesen Geist der Klügelei, der Zweifelei, des eitlen Raisonnirens als entweder Schwäche gewisser Nerven der Menschheit, mit Sachen zu spielen und nur spielen zu können, die man brauchen und nicht besehen sollte? Kann da der Autor mit seiner Widerlegung der schlaffen Fiber Stärke geben? Oder es ist Ekel des Herzens, Mangel an Theilnehmung, der sie da stillstehen und mit dem Fernglase gucken macht, statt daß sie hinlaufen und umarmen sollten. Hat da der Verfasser ein Recept für solches matte Herz, für solchen ekeln Magen? Also sind die Leute wol unbekehrbar, und mit ihnen mußte man nie, nur von ihnen und also auch lieber im Tone der gesetzten Kälte von ihnen sprechen. Wer nicht mit ihnen ist, ist alsdann um so mehr wider sie, und die Ersten wird Hitze der Declamation nicht bekehren.

Zweitens. Es scheint uns unbillig, jede dem Anschein

nach üble Folge eines Systems, einer Hypothese (denn das sind doch im Grunde alle Systeme) nicht zwar dem Autor, aber doch mit zu vieler Schärfe seinem System beizumessen. Es ist doch einmal wenigstens leidlich wahr: die Menschen handeln nach etwas Anderm als kahlen und kalten Systemen. Bayle hat in einem großen Buche[1]) den Satz sehr gemißbraucht, im Grunde aber ist er doch wahr. Der Spinozist hört ja deswegen nicht auf, solche Substanz zu sein wie die andern Menschen, wenn er sich für keine Substanz erkennt; und der Fatalist wird immer wie ein anderer Mensch wählen, wenn er gleich glaubt, daß in der ew'gen Reihe der Dinge seine Wahl keine Wahl ist. Man giebt es gern zu, daß solche Sätze, solche Vorurtheile bei Leuten schädlich sein können, bei denen schon alle Funken glühen und nur noch so ein Windstoß kommen darf, sie zur Flamme zu vereinigen. Ich gebe es zu, daß jener junge Asot Chäreas an Jupiter's Gemälde ein complementum libidinis finden und dann ausrufen kann: Cur ego homuncio non![2]) allein hier wird doch Jeder zugeben, der Maler ist nur von fern schuldig. Die Leidenschaft war schon da, und auch die Philosophie wurde, wahrlich nicht dem Sinn des Urhebers gemäß und als Philosophie, sondern als Gedanke der Leidenschaft gebraucht. Und hatte sie dazu geradesweges der Autor erfunden? und kann dazu nicht der beste Satz mißbraucht werden? Also muß man auch hievon wenigstens mit rechter Entfernung, nach wahrem Licht und Schatten urtheilen.

Drittens. Hume ist allerdings ein schlechter Raisonneur in metaphysischen Sachen; aber dem Idealisten Berkeley ist völlig Unrecht geschehen. Ich betrachte sein System wie das System des Spinoza, Fénélon, Leibniz, Descartes als Fiction, als Dichtung (welch System ist etwas Anders und sollte als etwas Anders betrachtet werden?), und da ist die Dichtung groß, scharfsinnig und durchaus wohl unterhalten, auch als Dichtung mit andern Gründen dichtender Vernunft schwer, ja, ich glaube, unmöglich zu widerlegen.[3]) (Beattie hat ihn wahrlich nicht widerlegt.) Will man also, so kann man ihn für einen Thoren halten, daß er so viel Zeit und Gedanken auf solch großes Poem gewandt, so wie jener Cardinal[4]) den

---

1) Pensées diverses sur les comètes (1682). — D.
2) Ter., Eun., III. 5, 43: Ego homuncio hoc non fecerim? — D.
3) Vgl. Herder's Werke, XIV. S. 785 ff. — D.
4) Hippolyt von Este. — D.

Ariost fragte, wo er alle solch närrisch Zeug zu seiner Epopöe herbekommen habe. Aber weitergehn und Speculation mit common-sense verwirren muß man nicht. Berkeley war Idealist und schrieb vom Theerwasser; er glaubte also nach dem sensus communis Körper, wenn er gleich nach der Speculation keine glaubte. Das ist ja aber so wenig ein Widerspruch, als wir ja Alle sinnlich gewiß überzeugt sind, die Erde stehe still, und astronomisch überzeugt sind, sie gehe. Welcher Thor wird nun seinen Gang auf der Erde unterlassen oder sich dafür fürchten, unter jenem astronomischen Vorwande!

Alas! our sight's so ill
That things, which swiftest move, seem to stand still,

sagt Cowley bei einer sehr würdigen Gelegenheit über die Tugend des Brutus, und die Sache gölte gewiß hier auch. In diesem und anderm Betracht ist's wirklich zu bedauern, daß der Verfasser auch die Herrlichkeit seiner Wahrheit in Affengestalten erniedrigt hat.

Zum Beschluß ist hier eine Stelle aus einem unsrer Landesleute[1]) (Sokratische Denkwürdigkeiten, S. 49. 50), die den Hauptinhalt des Buchs angiebt und mit ein paar feinen Zügen vielleicht mehr als das ganze Buch sagt: „Unser eigen Dasein und die Existenz aller Dinge außer uns muß geglaubt und kann auf keine Weise ausgemacht werden. — Was man glaubt, hat nicht bewiesen zu werden, und ein Satz kann noch so unumstößlich bewiesen sein, ohne deswegen geglaubt zu werden. — Es giebt Beweise von Wahrheiten, die so wenig taugen als die Anwendung, die man von den Wahrheiten selbst machen kann; ja, man kann den Beweis eines Satzes glauben, ohne dem Satz selbst Beifall zu geben. Die Gründe eines Hume mögen noch so triftig sein und ihre Widerlegungen lauter Lehnsätze und Zweifel, so gewinnt und verliert der Glaube gleich viel bei dem geschicktesten Rabulisten und ehrlichsten Sachwalter. Der Glaube ist kein Wort der Vernunft und kann daher auch keinem Angriff derselben unterliegen; weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehen. — Die Beziehung und Uebereinstimmung der Begriffe ist ebendasselbe in einer Demonstration, was Verhältniß und Symmetrie der Linien, Schallwirbel und Farben in der musicalischen Composition und Malerei ist."

---

1) Hamann. — D.

Bremen.[1])

De Vitis Philologorum nostra aetate clarissimorum. Vol IV. & ultimum. Auct. Theoph. Christoph. Harlesio. Impens. Foerster. 1772. 8. 17½ Bog.

Im vierten und letzten Bande der Imperatorum dieses Cornelii Nepotis stehen die Herren Johann Gottfried Lackemacher, Christian Crusius. Natalis Stephan Sanadon, Joh. Christian Martini, Sebald Rau, Elias Stöber, Heinrich Hoogeveen, Johann Michael Heinze, Johann Philipp Castel, Johann Heinrich August Zeibich, Johann Jakob Reiske und Tiberius Hemsterhuis.

Ob Einige und die Meisten von ihnen zu den Philologis nostra aetate clarissimis gehören, würde eine eitle Frage sein. Die meisten leben noch, und da ist Jedweder clariss — selbst die Yorick'sche Hebamme[2]) in ihrer Welt von anderthalb Meilen. Aber daß, wenn sie auch sammt und sonders berühmte Philologen wären, ihre Leben beschrieben werden müßten, das leugnen wir geradezu. Daß der Philolog wie andre Menschenkinder geboren sei, denkt man sich von selbst, und daß er, wenn er können, uxorem duxit rc., ist dem Leser uninteressant, der ja keine Tabelle von Weibern und Kindern aufnehmen, sondern merkwürdige Lebensumstände und Seelenzustände eines außerordentlichen Mannes wissen will. Und solche Lebensumstände und Seelenzustände haben nun die außerordentlichen Männer Johann Gottfried Lackemacher, Johann Christian Martini, Elias Stöber, Johann Heinrich August Zeibich u. s. w. gar nicht. Bei den meisten schrumpft ihr Leben in einen Band Dissertationen ein, und diese sind entweder schon gesammelt, wie bei Lackemacher (Observationum Philologicarum Partes X), oder könnten sehr nützlich gesammelt werden, wie bei Rau, Castel, Zeibich; und damit hat man Leben und res gestas der großen Männer selbst. Was kann doch z. B. nach der billigsten Kritik von Elias Stöber gesagt werden, als: „Er hat einen Manilius herausgegeben"? und von Johann Christian Mar-

1) 1772, Nr. 87, den 30. October. — D.
2) Sterne, „Tristram Shandy", Cap. 7. — D.

tini sogar nur: „Er hat fremde Disputationen herausgegeben, bei denen er keine Mühe gehabt, als sie zusammenzulegen und eine Pagina auf die andre folgen zu lassen.“ Des Wittenberger Crusius Leben ist nur aus Klotzens Vorrede zu desselben Opusculis gezogen, und auch hier sieht man sogleich, mit Lessing zu reden, die stinkende Fettsuppe, mit der dieser Mann Alles begoß. Welch eine Sache, von Fehlern eines Verstorbenen zu schreiben, die ja gar nicht den Gelehrten, den Philologen angingen, und von diesen Fehlern in welchem Tone zu schreiben! Was von Sanadon gesagt wird, ist so viel als nichts: ein langes hyperkritisches Urtheil ohne Maß und Grund. Mit Rau[1]) ist's noch weniger, so schätzbar der Mann in seinem Fache ist.

Reiske und Hemsterhuis also allein. Aber Reiskens Leben, so interessant es wäre, ist äußerst matt und schwach geschrieben. Herr M. Eck, der Verfasser, hat nicht können oder nicht wollen oder nicht dürfen — — kurz, er sticht mit dem, was Reiske hie und da selbst von sich erzählt, z. B. in den meisten seiner Vorreden und insonderheit im letzten Bande der deutschen Uebersetzung von der Pariser Akademie der Aufschriften, gewaltig ab. Wenn der Leser sich wundert, wie Reiskens Leben in die Uebersetzung der Pariser Akademie von ihren ersten Jahren komme, so dient zu wissen, daß, da diese Uebersetzung von der Feder der Madame Gottsched glücklich zur Welt gebracht war und der Verleger vielleicht nicht mehr Findlinge von Beiden in seinen Schooß nehmen wollte, so ward Herrn Verfasser aufgetragen, einen Band noch mit dem Register zu füllen. Der große Mann verstand sich dazu und registerte; aber den Band füllen konnte er nicht und — lieferte also, was ihm nicht bezahlt wurde, einige Anmerkungen über die vorhergehenden Abhandlungen, die er doch zum Register hatte durchlesen müssen, und da auch diese noch nicht zureichten — freilich sonderbarer Einfall! — eine Geschichte seines arabischen Lebenslaufes, dicht vor dem Register. Ort und Einfall abgerechnet, ist Beides vielleicht willkommner als Bände philosophischer Stümperei. Die kurze Anmerkung, die Reiske über einige Arbeiten der Herren von der Akademie macht, ist

1) Johann Eberhard Rau, Professor der Philosophie, auch des Hebräischen und Griechischen zu Herborn (1695—1770), hatte manches Theologische, auch Philosophisches und Geschichtliches drucken lassen. In den „Frankfurter Gel. Anz.“ ist der Name zuerst Rawe, dann Raw geschrieben. — D.

oft mehr werth als die Abhandlung selbst; und es ist äußerst zu beklagen, daß ein Mann wie er das Lesen nur eines Registers wegen übernahm und also nur erste Aufwallungen von Gedanken liefert, meistens, wo es der Franzose gar zu grob machte. Auch was er von seinen Lebensumständen sagt, ist so sonderbar, kühn und stark gesagt, als Manches sich zutraf — ein großer Abstich zu Reiske's Leben von Hrn. M. Eck.

Endlich Tiberius Hemsterhuis. Es ist das Elogium von Ruhnken, was in Leyden vor Jahr und Tag erschienen, und dem wir viele Leser wünschen. Nicht blos die lactea ubertas[1]) des Biographen empfiehlt's (denn die ist doch bisweilen, so glücklich antik sie in manchen Wendungen und in der Form des Ganzen ist, etwas verzuckert), sondern viel mehr, viel mehr das Bild des Mannes selbst. Was für ein hoher Begriff der Kritik, den er gehabt! wie umfassend und erhoben auch über das, was die meisten Köpfe der Herren dieses Bandes sind! Welch ein Gang zur Philologie durch die Schule und Favoritliebe Bernoulli's! Welch ein Zug, wie er, da Bentley's Arbeiten ohngefähr mit den seinigen zusammentreffen, und er den Unterschied blöde und wahrhaft anerkennt, Griechen und Philologie aufgiebt und in Monaten nicht ansehen mag! Da sagt Ruhnken von ihm mit Recht, was Celsus vom Hippokrat: Levia ingenia, quia nihil habent, nil sibi detrahunt. Magno ingenio multaque nihilominus habituro convenit simplex veri erroris confessio. Welche große Manier, wie er die Alten liest, reihenweise herabliest, in einem Jünglinge die kritische Gabe durch Bonsens erforscht! wie er das Auge geübt haben will! die alten Zeiten, als wären es neue, liest, und über die neuen als ein Alter denkt! Ewig Schade, daß das Meiste auch bei einem Genie dieser Art (und dieser Art vielleicht mehr als andrer Studien!) mit ihm ins Grab sinkt, höchstens noch auf seinen Schülern ruht, in den Büchern aber nur tief, oft durch Schweigen und Mangeln tief verborgen ist! Sollte also auch Herr Ruhnken in einigen Stücken, z. B. den Quellen der griechischen und lateinischen Sprache, zu enthusiastisch von seinem Lehrer sprechen — wenigstens schöner und aufmunternder Enthusiasmus!

---

1) Die Quintilian dem Livius zuschrieb. — D.

Aus der Sammlung:

Von Deutscher Art und Kunst.

Shakespeare.[1])

Wenn bei einem Manne mir jenes ungeheure Bild einfällt: „hoch auf einem Felsengipfel sitzend, zu seinen Füßen Sturm, Ungewitter und Brausen des Meers, aber sein Haupt in den Strahlen des Himmels!“ so ist's bei Shakespeare. Nur freilich auch mit dem Zusatz, wie unten am tiefsten Fuße seines Felsenthrones Haufen murmeln, die ihn — erklären, retten, verdammen, entschuldigen, anbeten, verleumden, übersetzen und lästern! — und die er alle nicht hört!

Welche Bibliothek ist schon über, für und wider ihn geschrieben! — die ich nun auf keine Weise zu vermehren Lust habe. Ich möchte es vielmehr gern, daß in dem kleinen Kreise, wo dies gelesen wird, es Niemand mehr in den Sinn komme, über, für und wider ihn zu schreiben, ihn weder zu entschuldigen noch zu verleumden, aber zu erklären, zu fühlen, wie er ist, zu nützen und — wo möglich — uns Deutschen herzustellen. Trüge dies Blatt dazu etwas bei!

Die kühnsten Feinde Shakespeare's haben ihn — unter wie vielfachen Gestalten! — beschuldigt und verspottet, daß er, wenn auch ein großer Dichter, doch kein guter Schauspieldichter, und wenn auch dies, doch wahrlich kein so classischer Trauerspieldichter sei als Sophokles, Euripides, Corneille und Voltaire, die alles Höchste und Ganze dieser Kunst erschöpft. Und die kühnsten Freunde Shakespeare's haben sich meistens nur begnügt, ihn hierüber zu entschuldigen, zu retten, seine Schönheiten nur immer mit Anstoß gegen die Regeln zu wägen, zu compensiren, ihm als Angeklagten das absolvo zu erreden und dann sein Großes desto mehr zu vergöttern, je mehr sie über Fehler die Achsel ziehen mußten. So steht die Sache noch bei den neuesten Herausgebern und Commentatoren über ihn. Ich hoffe, diese Blätter sollen

---

1) Von Deutscher Art und Kunst, S. 71—113. — D.

den Gesichtspunkt verändern, daß sein Bild in ein volleres Licht kommt.

Aber ist die Hoffnung nicht zu kühn? gegen so viele große Leute, die ihn schon behandelt, zu anmaßend? Ich glaube nicht. Wenn ich zeige, daß man von beiden Seiten blos auf ein Vorurtheil, auf Wahn gebaut, der nichts ist, wenn ich also nur eine Wolke von den Augen zu nehmen oder höchstens das Bild besser zu stellen habe, ohne im Mindesten etwas im Auge oder im Bilde zu ändern: so kann vielleicht meine Zeit oder ein Zufall gar Schuld sein, daß ich auf den Punkt getroffen, darauf ich den Leser nun festhalte: „Hier stehe, oder Du siehst nichts als Caricatur!" Wenn wir den großen Knaul der Gelehrsamkeit denn nur immer auf- nnd abwinden sollten, ohne je mit ihm weiter zu kommen — welches traurige Schicksal um dies höllische Weben!

Es ist von Griechenland aus, da man die Wörter Drama, Tragödie, Komödie geerbt; und so wie die Letterncultur des menschlichen Geschlechts auf einem schmalen Striche des Erdbodens den Weg nur durch die Tradition genommen, so ist in dem Schooße und mit der Sprache dieser natürlich auch ein gewisser Regelnvorrath überall mitgekommen, der von der Lehre unzertrennlich schien. Da die Bildung eines Kindes doch unmöglich durch Vernunft geschehen kann und geschieht, sondern durch Ansehen, Eindruck, Göttlichkeit des Beispiels und der Gewohnheit, so sind ganze Nationen in Allem, was sie lernen, noch weit mehr Kinder. Der Kern würde ohne Schlaube nicht wachsen, und sie werden auch nie den Kern ohne Schlaube bekommen, selbst wenn sie von dieser ganz keinen Gebrauch machen könnten. Es ist der Fall mit dem griechischen und nordischen Drama.

In Griechenland entstand das Drama, wie es in Norden nicht entstehen konnte; in Griechenland war's, was es in Norden nicht sein kann. In Norden ist's also nicht und darf nicht sein, was es in Griechenland gewesen. Also Sophokles' Drama und Shakespeare's Drama sind zwei Dinge, die in gewissem Betracht kaum den Namen gemein haben. Ich glaube diese Sätze aus Griechenland selbst beweisen zu können und eben dadurch die Natur des nordischen Drama und des größten Dramatisten in Norden, Shakespeare's, sehr zu entziffern.

Man wird Genese einer Sache durch die andre, aber zugleich Verwandlung sehen, daß sie gar nicht mehr dieselbe bleibt.

Die griechische Tragödie entstand gleichsam aus einem Auftritt, aus den Impromptus des Dithyramben, des mimischen Tanzes, des Chors. Dieser bekam Zuwachs, Umschmelzung: Aeschylus brachte statt einer handelnden Person zween auf die Bühne, erfand den Begriff der Hauptperson und verminderte das Chormäßige. Sophokles fügte die dritte Person hinzu, erfand Bühne. Aus solchem Ursprunge, aber spät, hob sich das griechische Trauerspiel zu seiner Größe empor, ward Meisterstück des menschlichen Geistes, Gipfel der Dichtkunst, den Aristoteles so hoch ehrt und wir freilich nicht tief gnug in Sophokles und Euripides bewundern können.

Man sieht aber zugleich, daß aus diesem Ursprunge gewisse Dinge erklärlich werden, die man sonst, als todte Regeln angestaunt, erschrecklich verkennen müssen. Jene Simplicität der griechischen Fabel, jene Nüchternheit griechischer Sitten, jenes fort ausgehaltne Kothurnmäßige des Ausdrucks, Musik, Bühne, Einheit des Orts und der Zeit — das Alles lag ohne Kunst und Zauberei so natürlich und wesentlich im Ursprunge griechischer Tragödie, daß diese ohne Veredlung zu alle Jenem nicht möglich war. Alles das war Schlaube, in der die Frucht wuchs.

Tretet in die Kindheit der damaligen Zeit zurück. Simplicität der Fabel lag wirklich so sehr in dem, was Handlung der Vorzeit, der Republik, des Vaterlandes, der Religion, was Heldenhandlung hieß, daß der Dichter eher Mühe hatte, in dieser einfältigen Größe Theile zu entdecken, Anfang, Mittel und Ende dramatisch hineinzubringen, als sie gewaltsam zu sondern, zu verstümmeln oder aus vielen abgesonderten Begebenheiten ein Ganzes zu kneten. Wer jemals Aeschylus oder Sophokles gelesen, müßte das nie unbegreiflich finden. Im Ersten, was ist die Tragödie als oft ein allegorisch-mythologisch-halb-episches Gemälde, fast ohne Folge der Auftritte, der Geschichte, der Empfindungen oder gar, wie die Alten sagten, nur noch Chor, dem einige Geschichte zwischengesetzt war? Konnte hier über Simplicität der Fabel die geringste Mühe und Kunst sein? Und war's in den meisten Stücken des Sophokles anders? Sein

Philoktet, Ajax, vertriebner Oedipus u. s. w. nähern sich noch immer so sehr dem Einartigen ihres Ursprunges, dem dramatischen Bilde mitten im Chor. Kein Zweifel, es ist Genesis der griechischen Bühne.

Nun sehe man, wie viel aus der simpeln Bemerkung folge. Nichts minder, als: „das Künstliche ihrer Regeln war — keine Kunst! war Natur!“ Einheit der Fabel — war Einheit der Handlung, die vor ihnen lag, die nach ihren Zeit-, Vaterlands-, Religions-, Sittenumständen nicht anders als solch ein Eins sein konnte. Einheit des Orts — war Einheit des Orts; denn die eine, kurze feierliche Handlung ging nur an einem Ort, im Tempel, Palast, gleichsam auf einem Markt des Vaterlandes vor: so wurde sie im Anfange nur mimisch und erzählend nachgemacht und zwischengeschoben; so kamen endlich die Auftritte, die Scenen hinzu. Aber Alles natürlich noch eine Scene, wo der Chor Alles band, wo der Natur der Sache wegen die Bühne nie leer bleiben konnte u. s. w. Und daß Einheit der Zeit nun hieraus folgte und natürlich mitging — welchem Kinde brauchte das bewiesen zu werden? Alle diese Dinge lagen damals in der Natur, daß der Dichter mit alle seiner Kunst ohne sie nichts konnte!

Offenbar sieht man also auch: die Kunst der griechischen Dichter nahm ganz den entgegengesetzten Weg, den man uns heut zu Tage aus ihnen zuschreit. Jene simplificirten nicht, denke ich, sondern sie vervielfältigten: Aeschylus den Chor, Sophokles den Aeschylus, und man darf nur die künstlichsten Stücke des Letztern und sein großes Meisterstück, den Oedipus in Thebe, gegen den Prometheus oder gegen die Nachrichten vom alten Dithyramb halten, so wird man die erstaunliche Kunst sehen, die ihm dahinein zu bringen gelang. Aber niemals Kunst, aus Vielem ein Eins zu machen, sondern eigentlich aus Einem ein Vieles, ein schönes Labyrinth von Scenen, wo seine größte Sorge blieb, an der verwickeltsten Stelle des Labyrinths seine Zuschauer mit dem Wahn des vorigen Einen umzutauschen, den Knäuel ihrer Empfindungen so sanft und allmählich loszuwinden, als ob sie ihn noch immer ganz hätten, die vorige dithyrambische Empfindung. Dazu zierte er ihnen die Scene aus, behielt ja die Chöre bei und machte sie zu Ruheplätzen der Handlung, erhielt alle mit jedem Wort im Anblick des Ganzen, in Erwartung, im Wahn des Werdens, des Schonhabens (was der lehrreiche Euripides

nachher sogleich, da die Bühne kaum gebildet war, wieder verabsäumte!), kurz, er gab der Handlung (eine Sache, die man so erschrecklich mißversteht) Größe.

Und daß Aristoteles diese Kunst seines Genies in ihm zu schätzen wußte und eben in Allem fast das Umgekehrte war, was die neuern Zeiten aus ihm zu drehen beliebt haben, müßte Jedem einleuchten, der ihn ohne Wahn und im Standpunkte seiner Zeit gelesen. Eben daß er Thespis und Aeschylus verließ und sich ganz an den vielfach dichtenden Sophokles hält, daß er eben von dieser seiner Neuerung ausging, in sie das Wesen der neuen Dichtgattung zu setzen, daß es sein Lieblingsgedanke ward, nun einen neuen Homer zu entwickeln und ihn so vortheilhaft mit dem ersten zu vergleichen; daß er keinen unwesentlichen Umstand vergaß, der nur in der Vorstellung seinen Begriff der Größe habenden Handlung unterstützen konnte — alle das zeigt, daß der große Mann auch im großen Sinn seiner Zeit philosophirte und nichts weniger als an den verengernden kindischen Läppereien Schuld ist, die man aus ihm später zum Papiergerüste der Bühne machen wollen. Er hat offenbar in seinem vortrefflichen Capitel vom Wesen der Fabel „keine[1]) andre Regeln gewußt und anerkannt als den Blick des Zuschauers, Seele, Illusion!" und sagt ausdrücklich, daß sich sonst die Schranken ihrer Länge, mithin noch weniger Art oder Zeit und Raum des Baues, durch keine Regeln bestimmen lassen. O, wenn Aristoteles wieder auflebte und den falschen, widersinnigen Gebrauch seiner Regeln bei Dramas ganz andrer Art sähe! — Doch wir bleiben noch lieber bei der stillen, ruhigen Untersuchung.

Wie sich Alles in der Welt ändert, so mußte sich auch die Natur ändern, die eigentlich das griechische Drama schuf. Weltverfassung, Sitten, Stand der Republiken, Tradition der Heldenzeit, Glaube, selbst Musik, Ausdruck, Maß der Illusion wandelte, und natürlich schwand auch Stoff zu Fabeln, Gelegenheit zu der Bearbeitung, Anlaß zu dem Zwecke. Man konnte zwar das Uralte oder gar von andern Nationen ein Fremdes herbeiholen und nach der gegebnen Manier bekleiden, das that Alles aber nicht

1) Im ersten Druck stand: „in keine". — D.

die Wirkung: folglich war in Allem auch nicht die Seele; folglich war's auch nicht (was sollen wir mit Worten spielen?) das Ding mehr. Puppe, Nachbild, Affe, Statue, in der nur noch der andächtigste Kopf den Dämon finden konnte, der die Statue belebte. Lasset uns gleich (denn die Römer waren zu dumm oder zu klug oder zu wild und unmäßig, um ein völlig gräcisirendes Theater zu errichten) zu den neuen Atheniensern Europens übergehen, und die Sache wird, dünkt mich, offenbar.

Alles, was Puppe des griechischen Theaters ist, kann ohne Zweifel kaum vollkommner gedacht und gemacht werden, als es in Frankreich geworden. Ich will nicht blos an die sogenannten Theaterregeln denken, die man dem guten Aristoteles beimißt, Einheit der Zeit, des Orts, der Handlung, Bindung der Scenen, Wahrscheinlichkeit des Bretterngerüstes u. s. w., sondern wirklich fragen, ob über das gleißende classische Ding, was die Corneille, Racine und Voltaire gegeben haben, über die Reihe schöner Auftritte, Gespräche, Verse und Reime, mit der Abmessung, dem Wohlstande, dem Glanze — etwas in der Welt möglich sei. Der Verfasser dieses Aufsatzes zweifelt nicht blos daran, sondern alle Verehrer Voltaire's und der Franzosen, zumal diese edlen Athenienser selbst werden es geradezu leugnen — haben's ja auch schon gnug gethan, thun's und werden's thun: „Ueber das geht nichts! das kann nicht übertroffen werden!" Und in den Gesichtspunkt des Uebereinkommnisses gestellt, die Puppe aufs Bretterngerüste gesetzt — haben sie Recht und müssen's von Tag zu Tage, je mehr man sich in das Gleißende vernarrt und es nachäfft, in allen Ländern Europens mehr bekommen!

Bei Alledem ist's aber doch ein drückendes unwiderstrebliches Gefühl: „Das ist keine griechische Tragödie, von Zweck, Wirkung, Art, Wesen kein griechisches Drama!" Und der parteiischste Verehrer der Franzosen kann, wenn er Griechen gefühlt hat, das nicht leugnen. Ich will's gar nicht einmal untersuchen, „ob sie auch ihren Aristoteles den Regeln nach so beobachten, wie sie's vorgeben", wo Lessing gegen die lautesten Anmaßungen neulich schreckliche Zweifel erregt hat. Das Alles aber auch zugegeben, Drama ist nicht dasselbe. Warum? Weil im Innern nichts von ihm dasselbe mit jenem ist, nicht Handlung, Sitten, Sprache, Zweck, nichts. Und was

hülfe also alles äußere so genau erhaltne Einerlei? Glaubt denn wol Jemand, daß ein Held des großen Corneille ein römischer oder französischer Held sei? Spanisch-Seneca'sche Helden, galante Helden, abenteurlich tapfere, großmüthige, verliebte, grausame Helden, also dramatische Fictionen, die außer dem Theater Narren heißen würden und wenigstens für Frankreich schon damals halb so fremde waren, als sie's jetzt bei den meisten Stücken ganz sind — das sind sie. Racine spricht die Sprache der Empfindung. Allerdings nach diesem einen zugegebnen Uebereinkommnisse ist nichts über ihn; aber außerdem auch — wüßte ich nicht, wo eine Empfindung so spräche. Es sind Gemälde der Empfindung von dritter, fremder Hand, nie aber oder selten die unmittelbaren, ersten, ungeschminkten Regungen, wie sie Worte suchen und endlich finden. Der schöne Voltaire'sche Vers, sein Zuschnitt, Inhalt, Bilderwirthschaft, Glanz, Witz, Philosophie — ist er nicht ein schöner Vers? Allerdings! der schönste, den man sich vielleicht denken kann, und wenn ich ein Franzose wäre, würde ich verzweifeln, hinter Voltaire einen Vers zu machen — aber schön oder nicht schön, kein Theatervers! für Handlung, Sprache, Sitten, Leidenschaften, Zweck eines (anders als französischen) Drama ewige Schulchrie, Lüge und Galimathias. Endlich Zweck des Allen? Durchaus kein griechischer, kein tragischer Zweck! Ein schönes Stück, wenn es auch eine schöne Handlung wäre, auf die Bühne zu bringen! eine Reihe artiger, wohlgekleideter Herren und Dames schöne Reden, auch die schönste und nützlichste Philosophie in schönen Versen vortragen zu lassen! sie allesammt auch in eine Geschichte dichten, die einen Wahn der Vorstellung giebt und also die Aufmerksamkeit mit sich fortzieht! endlich das Alles auch durch eine Anzahl wohlgeübter Herren und Dames vorstellen lassen, die wirklich viel auf Declamation, Stelzengang der Sentenzen und Außenwerke der Empfindung, Beifall und Wohlgefallen anwenden — das Alles können vortreffliche und die besten Zwecke zu einer lebendigen Lectüre, zur Uebung im Ausdruck, Stellung und Wohlstande, zum Gemälde guter oder gar heroischer Sitten und endlich gar eine völlige Akademie der Nationalweisheit und Decence im Leben und Sterben werden (alle Nebenzwecke übergangen) — schön! bildend! lehrreich! vortrefflich! durchaus aber weder Hand noch Fuß vom Zweck des griechischen Theaters.

Und welches war der Zweck? Aristoteles hat's gesagt, und man hat gnug darüber gestritten — nichts mehr und minder als eine gewisse Erschütterung des Herzens, die Erregung der Seele in gewissem Maß und von gewissen Seiten, kurz, eine Gattung Illusion, die wahrhaftig noch kein französisches Stück zuwege gebracht hat oder zuwege bringen wird. Und folglich (es heiße so herrlich und nützlich, wie es wolle) griechisches Drama ist's nicht! Trauerspiel des Sophokles ist's nicht! Als Puppe ihm noch so gleich, der Puppe fehlt Geist, Leben, Natur, Wahrheit — mithin alle Elemente der Rührung — mithin Zweck und Erreichung des Zwecks. Ist's also dasselbe Ding mehr?

Hiemit würde noch nichts über Werth und Unwerth entschieden, es wäre nur blos von Verschiedenheit die Rede, die ich mit dem Vorigen ganz außer Zweifel gesetzt glaube. Und nun gebe ich's Jedem anheim, es selbst auszumachen, „ob eine Copirung fremder Zeiten, Sitten und Handlungen in Halbwahrheit, mit dem köstlichen Zwecke, sie der zweistündigen Vorstellung auf einem Bretterngerüste fähig und ähnlich zu machen, wol einer Nachbildung gleich" oder übergeschätzt werden könne, die in gewissem Betracht die höchste Nationalnatur war; ob eine Dichtung, deren Ganzes eigentlich (und da wird sich jeder Franzose winden oder vorbeisingen müssen) gar keinen Zweck hat (das Gute ist nach dem Bekenntniß der besten Philosophen nur eine Nachlese im Detail), ob die einer Landesanstalt gleichgeschätzt werden kann, wo in jedem kleinen Umstande Wirkung, höchste, schwerste Bildung lag; ob endlich nicht eine Zeit kommen müßte, da man, wie die meisten und künstlichsten Stücke Corneillens schon vergessen sind, Crébillon und Voltaire mit der Bewunderung ansehen wird, mit der man jetzt die Asträa des Herrn von Urfé und alle Clelien und Aspasien der Ritterzeit ansieht, „voll Kopf und Weisheit, voll Erfindung und Arbeit! es wäre aus ihnen so viel, viel zu lernen — aber Schade, daß es in der Asträa und Clelia ist"! Das Ganze ihrer Kunst ist ohne Natur, ist abenteuerlich, ist ekel. — Glücklich, wenn wir im Geschmack der Wahrheit schon an der Zeit wären! Das ganze französische Drama hätte sich in eine Sammlung schöner Verse, Sentenzen, Sentiments verwandelt — aber der große Sophokles steht noch, wie er ist!

Lasset uns also ein Volk setzen, das aus Umständen, die wir nicht untersuchen mögen, Lust hätte, sich, statt nachzuäffen und mit der Wallnußschale davonzulaufen, selbst lieber sein Drama zu erfinden, so ist's, dünkt mich, wieder erste Frage: wann? wo? unter welchen Umständen? woraus soll's das thun? und es braucht keines Beweises, daß die Erfindung nichts als Resultat dieser Fragen sein wird und sein kann. Holt es sein Drama nicht aus Chor, aus Dithyramb her, so kann's auch nichts Chormäßiges, Dithyrambisches haben. Läge ihm keine solche Simplicität von Factis der Geschichte, Tradition, häuslichen und Staats- und Religionsbeziehungen vor — natürlich kann's nichts von Alledem haben. Es wird sich wo möglich sein Drama nach seiner Geschichte, nach Zeitgeist, Sitten, Meinungen, Sprache, Nationalvorurtheile, Tradition und Liebhabereien, wenn auch aus Fastnachts- und Marionettenspiel (eben wie die edlen Griechen aus dem Chor) erfinden — und das Erfundne wird Drama sein, wenn es bei diesem Volk dramatischen Zweck erreicht. Man sieht, wir sind bei den

toto divisis ab orbe Britannis [1])

und ihrem großen Shakespeare.

Daß da und zu der und vor der Zeit kein Griechenland war, wird kein pullulus Aristotelis leugnen; und hier und da also griechisches Drama zu fordern, daß es natürlich (wir reden von keiner Nachäffung) entstehe, ist ärger, als daß ein Schaf Löwen gebären solle. Es wird allein erste und letzte Frage: „Wie ist der Boden? worauf ist er zubereitet? was ist in ihn gesät? was sollte er tragen können?" Und Himmel! wie weit hier von Griechenland weg! Geschichte, Tradition, Sitten, Religion, Geist der Zeit, des Volks, der Rührung, der Sprache — wie weit von Griechenland weg! Der Leser kenne beide Zeiten viel oder wenig, so wird er doch keinen Augenblick verwechseln, was nichts Aehnliches hat. Und wenn nun in dieser glücklich oder unglücklich veränderten Zeit es eben ein Alter, ein Genie gäbe, das aus seinem Stoff so natürlich, groß und original eine dramatische Schöpfung zöge als die Griechen aus dem ihren — und diese Schöpfung eben auf den verschiedensten Wegen dieselbe Absicht erreichte, wenig-

1) Virg., Buc., I. 67. — D.

stens an sich ein weit vielfach Einfältigers und einfach Vielfältigers — also (nach aller metaphysischen Definition) ein vollkommenes Ganzes wäre — was für ein Thor, der nun vergliche und gar verdammte, weil dies Zweite nicht das Erste sei! Und alle sein Wesen, Tugend und Vollkommenheit beruht ja darauf, daß es nicht das Erste ist, daß aus dem Boden der Zeit eben die andre Pflanze erwuchs.

Shakespeare fand vor und um sich nichts weniger als Simplicität von Vaterlandssitten, Thaten, Neigungen und Geschichtstraditionen, die das griechische Drama bildete, und da also nach dem ersten metaphysischen Weisheitssatze aus Nichts Nichts wird, so wäre, Philosophen überlassen, nicht blos kein griechisches, sondern wenn's außerdem nichts giebt, auch gar kein Drama in der Welt mehr geworden und hätte werden können. Da aber Genie bekanntermaßen mehr ist als Philosophie, und Schöpfer ein ander Ding als Zergliederer, so war's ein Sterblicher, mit Götterkraft begabt, eben aus dem entgegengesetztesten Stoff und in der verschiedensten Bearbeitung dieselbe Wirkung hervorzurufen, Furcht und Mitleid! und beide in einem Grade, wie jener erste Stoff und Bearbeitung es kaum vormals hervorzubringen vermocht! Glücklicher Göttersohn über sein Unternehmen! Eben das Neue, Erste, ganz Verschiedne zeigt die Urkraft seines Berufs.

Shakespeare fand keinen Chor vor sich, aber wohl Staats- und Marionettenspiele. Wohl! er bildete also aus diesen Staats- und Marionettenspielen, dem so schlechten Leim, das herrliche Geschöpf, das da vor uns steht und lebt! Er fand keinen so einfachen Volks- und Vaterlandscharakter, sondern ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten, Gesinnungen, Völkern und Spracharten. Der Gram um das Vorige wäre vergebens gewesen; er dichtete also Stände und Menschen, Völker und Spracharten, König und Narren, Narren und König zu dem herrlichen Ganzen! Er fand keinen so einfachen Geist der Geschichte, der Fabel, der Handlung; er nahm Geschichte, wie er sie fand, und setzte mit Schöpfergeist das verschiedenartigste Zeug zu einem Wunderganzen zusammen, was wir, wenn nicht Handlung im griechischen Verstande, so Action im Sinne der mittlern, oder in der Sprache der neuern Zeiten Begebenheit (événement), großes Ereigniß nennen wollen. O Aristoteles, wenn Du erschienest, wie würdest Du den neuen Sophokles homerisiren! würdest so eine eigne Theorie über

ihn dichten, die jetzt seine Landsleute, Home und Hurd, Pope und Johnson, noch nicht gedichtet haben! würdest Dich freuen, von jedem Deiner Stücke, Handlung, Charakter, Meinungen, Ausdruck, Bühne, wie aus zwei Punkten des Dreiecks Linien ziehen zu können, die sich oben in einem Punkte des Zwecks, der Vollkommenheit, begegnen! würdest zu Sophokles sagen: „Male das heilige Blatt dieses Altars! und Du, o nordischer Barde, alle Seiten und Wände dieses Tempels in Dein unsterbliches Fresco!"

Man lasse mich als Ausleger und Rhapsodisten fortfahren; denn ich bin Shakespeare näher als dem Griechen. Wenn bei Diesem das Eine einer Handlung herrscht, so arbeitet Jener auf das Ganze eines Ereignisses, einer Begebenheit. Wenn bei Jenem ein Ton der Charaktere herrscht, so bei Diesem alle Charaktere, Stände und Lebensarten, so viel nur fähig und nöthig sind, den Hauptklang seines Concerts zu bilden. Wenn in Jenem eine singende feine Sprache wie in einem höhern Aether tönt, so spricht Dieser die Sprache aller Alter, Menschen und Menscharten, ist Dolmetscher der Natur in all ihren Zungen. Und auf so verschiedenen Wegen beide Vertraute einer Gottheit? Und wenn Jener Griechen vorstellt und lehrt und rührt und bildet, so lehrt, rührt und bildet Shakespeare nordische Menschen! Mir ist, wenn ich ihn lese, Theater, Acteur, Coulisse verschwunden! lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung, der Welt! einzelne Gepräge der Völker, Stände, Seelen! die alle die verschiedenartigsten und abgetrenntest handelnden Maschinen, alle (was wir in der Hand des Weltschöpfers sind) unwissende, blinde Werkzeuge zum Ganzen eines theatralischen Bildes, einer Größe habenden Begebenheit, die nur der Dichter überschaut. Wer kann sich einen größern Dichter der nordischen Menschheit und in dem Zeitalter denken!

Wie vor einem Meere von Begebenheit, wo Wogen in Wogen rauschen, so tritt vor seine Bühne! Die Auftritte der Natur rücken vor und ab, wirken in einander, so disparat sie scheinen, bringen sich hervor und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben schien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes. Lear, der rasche, warme, edel-schwache Greis, wie er da vor

seiner Landkarte steht und Kronen wegschenkt und Länder zerreißt — in der ersten Scene der Erscheinung trägt schon allen Samen seiner Schicksale zur Ernte der dunkelsten Zukunft in sich. Siehe, der gutherzige Verschwender, der rasche Unbarmherzige, der kindische Vater wird es bald sein, auch in den Vorhöfen seiner Töchter — bittend, betend, bettelnd, fluchend, schwärmend, segnend — ach Gott! und Wahnsinn ahnend. Wird's sein bald mit blassem Scheitel unter Donner und Blitz, zur untersten Classe von Menschen herabgestürzt, mit einem Narren und in der Höhle eines tollen Bettlers Wahnsinn gleichsam pochend vom Himmel herab. Und nun ist, wie er's ist, in der ganzen leichten Majestät seines Elends und Verlassens; und nun zu sich kommend, angeglänzt vom letzten Strahle Hoffnung, damit diese auf ewig, ewig erlösche! gefangen, die todte Wohlthäterin, Verzeiherin, Kind, Tochter auf seinen Armen! auf ihrem Leichnam sterbend, der alte Knecht dem alten Könige nachsterbend — Gott, welch ein Wechsel von Zeiten, Umständen, Stürmen, Wetter, Zeitläuften! und alle nicht blos *eine* Geschichte — Helden und Staatsaction, wenn Du willst! von *einem* Anfange zu *einem* Ende, nach der strengsten Regel Deines Aristoteles: sondern tritt näher und fühle den *Menschengeist*, der auch jede Person und Alter und Charakter und Nebending in das Gemälde ordnete. Zween alte Väter und alle ihre so verschiednen Kinder! Des einen Sohn gegen einen betrognen Vater unglücklich dankbar, der Andre gegen den gutherzigsten Vater scheußlich undankbar und abscheulich glücklich! Der gegen seine Töchter! diese gegen ihn! ihre Gemahle, Freier und alle Helfershelfer im Glück und Unglück. Der blinde Gloster am Arm seines unerkannten Sohnes und der tolle Lear zu den Füßen seiner vertriebnen Tochter! Und nun der Augenblick der Wegscheide des Glücks, da Gloster unter seinem Baume stirbt und die Trompete ruft, alle Nebenumstände, Triebfedern, Charaktere und Situationen dahin eingedichtet — Alles im Spiel! zu *einem* Ganzen sich fortwickelnd — zu einem *Vater*- und *Kinder*-, *Königs*- und *Narren*- und *Bettler*- und *Elend*-*Ganzen* zusammengeordnet, wo doch überall bei den disparatsten Scenen Seele der Begebenheit athmet, wo Oerter, Zeiten, Umstände selbst, möchte ich sagen, die heidnische *Schicksals*- und *Sternenphilosophie*, die durchweg herrscht, so zu diesem Ganzen gehören, daß ich nichts verändern, versetzen, aus andern

Stücken hieher oder hieraus in andre Stücke bringen könnte. Und das wäre kein Drama? Shakespeare kein dramatischer Dichter? der hundert Auftritte einer Weltbegebenheit mit dem Arm umfaßt, mit dem Blick ordnet, mit der einen durchhauchenden, Alles belebenden Seele erfüllt und nicht Aufmerksamkeit, Herz, alle Leidenschaften, die ganze Seele von Anfang bis zu Ende fortreißt — wenn nicht mehr, so soll Vater Aristoteles zeugen, „die Größe des lebendigen Geschöpfs darf nur mit einem Blick übersehen werden können" — und hier — Himmel! wie wird das Ganze der Begebenheit mit tiefster Seele fortgefühlt und geendet! Eine Welt dramatischer Geschichte, so groß und tief wie die Natur; aber der Schöpfer giebt uns Auge und Gesichtspunkt, so groß und tief zu sehen!

In Othello, dem Mohren, welche Welt! welch ein Ganzes! lebendige Geschichte der Entstehung, Fortgangs, Ausbruchs, traurigen Endes der Leidenschaft dieses edlen Unglückseligen! Und in welcher Fülle und Zusammenlauf der Räder zu einem Werke! wie dieser Jago, der Teufel in Menschengestalt, die Welt ansehn und mit Allen, die um ihn sind, spielen! und wie nun die Gruppe, ein Cassio und Rodrich, Othello und Desdemone, in den Charakteren, mit dem Zunder von Empfänglichkeiten seiner Höllenflamme um ihn stehen muß und Jedes ihm in den Wurf kommt, und er Alles braucht und Alles zum traurigen Ende eilt! Wenn ein Engel der Vorsehung menschliche Leidenschaften gegen einander abwog und Seelen und Charaktere gruppirte und ihnen Anlässe, wo Jedes im Wahn des Freien handelt, zuführt, und er sie Alle mit diesem Wahne als mit der Kette des Schicksals zu seiner Idee leitet — so war der menschliche Geist, der hier entwarf, sann, zeichnete, lenkte.

Daß Zeit und Ort wie Hülsen um den Kern immer mitgehen, sollte nicht einmal erinnert werden dürfen, und doch ist hierüber eben das hellste Geschrei. Fand Shakespeare den Göttergriff, eine ganze Welt der disparatesten Auftritte zu einer Begebenheit zu erfassen, natürlich gehörte es eben zur Wahrheit seiner Begebenheiten, auch Ort und Zeit jedesmal zu idealisiren, daß sie mit zur Täuschung beitrügen. Ist wol Jemand in der Welt zu einer Kleinigkeit seines Lebens Ort und Zeit gleichgiltig? und sind sie's insonderheit in den Dingen, wo die ganze Seele geregt, gebildet, umgebildet wird? in der Jugend, in Scenen der Leidenschaft, in allen Handlungen

aufs Leben? Ist's da nicht eben Ort und Zeit und Fülle der äußern Umstände, die der ganzen Geschichte Haltung, Dauer, Existenz geben muß? und wird ein Kind, ein Jüngling, ein Verliebter, ein Mann im Felde der Thaten sich wol einen Umstand des Locals, des Wie? und Wo? und Wann? wegschneiden lassen, ohne daß die ganze Vorstellung seiner Seele litte? Da ist nun Shakespeare der größte Meister, eben weil er nur und immer Diener der Natur ist. Wenn er die Begebenheiten seines Drama dachte, im Kopf wälzte, wie wälzen sich jedesmal Oerter und Zeiten so mit umher! Aus Scenen und Zeitläuften aller Welt findet sich wie durch ein Gesetz der Fatalität eben die hieher, die dem Gefühl, der Handlung die kräftigste, die idealste ist, wo die sonderbarsten, kühnsten Umstände am Meisten den Trug der Wahrheit unterstützen, wo Zeit- und Ortwechsel, über die der Dichter schaltet, am Lautesten rufen: „Hier ist kein Dichter, ist Schöpfer, ist Geschichte der Welt!"

Als z. B. der Dichter den schrecklichen Königsmord, Trauerspiel Macbeth genannt, als Factum der Schöpfung in seiner Seele wälzte — bist Du, mein lieber Leser, so blöde gewesen, nun in keiner Scene Scene und Ort mitzufühlen — wehe Shakespeare, dem verwelkten Blatte in Deiner Hand! so hast Du nichts von der Eröffnung durch die Zauberinnen auf der Heide unter Blitz und Donner! nichts nun vom blutigen Manne mit Macbeth's Thaten zur Botschaft des Königes an ihn, nichts wider die Scene zu brechen und den prophetischen Zaubergeist zu eröffnen und die vorige Botschaft nun mit diesem Gruße in seinem Haupt zu mischen — gefühlt! nicht sein Weib mit jener Abschrift des Schicksalsbriefes in ihrem Schlosse wandern sehen, die hernach wie grauerlich anders wandern wird! nicht mit dem stillen Könige noch zu guter Letzt die Abendluft so sanft gewittert, rings um das Haus, wo zwar die Schwalbe so sicher nistet, aber Du, o König — das ist im unsichtbaren Werk! — Dich Deiner Mördergrube näherst. Das Haus in unruhiger, gastlicher Zubereitung und Macbeth in Zubereitung zum Morde! Die bereitende Nachtscene Banquo's mit Fackel und Schwert! Der Dolch, der schauerliche Dolch der Vision! Glocke — kaum ist's geschehen und das Pochen an der Thür! — Die Entdeckung, Versammlung — man trabe alle Oerter und Zeiten durch, wo das zu der Absicht, in der Schöpfung, anders als da und so geschehen könnte! Die Mordscene Banquo's im Walde; das

Nachtgastmahl und Banquo's Geist — nun wieder die Hexenheide (denn seine erschreckliche Schicksalsthat ist zu Ende!) — nun Zauberhöhle, Beschwörung, Prophezeihung, Wuth und Verzweiflung! der Tod der Kinder Macduf's unter den Flügeln ihrer einsamen Mutter! und jene zween Vertriebne unter dem Baum, und nun die grauerliche Nachtwanderin im Schlosse und die wunderbare Erfüllung der Prophezeihung — der heranziehende Wald — Macbeth's Tod durch das Schwert eines Ungebornen — ich müßte alle, alle Scenen ausschreiben, um das idealisirte Local des unnennbaren Ganzen, der Schicksals-, Königsmords- und Zauberwelt zu nennen, die als Seele das Stück bis auf den kleinsten Umstand von Zeit, Ort, selbst scheinbarer Zwischenverwirrung belebt, Alles in der Seele zu einem schauderhaften, unzertrennlichen Ganzen zu machen — und doch würde ich mit Allem nichts sagen.

Dies Individuelle jedes Stücks, jedes einzelnen Weltalls geht mit Ort und Zeit und Schöpfung durch alle Stücke. Lessing hat einige Umstände Hamlet's in Vergleichung der Theaterkönigin Semiramis entwickelt: wie voll ist das ganze Drama dieses Localgeistes von Anfang zu Ende! Schloßplatz und bittre Kälte, ablösende Wache und Nachterzählungen, Unglaube und Glaube — der Stern — und nun erscheint's! Kann Jemand sein, der nicht in jedem Wort und Umstande Bereitung und Natur ahne? So weiter. Alles Costüme der Geister erschöpft! der Menschen zur Erscheinung erschöpft! Hahnkräh und Paukenschall, stummer Wink und der nahe Hügel, Wort und Unwort — welches Local! welches tiefe Eingraben der Wahrheit! Und wie der erschreckte König kniet und Hamlet vorbeiirrt in seiner Mutter Kammer vor dem Bilde seines Vaters! Und nun die andre Erscheinung, er am Grabe seiner Ophelia! der rührende good fellow in allen den Verbindungen mit Horaz, Ophelia, Laertes, Fortinbras! das Jugendspiel der Handlung, was durchs Stück fortläuft und fast bis zu Ende keine Handlung wird: wer da einen Augenblick Bretterngerüste fühlt und sucht, und eine Reihe gebundner artiger Gespräche auf ihm sucht, für den hat Shakespeare und Sophokles, kein wahrer Dichter der Welt gedichtet.

Hätte ich doch Worte dazu, um die einzelne Hauptempfindung, die also jedes Stück beherrscht und wie eine Weltseele durchströmt, zu bemerken! Wie es doch in Othello wirklich mit zu dem Stücke gehört, so selbst das Nachtsuchen wie die fabelhafte Wunderliebe, die Seefahrt, der Seesturm, wie die

brausende Leidenschaft Othello's, die so sehr verspottete Todesart, das Entkleiden unter dem Sterbeliedchen und dem Windessausen, wie die Art der Sünde und Leidenschaft selbst — sein Eintritt, Rede ans Nachtlicht u. s. w.: wäre es möglich, doch das in Worte zu fassen, wie das Alles zu einer Welt der Trauerbegebenheit lebendig und innig gehöre! — aber es ist nicht möglich. Kein elendes Farbengemälde läßt sich durch Worte beschreiben oder herstellen, und wie die Empfindung einer lebendigen Welt in allen Scenen, Umständen und Zaubereien der Natur! Gehe, mein Leser, was Du willst, Lear und die Richards, Cäsar und die Heinrichs, selbst Zauberstücke und Divertissements, insonderheit Romeo, das süße Stück der Liebe, auch Roman in jedem Zeitumstande und Ort und Traum und Dichtung — gehe es durch, versuche etwas der Art wegzunehmen, zu tauschen, es gar auf ein französisches Bretterngerüste zu simplificiren — eine lebendige Welt mit allem Urkundlichen ihrer Wahrheit in dies Gerüste verwandelt: schöner Tausch! schöne Wandlung! Nimm dieser Pflanze ihren Boden, Saft und Kraft und pflanze sie in die Luft — nimm diesem Menschen Ort, Zeit, individuelle Bestandheit — Du hast ihm Odem und Seele genommen und ist ein Bild vom Geschöpf.

Eben da ist also Shakespeare Sophokles' Bruder, wo er ihm dem Anschein nach so unähnlich ist, um im Innern ganz wie er zu sein. Da alle Täuschung durch dies Urkundliche, Wahre, Schöpferische der Geschichte erreicht wird und ohne sie nicht blos nicht erreicht würde, sondern kein Element mehr (oder ich hätte umsonst geschrieben) von Shakespeare's Drama und dramatischem Geist bliebe: so sieht man, die ganze Welt ist zu diesem großen Geiste allein Körper; alle Auftritte der Natur an diesem Körper Glieder, wie alle Charaktere und Denkarten zu diesem Geiste Züge — und das Ganze mag jener Riesengott des Spinoza, „Pan! Universum!" heißen. Sophokles blieb der Natur treu, da er eine Handlung eines Orts und einer Zeit bearbeitete: Shakespeare konnt' ihr allein treu bleiben, wenn er seine Weltbegebenheit und Menschenschicksal durch alle die Oerter und Zeiten wälzte, wo sie — nun, wo sie geschehen; und gnade Gott dem kurzweiligen Franzosen, der in Shakespeare's fünften Aufzug käme, um da die Rührung in der Quintessenz herunterzuschlucken! Bei manchen französischen Stücken mag dies wol angehen, weil da Alles nur fürs Theater versificirt und in Scenen

schaugetragen wird: aber hier geht er eben ganz leer aus. Da ist Weltbegebenheit schon vorbei; er sieht nur die letzte, schlechteste Folge, Menschen wie Fliegen fallen; er geht hin und höhnt: Shakespeare ist ihm Aergerniß und sein Drama die dummste Thorheit.

Ueberhaupt wäre der ganze Knäuel von Ort- und Zeitquästionen längst aus seinem Gewirre gekommen, wenn ein philosophischer Kopf über das Drama sich die Mühe hätte nehmen wollen, auch hier zu fragen: „was denn Ort und Zeit sei". Soll's das Bretterngerüste und der Zeitraum eines Divertissements au théâtre sein, so hat Niemand in der Welt Einheit des Orts, Maß der Zeit und der Scenen als — die Franzosen. Die Griechen, bei ihrer hohen Täuschung, von der wir fast keinen Begriff haben, bei ihren Anstalten für das Oeffentliche der Bühne, bei ihrer rechten Tempelandacht vor derselben, haben an nichts weniger als das je gedacht. Wie muß die Täuschung eines Menschen sein, der hinter jedem Auftritt nach seiner Uhr sehen will, ob auch so was in so viel Zeit habe geschehen können? und dem es sodann Hauptelement der Herzensfreude würde, daß der Dichter ihn doch ja um keinen Augenblick betrogen, sondern auf dem Gerüste nur eben so viel gezeigt hat, als er in der Zeit im Schneckengange seines Lebens sehen würde: welch ein Geschöpf, dem das Hauptfreude wäre! Und welch ein Dichter, der darauf als Hauptzweck arbeitete und sich dann mit dem Regelnkram brüstete: „Wie artig habe ich nicht so viel und so viel schöne Spielwerke auf den engen gegebnen Raum dieser Brettergrube, théâtre français genannt, und in den gegebnen Zeitraum der Visite dahin eingeklemmt und eingepaßt! die Scenen filirt und enfilirt! Alles genau geflickt und geheftet!" Elender Ceremonienmeister! Savoyarde des Theaters, nicht Schöpfer! Dichter! dramatischer Gott! Als solchem schlägt Dir keine Uhr auf Thurm und Tempel, sondern Du hast Raum und Zeitmaße zu schaffen, und wenn Du eine Welt hervorbringen kannst, und die nicht anders als in Raum und Zeit existirt, siehe, so ist da im Innern Dein Maß von Frist und Raum, dahin Du alle Zuschauer zaubern, das Du allen aufdringen mußt, oder Du bist — was ich gesagt habe, nur nichts weniger als dramatischer Dichter.

Sollte es denn Jemand in der Welt brauchen demonstrirt

zu werden, daß Raum und Zeit eigentlich an sich nichts, daß sie die relativste Sache auf Dasein, Handlung, Leidenschaft, Gedankenfolge und Maß der Aufmerksamkeit in oder außerhalb der Seele sind? Hast Du denn, gutherziger Uhrsteller des Drama, nie Zeiten in Deinem Leben gehabt, wo Dir Stunden zu Augenblicken und Tage zu Stunden, gegentheils aber auch Stunden zu Tagen und Nachtwachen zu Jahren geworden sind? Hast Du keine Situationen in Deinem Leben gehabt, wo Deine Seele einmal ganz außer Dir wohnte, hier in diesem romantischen Zimmer Deiner Geliebten, dort auf jener starren Leiche, hier in diesem Drückenden äußerer, beschämender Noth — jetzt wieder über Welt und Zeit hinausflog, Räume und Weltgegenden übersprang, Alles um sich vergaß und im Himmel, in der Seele, im Herzen Dessen ist, dessen Existenz Du nun empfindest? Und wenn das in Deinem trägen, schläfrigen Wurm- und Baumleben möglich ist, wo Dich ja Wurzeln gnug am todten Boden Deiner Stelle festhalten und jeder Kreis, den Du schleppst, Dir langsames Moment gnug ist, Deinen Wurmgang auszumessen — nun denke Dich einen Augenblick in eine andre, eine Dichterwelt, nur in einen Traum! Hast Du nie gefühlt, wie im Traum Dir Ort und Zeit schwinden? was das also für unwesentliche Dinge, für Schatten gegen das, was Handlung, Wirkung der Seele ist, sein müssen? wie es blos an dieser Seele liege, sich Raum, Welt und Zeitmaß zu schaffen, wie und wo sie will? Und hättest Du das nur einmal in Deinem Leben gefühlt, wärest nach einer Viertheilstunde erwacht, und der dunkle Rest Deiner Traumhandlungen hätte Dich schwören gemacht, Du habest Nächte hinweg geschlafen, geträumt und gehandelt: dürfte Dir Mahomed's Traum [1]) als Traum noch einen Augenblick ungereimt sein? Und wäre es nicht eben jedes Genies, jedes Dichters, und des dramatischen Dichters insonderheit erste und einzige Pflicht, Dich in einen solchen Traum zu setzen? Und nun denke, welche Welten Du verwirrst, wenn Du dem Dichter Deine Taschenuhr oder Dein Visitenzimmer vorzeigst, daß er dahin und darnach Dich träumen lehre!

Im Gange seiner Begebenheit, im ordine successivorum und simultaneorum seiner Welt, da liegt sein Raum und Zeit. Wie und wo er Dich hinreiße? Wenn er Dich nur dahinreißt, da ist seine Welt. Wie schnell und langsam er die

1) Seiner Entrückung in den Himmel. — D.

Zeiten folgen lasse, er läßt sie folgen; er drückt Dir diese Folge ein: das ist sein Zeitmaß. Und wie ist hier wieder Shakespeare Meister! Langsam und schwerfällig fangen seine Begebenheiten an, in seiner Natur wie in der Natur; denn er giebt diese nur im verjüngten Maße. Wie mühevoll, ehe die Triebfedern in Gang kommen! je mehr aber, wie laufen die Scenen! wie kürzer die Reden und geflügelter die Seelen, die Leidenschaft, die Handlung! und wie mächtig sodann dieses Laufen, das Hinstreuen gewisser Worte, da Niemand mehr Zeit hat! Endlich zuletzt, wenn er den Leser ganz getäuscht und im Abgrunde seiner Welt und Leidenschaft verloren sieht, wie wird er kühn, was läßt er auf einander folgen! Lear stirbt nach Cordelia und Kent nach Lear! es ist gleichsam Ende seiner Welt, jüngster Tag da, da Alles aufeinanderrollt und hinstürzt, der Himmel eingewickelt und die Berge fallen: das Maß der Zeit ist hinweg. Freilich wieder nicht für den lustigen, muntern Kaklogallinier,[1]) der mit heiler, frischer Haut in den fünften Act käme, um an der Uhr zu messen, wie viel da in welcher Zeit sterben. Aber, Gott! wenn das Kritik, Theater, Illusion sein soll — was wäre dann Kritik? Illusion? Theater? was bedeuteten alle die leeren Wörter?

Nun finge eben das Herz meiner Untersuchung an: „wie, auf welche Kunst- und Schöpferweise Shakespeare eine elende Romanze, Novelle und Fabelhistorie zu solch einem lebendigen Ganzen habe dichten können; was für Gesetze unsrer historischen, philosophischen, dramatischen Kunst in jedem seiner Schritte und Kunstgriffe liege". Welche Untersuchung! wie viel für unsern Geschichtbau, Philosophie der Menschenseelen und Drama! Aber ich bin kein Mitglied aller unsrer historischen, philosophischen und schönkünstlichen Akademien, in denen man freilich an jedes Andre eher als an so etwas denkt! Selbst Shakespeare's Landsleute denken nicht daran. Was haben ihm oft seine Commentatoren für historische Fehler gezeiht! der fette Warburton z. B. welche historische Schönheiten Schuld gegeben! Und noch der letzte Verfasser des Versuchs über ihn,[2]) hat er wol die Lieblingsidee,

---

1) Scherzhafter Name der Franzosen (Gallier) als Kakelhühner, nach Swift. Vgl. oben S. 154. — D.
2) Vgl. oben S. 127 ff. — D.

die ich bei ihm suchte: „Wie hat Shakespeare aus Romanzen und Novellen Drama gedichtet?“ erreicht? Sie ist ihm wie dem Aristoteles dieses britischen Sophokles, dem Lord Home, kaum eingefallen.

Also nur einen Wink in die gewöhnlichen Classificationen in seinen Stücken. Noch neuerlich hat ein Schriftsteller,*) der gewiß seinen Shakespeare ganz gefühlt hat, den Einfall gehabt, jenen ehrlichen fishmonger von Hofmann mit grauem Bart und Runzelgesicht, triefenden Augen und seinem plentiful lack of wit together with most weak hams, das Kind Polonius zum Aristoteles des Dichters zu machen und die Reihe von Als und Cals,[1]) die er in seinem Geschwätz wegsprudelt, zur ernsten Classification aller Stücke vorzuschlagen. Ich zweifle. Shakespeare hat freilich die Tücke, leere locos communes, Moralen und Classificationen, die, auf hundert Fälle angewandt, auf alle und keinen recht passen, am Liebsten Kindern und Narren in den Mund zu legen; und eines neuen Stobaei und Florilegii, oder Cornu copiae von Shakespeare's Weisheit, wie die Engländer theils schon haben und wir Deutsche gottlob neulich auch hätten haben sollen — deren würde sich solch ein Polonius und Launcelot, Arlequin und Narr, blöder Richard oder aufgeblasner Ritterkönig am Meisten zu erfreuen haben, weil jeder ganze, gesunde Mensch bei ihm nie mehr zu sprechen hat, als er aus Mund in Hand braucht; aber doch zweifle ich hier noch. Polonius soll hier wahrscheinlich nur das alte Kind sein, das Wolken für Kameele und Kameele für Baßgeigen ansieht, in seiner Jugend auch einmal den Julius Cäsar gespielt hat, und war ein guter Acteur, und ward von Brutus umgebracht, und wohl weiß,

why day is day, night night and time is time,

also auch hier einen Kreisel theatralischer Worte dreht. Wer wollte aber darauf bauen? Oder was hätte man denn nun mit der Eintheilung: Tragedy, Comedy, History, Pastoral, Tragical-Historical, und Historical-Pastoral, und Pastoral-Comical und Tragical-Comical-Historical-Pastoral, und wenn wir die Cals noch hundertmal mischten, was hätten wir endlich? Kein Stück wäre doch griechische Tragedy, Comedy und Pastoral,

*) Briefe über Merkwürdigkeiten der Literatur, 3. Sammlung. — H.

1) In der unten angeführten Stelle des „Hamlet“, II. 2. Im ersten Druck stand statt Als das auch in den Werken beibehaltene „Alt“. — D.

und sollte es nicht sein. Jedes Stück ist History im weitsten Verstande, die sich nun freilich bald in Tragedy, Comedy u. s. w. mehr oder weniger nüancirt. Die Farben aber schweben da so ins Unendliche hin, und am Ende bleibt doch jedes Stück und muß bleiben, was es ist: Historie, Helden- und Staatsaction zur Illusion mittlerer Zeiten oder (wenige eigentliche Plays und Divertissements ausgenommen) ein völliges Größe habendes Ereigniß einer Weltbegebenheit, eines menschlichen Schicksals.

Trauriger und wichtiger wird der Gedanke, daß auch dieser große Schöpfer von Geschichte und Weltseele immer mehr veralte; daß, da Worte und Sitten und Gattungen der Zeitalter wie ein Herbst von Blättern welken und absinken, wir schon jetzt aus diesen großen Trümmern der Ritternatur so weit heraus sind, daß selbst Garrick, der Wiedererwecker und Schutzengel auf seinem Grabe, so viel ändern, auslassen, verstümmeln muß und bald vielleicht, da sich Alles so sehr verwischt und anderswohin neigt, auch sein Drama der lebendigen Vorstellung ganz unfähig werden und eine Trümmer von Kolossus, von Pyramide sein wird, die Jeder anstaunt und Keiner begreift! Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo Du, mein Freund,[1]) der Du Dich bei diesem Lesen erkennst und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmt, wo Du noch den süßen und Deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsern Ritterzeiten in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen! Ich beneide Dir den Traum, und Dein edles deutsches Wirken lass' nicht nach, bis der Kranz dort oben hange. Und solltest Du alsdann auch später sehen, wie unter Deinem Gebäude der Boden wankt und der Pöbel umher stillsteht und gafft oder höhnt, und die dauernde Pyramide nicht alten ägyptischen Geist wieder aufzuwecken vermag — Dein Werk wird bleiben und ein treuer Nachkomme Dein Grab suchen und mit andächtiger Hand Dir schreiben, was das Leben fast aller Würdigen der Welt gewesen:

Voluit! quiescit!

---

1) Goethe, dessen Freundschaft Herder in Straßburg (1770) genoß, und der schon 1772 den Götz geschrieben hatte. Im December dankte Goethe dem Freunde für diesen „Segenswunsch". Vgl. „Aus Herder's Nachlaß", I. S. 44. — D.

Nachschrift

zu dem

„Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian

und die Lieder alter Völker."[1])

Ja, Nachschrift! wo keine Schrift, wo lauter Unrede rings um das leider halb erloschne und entstellte Schaustück der menschlichen Natur, Ossian, ist oder es höchstens ewige Vorrede wird zu dem, was kommen will und kommen soll und nie kommt. Lassen Sie uns also, mein Freund, da die Sache einmal so liegt, dem klügern? oder blödern? Theil des Publicum wenigstens ein Favete linguis![2]) ins Ohr lispeln, wie nichtig es mit Einkleidung des Briefwechsels, der versprochnen Psychologie Ossian's (wenn der Druckfehler anzumerken werth ist[3])), die Fabelreise zu seinen Inseln[4]) völlig zu geschweigen, stehen müsse! wie untreu eine skandinavische Uebersetzung sei, wo der Autor nur aus Uebersetzung und höchstens Wortansicht translatirte, zumal endlich, wie solch Geschwätz, außer dem vielleicht, was es hie und da sage, so wenig Muster sein könne und wolle, wie etwas der Art in der Welt zu *sagen* sei. Ueberhaupt schien damals die lyrische Natur, zu der auch Ossian gebrochne Endtöne liefert, dem Briefwechsler noch so fernher zu tönen, daß er natürlich in die Miene des Lauschers

---

1) Von Deutscher Art und Kunst, S. 113—118. — Dieser begeisterte Preis der Klopstock'schen Oden erschien früher als die Anzeige derselben in der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* (oben S. 158 ff.). Obgleich die *Nachschrift* unmittelbar an den zweiten, mit einem besondern Schmutztitel versehenen Aufsatz „Shakespeare" in „Von Deutscher Art und Kunst" auf derselben Seite anschließt, so gehört sie doch zu dem daselbst an erster Stelle abgedruckten Aufsatze „Auszug aus einem Briefwechsel" u. s. w. Letzterer steht in den *Werken* vor den „Volksliedern" (in unserer Ausgabe findet er sich Th. V. S. 345—372); den Aufsatz über Shakespeare brachten die *Werke* als Beilage der zweiten auf altdeutsche Dichter sich beziehenden Abtheilung der „Nachlese zur schönen Literatur und Kunst", die *Nachschrift* schlossen sie ganz aus. — D.

2) *Schweigt still!* Hor., Carm., III. 1, 2; dem unmittelbar vorhergeht das weiter unten angeführte [Odi profanum] vulgus et arceo. — D.

3) Vgl. Herder's Werke, V. S. 353: „daß ich Sie nicht nächstens mit einer *Psychologie* aus den Gedichten Ossian's heimsuche", wo im ersten Druck (S. 18) *Philologie* stand. — D.

4) Bezieht sich auf die Aeußerung (S. 17): „Als eine Reise nach England noch in meiner Seele lebte" u. s. w. (Herder's Werke, Th. V. S. 352). — D.

fallen mußte, der zu hören glaubt, wo Andre vielleicht nichts hören oder das sausende Kind der Lüfte.

Glücklich, daß er alle seinen kritischen Wahn- und Ahnungsglauben jetzt durch eine Erscheinung*) übertroffen sieht, der er mit Pindarischem Schwunge seinen Kranz zuwerfen wollte, wenn der Kranz nicht dahin verdorrte! Kein kritischer Schöpfeimer und alle Fässer der Danaiden geben Wasser, wo kein Quell ist — und es ist und wird ewig allein jener wunderthätige Huf des Flügelrosses von Genie bleiben, der anschlägt, und der siebenfache Quell strömt.[1])

Siebenfacher Quell! wenn deutsches Ohr noch mehr als Wortklanges und Silbenbaues fähig ist! wenn's kein Märchen vom ersten April sein und bleiben darf, daß die Göttin Harmonie,

„des griechischen Himmels Kind",

noch einmal mit der Asträa oder Uranischen Venus[2]) unser tiefes Cimmerien besuchen würde! am Meisten aber, wenn die volle, gesunde, blühende Weltjugend wieder hergestellt werden kann und soll, daß in Ode und Tischgebet, Kirchen- und Liebsgesange das Herz und kein Regelncodex, kein Horaz, Pindar oder Orbil[3]) statt unser sprechen dürfe — eine Göttererscheinung auf dem Blumengürtel der Grazien und Genien des menschlichen Geschlechts darf so wenig Aus- und Zurufs, als sie den Augen solcher Hinzugerufnen auch nur sichtbar sein kann:

— vulgus et arceo!

Allerdings war's nur immer „lyrischen Stabs Ende",[4]) wie unsre Lehrbücher sich zeither mit Ode, Hymne, Psalm, Elegie, und

*) Oden, bei Bode 1771. Die vorigen Flicke vom Aufsatz waren Jahre vorher dem Verfasser entkommen. — H. [Flicke vom Aufsatz nennt Herder den bruchstückartigen vorhergehenden Aufsatz „Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker". — D.]

---

1) Vgl. Klopstock's Ode Siona:
„Wie des Quells, welcher des Hufs Stampfen entscholl". — D.
2) Nach dem Verse Ovid's (Met., I. 150):
Ultima caelestum terras Astraea reliquit. — D.
3) Der strenge Schulmeister des Horaz (Epist., II. 1, 71). — D.
4) Nach Klopstock's Ode Der Bach:
„Doch mit Nacht decket' Allhend ihm sein Maß,
Daß er des Stabs Ende nur sah". — D.

womit nicht? getragen! Gemälde zu liefern ohne Subject, blos des künstlich angelegten und so wohl unterhaltnen Gesichtspunkts, Compositionsgeistes, Colorits und alles andern feinern Details wegen! Dies allein aus der Autorität eines fremden Vorbildes zu lernen, bei dem doch hundert conventionelle Befremdnisse eben der Schleier sind, in dem wir's zuerst und zuletzt sehen; es mit deutschem Kopf, Fleiß, Glück und Ehrlichkeit zu studiren und sich ihm aufzuopfern; endlich gar den Wohlklang nur in Silbenbau, Strophenbau und Regionen der Periodendeclamation zu setzen und Alles durch die Kunst zu heben,

„die wie die Flöte
Tönet oder —
Ueber die Flöte sich hebt".[1])

Aus Allediesem muß nur immer ein Rembrandt werden, und obgleich Rembrandt ein großer Meister [2]) —

Heil uns, mein Freund, zu unserm — wie soll ich sagen? Guido, Correggio oder Raphael? Aber Engelgesichte hat er gemalt! in Menschengestalt! Siehe dies Bild! welche Wahrheit! Leben! tiefe Seele! wie heben sich die Figuren von der Leinwand hervor, und sprechen (nicht mit uns! uns sehen sie nicht an! denn sie sind nicht für uns gemalt!), aber unter sich — wie handeln, wie sprechen sie und umhüllen uns Gesicht und Seele! Wehe, der hier ausruft: „Das war noch einmal gesungen!" sondern der es still fühlt: „Das muß so empfunden gewesen sein oder —"

Ode! sie wird wieder, was sie war! Gefühl ganzer Situation des Lebens! Gespräch menschlichen Herzens — mit Gott! mit sich! mit der ganzen Natur! Wohlklang! er wird,[3]) was er war. Kein aufgezähltes Harmonienkunststück! Bewegung! Melodie des Herzens! Tanz! In Fehlern und Eigenheiten, wie ist ein Genie noch überall lehrend!

Daß wir doch schon, mein Freund, eine Composition über

---

1) Nach Klopstock's Ode Teone (Preis der wahren Declamation):
„Nicht die Haltung, wie die Flöte
Tönet, oder wie Deine Stimme
Ueber die Flöte sich hebt". — D.

2) Er denkt hierbei an den als Meister der Ode anerkannten Ramler. — D.

3) Es fehlt wol „wieder". — D.

den Allgegenwärtigen,[1]) die Frühlingsfeier und dergleichen hörten! oder vielmehr, daß diese Stücke der Musik schon Gepräge wiedergegeben hätten, was sie — ehedem gehabt hat, und nicht mehr hat! Lassen Sie mich, um vom eklen Lobe abzukommen, mit ein, zwei Wünschen hierüber schließen.

Unser jetzige musicalische Poesienbau — welch ein gothisches Gebäude! Wie fallen die Massen aus einander? wo Verflößung? Uebergang? Fortleitung bis zum Taumel? bis zur Täuschung schönen Wahnsinnes? wo endlich der feine Mittelpunkt, daß keine beider Schwestern herrsche oder diene — Ihr Pieriden und Kastalinnen,[2]) wo?

Unsre eigentlichen Kirchenmusiken haben noch eine erbärmlichere Gestalt. Das erste, das berühmteste von allen, Ramler's Tod Jesu, als Werk des Genies, der Seele, des Herzens, auch nur des Menschenverstandes (sit venia verbo), welch ein Werk![3]) Wer spricht? wer singt? erzählt sich etwas in den Recitativen — so kalt! so scholastisch! als kaum jener Simon von Kana[4]) würde gethan haben, da er vom Felde kam und vorbeizustreichen Lust hatte! Und nun zwischen inne in Arien, in Choral, in Chören — wer spricht? wer singt? Auf einmal eine nützliche Lehre aus der biblischen Geschichte gezogen, locus communis in der besten Gestalt! Und dazu beinahe in allen Personen und Dichtungen des Lebens! und von einer zur andern mit den sonderbarsten Sprüngen! Durchs Ganze kein Standpunkt! kein fortgehender Faden der Empfindung, des Plans, des Zwecks! Ramler's Tod Jesu ist ein erbauliches, nützliches Werk, das ich in solchem Betracht tausendmal beneidet habe. Jede Arie ist fast ein schönes Ganze! viele Recitative auch! — aber als poetisches Werk des Genies — für die Musik! — Herr Ramler hat selbst ein viel zu feines Gefühl, als daß er das nicht weit inniger bemerke.

Seine Hirten bei der Krippe! welche Poesie für die Musik, welch ein Plan, welch ein Ganzes! Das Vordere zu hinterst, und es ist fast noch immer derselbe Eindruck! Idylleneindruck, wo lauter Schäferbilder und -Worte und von Anfang bis zu Ende kein Zug und Hauch einer Hirtenseele ist! blos

---

1) Die Ode hat die Ueberschrift „Dem Allgegenwärtigen". — D.
2) Wenn nicht verdruckt, seltsame Bildung für Kastaliden, wie Theokrit und Martial die Musen nennen. — D.
3) Vgl. Th. XXII. S. 107. — D.
4) Klopstock's „Messias", III. 244 ff. — D.

eine Maske Jesaias', Virgil's und Pope in Schäferkleidern! Und endlich Poesie zur Musik, wo im ganzen Stück nur Bilder und keine Empfindung! Bilder für die Leinwand (da die Lanze z. B. Zeilen hindurch in die Erde wurzelt, emporstrebt, steht, grünt, wird ein Palmbaum u. s. w.), durchaus nicht für den Tonschöpfer! So weiterhin. Und was wäre von seiner Auferstehung zu sagen?

Und nun, wie bearbeiten unsre Tonkünstler das Alles nach dem einmal hergebrachten Leisten? da doch eben der Ursprung dieses Leistens, die Umstände, unter welchen er entstanden u. s. w., wo nicht Jedermann, so doch gewiß uns Deutschen zurufen müßte: „Nicht nachgeahmt, oder Ihr bleibt ewig hinten! und es wird ewig Schande sein, einen Münter[1]) an Metastasio zu messen!" Was das aber nun für eine Gattung Poesie sei, die wahre Mittelgattung zwischen Gemälde und Musik! und was das für eine Gattung Musik sei, die über Poesie nicht herrscht — — —

---

1) Balthasar Münter hatte 1761 „Cantaten über die Evangelia", 1762 „Cantaten über die Episteln", 1769 „Geistliche Cantaten" herausgegeben. — D.

Aus der Lemgoer

Auserlesenen Bibliothek der neuesten deutschen Literatur.

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe. Von J. C. Lavater. Erster Versuch. Mit vielen (61) Kupfern. Leipzig und Winterthur 1775 bei Reich und Steiner. 1 Alph. 13 Bogen gr. 4.[1])

Es ist sonderbar, daß das, was wir täglich sehen und brauchen, was wir an uns haben oder vielmehr selbst sind, wir doch mannichmal nicht zugestehen wollen und es am Wenigsten zu wissen scheinen. Sehe Jeder sich im Spiegel, so sieht er, wenn er eine Seele hat, seine Seele im Körper, im Angesicht: er sieht Physiognomie. Sehe er seinen Nächsten, Freund und Feind, an, erkenne desselben Seele aus Zügen seines Gesichts, aus Gange, Bildung, Miene: er sieht Physiognomie und schließt nach derselben. Täglich schließen wir also hundertmal, bei jedem Fremden und Neuvorkommenden; selbst bei Thieren schließen wir also, wenn wir Kenntniß ihres Geschlechts haben. Ein Roßhändler hat sich in einem besondern Schreiben der Physiognomik vortrefflich angenommen,[2]) und es wäre eine Schande der Menschheit, was wir bei Hund und Pferd können, bei der edeln, geistvollen Menschennatur nicht anwenden zu können, zu wollen oder zu dürfen.

An Physiognomie kann also kein Zweifel sein; vielleicht aber an Physiognomik. Läßt sich das, was wir täglich dunkel, aber stark und innig erkennen, anschauen und in Handlung verwenden, auch wissen? auf deutliche Kenntnisse, Gründe und Beweise zurückführen? Läßt es sich in Wissenschaft und Kunst bringen, daß Jeder den ganzen Abgrund

---

1) Band IX, S. 191 ff. Die Anführungen aus dem Lavater'schen Text in dieser und der folgenden Recension sind häufig ungenau, die Verse S. 307 f. und S. 311 ff. ganz frei überarbeitet. — D.

2) „Schreiben eines Viehhändlers über die Physiognomik", zuerst im „Hannöverschen Magazin"; daraus von Zimmermann 1775 besonders herausgegeben. — D.

physiognomischen Gefühls helle vor sich sehe? Läßt sich sodann, wenn man ein stumpfes Gefühl hätte, der Mangel desselben durch Regeln ersetzen? Läßt sich die physiognomische Kunst und Wissenschaft wie ein ABC, wie jede nüchterne Theorie lernen? Wenn sie sich durch lebendige Beobachtung lernen ließe, wie weit ist Papier und Tinte der Physiognomik empfängig? was läßt sich aus Kupfertafeln, Rissen, Beschreibung, Charakteristik lernen? Wie ist, wenn's einmal zur Kunst und Wissenschaft gebracht würde, die deutlich gewordne Kunst und Wissenschaft anzuwenden? für Mißbräuchen zu sichern? zum Guten zu lenken? Wer über die meisten dieser Fragen (und sie sind's, die alle Gegner der Physiognomik nur dunkel und verwirrt, aber kräftig fühlen) sehr helle, menschenfreundliche und bessernde Erörterungen lesen will, wird sie in einem Theil dieses ersten Versuchs finden. Der gehässige Feind der Physiognomik muß dadurch gewonnen werden und mit Milde das Buch enden; denn es ist Lavater's vortreffliche Art, den Kopf durch das Herz zu gewinnen. Wer geglaubt hat, durch Uebung oder Kenntniß der Physiognomik ein Teufel zu werden oder Teufel zu sehen, lese! Wenn er nicht wirklich einer ist, wird er gebessert von dannen gehen. Anschauung der Liebe und Güte des Schöpfers in der menschlichen Natur, Mitleiden und Erbarmung mit der Empfindung jedes Schwachen und hohes freudiges Zuwallen mit der Bemerkung jedes herrlichen, vollendeten Zuges, Trost und Hoffnung über seine eigne Bildung, welche es auch sei, und Zuversicht der Umwandlung und Verschönerung durch jeden bessern Zug unsrer Seele — die Empfindungen giebt dies Buch in vortrefflichem Felde. Man blättert darin (denn der Druck ist vortrefflich und die Kupfer voll Verschiedenheit, Auswahl, Bedeutung und Schönheit) wie im schönsten Blumengarten der Anschauung; erhebt sich bei jedem herrlichen Gesichte, von Raphael, West, Le Brun empfunden, nach der Natur oder nach der veredelten Natur einer Antike gezeichnet; und wenn man dagegen in Tafeln aus Hogarth das Bild Gottes in menschliche Thiergestalten erniedert sieht und plötzlich wieder einen Christus, Homer, Thomas, Orest und Pylades gewahr wird: wie erquickt wird man! Wie steigt das Menschen- und Gottesgefühl im Ebenbilde der Menschheit durch diese Vermischung! Liebhaber der Natur, der Du Dich an Buffon's Thieren, an Brisson's Vögeln, an Swammerdam's und Rösel's Insecten oder gar an Conchylien und bunten Steinen ergetzen kannst: hebe Deine

Augen auf und siehe Dich selbst! Bemerke die Verschiedenheiten, den Reichthum und die Fülle Deines Geschlechts; fühle den verkörperten Geist, die vermenschte Gottheit im Bilde Deines Wesens, lies Lavater, und Du wirst danken! Unter allen schönen Vignetten, Ueber- und Unterschriften, die das Buch als Gepräge seines Zweckes und Werths hat, fehlt eine, wodurch Apollo selbst seinen Werth und Weisheit beurkundet hätte: es ist die Stimme, die dem Sokrates so heilig ward, die Stimme von jenem Delphischen Tempel: Erkenne Dich selbst! Wenn sie der Weisheit des Sokrates den Preis gab, würde sie dem Zwecke nach diese edeln Uebungen der Menschheit unwürdiger finden?

Das wäre für den Menschenkenner und Liebhaber gnug geantwortet. Den Zweifeln der Gelehrten, der Kunstkenner und Kunstbeschirmer wird Lavater vielleicht im zweiten Theile noch mehr antworten; oder wenn er's nicht thäte, wäre auch wenig versäumt. Jeder der Herren schichte sich diese neue Wissenschaft, wie und wohin er wolle, mit Mängeln und Albernheiten, die er ihr zu geben oder zu lassen gut findet, oder — verwerfe sie ganz und gar. Ein Collegium der Physiognomik hat Lavater wol weder in Kirchen noch Schulen einführen wollen, und dazu ist auch die Theure dieses Buches sehr behilflich. Sobald eine lebendige Sache Wissenschaft, Scienz, geschlossenes Compendium mit Clausuren und Paragraphen wird, so ist sie todt, sie wächst nicht weiter, was sie als lebendiges Studium immer thäte. Das sagt nicht Lavater, sondern Baco!

Eine edle „Zueignung" an den Markgrafen von Baden fängt an mit seinem edeln Bilde. Hieher, Ihr deutschen knechtgebornen Dedicanten, die vor jeder Excellenz als dem Gott der Götter knieen und stinkenden Weihrauch angstvoll duften: wie demüthig spricht Lavater mit einem Fürsten! und zugleich wie frei! Bruder mit Bruder! der Christ mit dem Christen!

Eine abgebrochne Stelle aus Herder's Urkunde über die Worte: „Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde", beginnt das Buch: ein rauhes Ruinstück zwischen glatten, parischen Marmorsäulen. Das erste Fragment, „von der Geringheit der physiognomischen Kenntnisse" des Verfassers, hat die Treue und Demuth selbst geschrieben.

Fragment II—VIII giebt vom Wesen der Physiognomik, ihren Grenzen, Mängeln, Vorwürfen Nachricht. Das IV. rüstete sich mit Zeugnissen für sie von Salomo und Sirach

an bis zu Wolff und Gellert, und das V. „über die menschliche Natur" wird kein Philosoph müssig lesen. Der Verfasser ist ein vortrefflicher klarer Seher; er sagt als simple, alltägliche Bemerkung, was der Vernünftler aus großen Abgründen hergeholt hätte; und oft sagt er mit solch einer simpeln Bemerkung sehr viel. Zeuge davon auch das IX. Fragment „von der Harmonie moralischer und körperlicher Schönheit".

Um den Leser nicht leer zu lassen, siehe einige schöne Stellen. S. 4 der Vorrede. „Wenn Gott dem Pferde eine Lobrede hält, darf ich dem Menschen keine halten? Wenn Christus die Herrlichkeit der Lilie aufdeckt, ist's mir, dem Schüler, unanständig, die Hülle über Gottes Herrlichkeit im Antlitz und in der Bildung des Menschen mit bescheidner Hand wegzuziehen? Urtheile, wer urtheilen kann!"

S. 33. „Es sind in keinem einzigen organischen Wesen so mannichfalte Leben vereint wie in dem Menschen. Er hat ein physisches, ein intellectuelles, ein moralisches Leben; er hat Verstand, Willen, Kraft. Er kann erkennen, das Erkannte wünschen und verlangen und sich wenigstens einen großen Theil davon verschaffen. Dies dreifache Leben im Menschen ist — zwar aufs Genaueste vereinigt und im Grunde vielleicht nur eins, aber im Menschen selbst verschieden, so verschieden als ein Glied vom andern. Jedes dieser Leben hat seinen eigenthümlichen Sitz, seine besondern Werkzeuge und Vehikeln, jeder Zweig dieser Leben rührt von einem Geiste her; jede Art des Lebens haftet aber nur in körperlichen Organen. Es ist uns kein Leben in der Natur bekannt, das nicht in einem Organum hafte, nicht nach der Verschiedenheit desselben verschieden sei" u. s. w.

S. 40. „Die Güte des Menschen mißt sich nach seiner Lust an Schönheit, Freiheit, Vollkommenheit Andrer. Willst Du wissen, ob Dein Herz böse sei, frage Dich nur: suche ich an Andern lieber Vollkommenheiten als Fehler, oder lieber Fehler als Vollkommenheiten auf? Die Kenntniß einer Schönheit und Vollkommenheit ist für den Physiognomisten unendlich wichtiger und fruchtbarer als die Kenntniß von Millionen Fehlern. Jede Art von Vollkommenheit ist nur eine, aber die Abweichungen davon sind unzählig. Nichts ist geschickt, den Menschen menschlicher zu machen, als die Entdeckung und Beobachtung der Schönheiten und Vollkommenheiten der menschlichen Natur. Ist das Auge geübt, Vollkommenheiten zu bemerken, so ist es auch geübt, Vollkommen-

heiten zu suchen; allenthalben findet es den Einzigen, allenthalben Denselben, der es beseelt und erleuchtet, allenthalben unter allen Ruinen der Menschheit noch Fleisch von seinem Fleisch und Gebein von seinen Gebeinen. — Es ist besser, wenig Gutes und Nützliches, als viel Schlimmes und Schädliches zu sagen. In einer Welt, wie die unsrige ist, guter Gott, wer kann Unvollkommenheiten bekannt machen, ohne mehr zu schaden als zu nützen!"

S. 55. „Albrecht Dürer maß, Raphael maß und fühlte den Menschen."

S. 70. „Moralische Erschlaffung zieht in tausend kleinern und größern Dingen Verfall, Verunedlung, Vergröberung, Verderben nach sich, und moralische Kraft, Energie, Thätigkeit, Leidensstärke zieht von diesem Allen zurück und bildet allerlei Anlagen zu Schönem und Gutem, mithin auch den Ausdruck desselben, Schönheit aller Art, aus."

S. 74. „Nehmet die schönsten, herrlichsten Menschen, setzet, daß sie und ihre Kinder sich moralisch verschlimmern, unbändigen Leidenschaften sich überlassen und folglich auch in mancherlei Pfützen und Sümpfe nach und nach immer tiefer versinken: wie sich diese Menschen von Geschlecht zu Geschlecht verunstalten werden! welche aufgeschwollene, tiefgedrückte, verfleischichte, verplumpte, verzogne, neidhagre, rohe Gesichter!"

S. 75. „Allein der Mensch ist nicht nur gemacht, daß er fallen kann, er kann auch wieder zurücksteigen! er kann auch wol höher steigen, als wovon er gefallen ist. Nehmt den häßlichsten Menschen die Kinder, die auch wirklich schon ausgedrücktes Ebenbild ihrer Eltern sind, entreißt sie ihnen und erzieht sie in einer öffentlichen wohleingerichteten und gutexequirten Anstalt: der Schritt, den auch die schlimmsten zu ihrer Verschönerung gethan haben, wird in die Augen fallen. Setzet diese, wenn sie erwachsen sind, in Umstände, die ihnen die Tugend wenigstens nicht schwer machen, und laßt sie sich unter einander heirathen; setzet den Fall, daß in Allen wenigstens einiger Trieb nach Verbesserung fortwirke; daß nur einige Sorgfalt und Fleiß auf die Erziehung verwandt werde; daß die Kinder von Diesen sich auch nur unter sich heirathen u. s. w.: in der fünften, sechsten Generation, welche immer schönere Menschen werdet Ihr haben!"

S. 76. „Welchem Menschenfreunde wallet bei diesen Aussichten das Herz nicht! Hat doch Gott der Schönheit des menschlichen Angesichts eine so hohe Kraft auf das mensch-

liche Herz gegeben. Was fühlest Du, wenn Du vor des Alterthums herrlichen Idealen, wenn Du vor Raphael's, Guido's, West's, Mengs', Füßli's herrlichen Menschen- und Engelsgeschöpfen stehst? Welche Triebe, welche Reize, welche Sehnsucht nach der Veredlung und Verschönerung unsrer gesunknen Natur wandeln Dich an und bringen Deine Seele in Bewegung?

„O Ihr Erfinder, Beförderer und Liebhaber der edelsten Künste, vom schöpfrischen Genie bis zu dem Reichen, der sich durch Ankauf Eurer Werke verdient macht, Ihr wollet Alles verschönern, und das Schönste unter allen, den Menschen, wollet Ihr häßlich machen? — Tändelt Ihr ewig mit den Menschen, Ihr schönen Künstler? Was heißt das? Es heißt: Ihr wollt ein prächtiges Haus bauen und wollt den Bau durch den Rahmenschnitzer und Vergolder ausführen. — Ihr hofft, mit wollustreizenden Stücken seinen Geschmack zu bilden? Was heißt dies? Es heißt: Ihr wollt Eurem Sohne die Weisheit Gottes in der Einrichtung des menschlichen Körpers lehren und geht hin, ihm die verborgnen Theile eines Cadavers zu anatomiren."

S. 77. „Ich ende mit einem hohen Trostworte für mich und Alle, die wir noch Ursache genug haben, über manches Stück unsrer Physiognomie und Bildung, die vielleicht hienieden nicht mehr zu tilgen sind, unzufrieden zu sein, und die dennoch emporstreben nach Vervollkommung des innern Menschen: Es wird in Unehre gesäet und herrlich auferweckt!"

So fließen von Milch und Honig ganze Blätter, ganze Seiten!

Wir kommen auf die Zugaben der Zeichnungen. S. 78 in der Vignette fünf herrliche Köpfe ausschweifender Laster von Chodowiecki, und ein Judas nach Holbein, den Lavater vortrefflich charakterisirt. Christus nach Holbein, ein Ecce homo von Rembrandt und ein Christus nach Werner folgen: die Mängel der Zeichnung und die Art der Charaktere alle mit reinem, edlen, biblischen Geschmacke bezeichnet. Der Verfasser hat im Verfolg ein eigen Fragment vom Christusideal versprochen und wird ohne Zweifel auch dem Mißverständniß Derer begegnen, die seine hohe Christusschönheit mit desselben Niedrigkeit und verachteter Demuth unvereinbar finden, auch wol dazu Weissagungen und Sprüche anführen. Das hohe Christusideal war allerdings,

wie seine ganze Herrlichkeit, die tiefste, simpelste, vielleicht verkannteste Einfalt. Es gehörten Augen dazu, die verschattete Gottheit so in der Knechtsgestalt zu sehen wie sein himmlisches Königreich in den armen Geberden. Eine Ausführung hierüber von Lavater müßte herrlich werden.

S. 92 ein Demokrit, contrastirt S. 95 mit La Mettrie, der sich als Affe Demokrit's stechen lassen. „Was ist Spott eigentlich als Freude an Fehlern, an Disharmonie, an Schaden des Nebenmenschen? Kann dadurch ein Gesicht veredelt, verschönert werden?"

S. 96—100. Gräuel der Trunkenheit nach Hogarth. Abbildung aller lebendigen Laster. „Fasse Dich, Leser! und Du, weiser Vater, oder Du, fromme Mutter, nimm Deinen Sohn oder Deine Tochter bei der Hand, und wenn eine Zähre Dir ins Auge zittert und sie Dich fragen, warum, so zeig ihnen dies Blatt und sprich: ‚Siehe! Diese haben ihre Leiber durch sich selber geschändet und die Herrlichkeit des anbetungswürdigen Schöpfers unter die Gestalt der Bestien erniedert! Das der Vervollkommung fähigste Geschöpf kann das allerunvollkommenste, kann das herrlichste und kann das schrecklichste werden.'" Zwischeninne S. 99 erholt man sich an einem wahrhaftig „jungfräulichen Gesichte voll Einfalt und Unschuld".

Drei Apostelköpfe und drei andre Umrisse folgen, schön entwickelt, und dann S. 110 „einige Umrisse aus West's Orest und Pylades", liebe griechische Geschöpfe! S. 112. Les Adieux de Calas, das bekannte herrliche Stück, das letzte Hinsinken der Trauer und Liebe. S. 114 ein Thomas nach Raphael, der nachher noch als Vignette deutlicher erscheint: Engelsfiguren, wenn das Berühren nur nicht so chirurgisch schiene! Vier eigne Raphaelsköpfe folgen S. 116. Ein Engel war's selbst, der Engel malte. „O Du edler Schöpfer edler Gestalten," hebt er S. 120 zu einer Gestalt voll Sonnenglanz der Unschuld an, „wie oft hast Du schon mein Aug' erquickt und mein Herz erweitert! Du Einziger unter Tausenden, dessen unsterbliche Werke meine Seele umfassen, als wenn ein unsichtbarer himmlischer Geist sich mir näherte oder in die Atmosphäre meines Körpers träte — wie lange kann mein Blick auf Deinen Schöpfungen ruhen, und wie oft wird er, o Du Einziger, zurückkehren, neue Höhen und Tiefen in Dir zu entdecken!" Ist Raphael, ist Lavater, sein Bruder, nicht der herzlichen Apostrophe werth? „Solch einen Ernst

ohn' alle Verzerrung, solch eine offne Entschlossenheit gegen das Laster! solch eine Kraft ohne Steifigkeit, solch eine Festigkeit mit dieser Schlankheit, solch eine unbewölkte Stirn, solch eine Einfachheit des Charakters — o Gott, wie wünsch' ich mir diese umsonst! Umsonst? Ja, ich soll mir vielleicht diese nicht wünschen! soll nicht wünschen, ein Andrer zu werden, als ich bin, nur das zu werden, was ich werden kann!" Lavater nennt das herrliche Engelsangesicht vielleicht einen Joseph, der die Worte spräche: „Wie sollt' ich" 2c.[1]) — Vortrefflich!

S. 118. Knipperdolling und Storzenbecher, ein Seeräuber.[2]) Eiserne Gesichter! Sollte „Uebergewicht von Kraft, umgeben mit Schwachheit", eben Bösewichter zeugen? oder nicht vielmehr Ebenteurer, Waghälse, Nephilim, Räuber? Veredle diese Gesichter, und es werden herrliche Wiedertäufer, Timoleons oder wenigstens Dions, Vaterlandserretter, Freiheitbeschützer in verwirrten Zeiten werden können. Die wahren Bösewichter stehn auf der 17. Tafel und Zugabe 18, S. 122. Schwäche und Arglist sind da die Hauptzüge: „Verwirrung, Bosheit, Falschheit, Schalkheit. So ein Gesicht, wie Du da vor Dir siehst, ist Speise für die Raben, gebrandmarkt, dahingegeben in verkehrten Sinn. Solche Gesichter schafft die Natur nicht! So ist kein Mensch auf Gottes Erdboden, so lang er noch beten kann und betet. Gottesvergessenheit, Du hat sie mit Tollheit trunken gemacht" u. s. w. Ein schöner Roßkopf, besser als jene alle, folgt.

Ich übergehe die sogenannten Apostelköpfe S. 124, auch den Hercules zwischen Tugend und Wollust S. 125, selbst den Kopf des Belvedere'schen Apollo. Sie thun vielleicht ihrer Stelle nicht Gnüge, aus Ursachen, die nicht am Verfasser liegen.

Fragment X. „Von den oft nur scheinbaren Fehlschlüssen des Physiognomisten", voll trefflicher Empfindungen. So auch XI—XIV, „von Schwierigkeiten, Leichtigkeit, Nutzen, Schaden der Physiognomik". Man sieht, es sind alles nur Grundsteine zum künftigen Werke. Fragment XV. „Der Physiognomist", XVI. „Von einigen Physiognomisten": sind alle keines Auszugs fähig.

---

1) 1. Mos. 39, 9. — D.

2) Vgl. Klopstock's Ode: Der Denkstein (Hempel'sche Ausg., Th. V. S. 309. 311). — D.

So weit die Präliminarien des Werks; nun fangen physiognomische Uebungen an, und zwar im Kinderspiele, als Räthsel zum Auflösen (Seite 185—193). Nun aber plötzlich siehe einen Kopf von Raphael und rufe: „Das ist Wahrheit!" Es ist nicht „prüfende Aufmerksamkeit, nicht abergläubische Andacht, nicht ein Gemisch von beiden: es ist Sehnsucht mit Hoffnung vermischt, es ist das Wort: Darf? soll? ich will harren! ich flehe!" und ein zweiter schöner Kopf nach Raphael S. 200.[1]) Zween Köpfe nach Le Brun und noch zween andre folgen, zwischen denen der Piazzetta S. 204 absticht. Der blinde Saulus aber S. 205, so alt er scheint, ist seiner Stelle würdig. Die zwo Kupfertafeln voll Chodowiecki'scher Köpfe sind eine kleine Welt: kurz und kräftig charakterisirt sowie seelenvoll gezeichnet. Vielleicht ist der Verfasser alsdann noch mehr mit den Lesern im Urtheil einig, wenn er Unbekannte entziffert und also nicht Poesie aus dem Leben geschöpft hinzudenken kann. So ist z. B. vom mährischen Bruder S. 214 wol zu viel gesagt, das der Leser nicht aus dem Kupferstiche sieht. Sollte das verzerrte Auge bei Couplet S. 218 nicht nachgeahmter chinesischer Geschmack sein?

Giorgione, Haller und in der Vignette (wo ich nicht irre) Swift folgen. So dann nach einer Tafel mangelhafter Profile S. 223, „bis auf den etwas verschnittenen Mund, der getreue Umriß von einem der größten und reichsten Genies, die ich in meinem Leben gesehen". Dies große und wahrlich reiche Genie ist Goethe.

Ich übergehe eine Reihe unvollkommener Köpfe bis S. 232 zu den drei Profilköpfen des Ebenteurers und Reimschöpfers, denen, wo ich nicht irre, das Bild Oettinger's folgt. Sonderbar ausdrückend, aber vom Verfasser nicht zureichend entwickelt. Kleinjogg's Sonnenauge (S. 234) u. S. 239 ein andrer lieber, treuer Landmann folgt. Vier Köpfe, worunter Klopstock's und Mendelssohn's die bekanntesten sind, schließen, trefflich bezeichnet.

Aber da kommt ein anderer Klopstock, Altvater Homer (S. 245).[2]) „Ein gutes, väterliches, vertrauliches Gesicht, voll

1) Später bemerkte Lavater: „Ueber die zween Köpfe nach Raphael (G und H) hat Goethe die meiste Wahrheit ausgegossen." Vgl. Goethe's Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. XXVIII. S. 472 ff. — D.

2) Lavater selbst erklärte im dritten Bande, die Schilderung Homer's sei beinahe ganz von Goethe. Vgl. a. a. O. S. 474 f. — D.

Bonhomie und Treuherzigkeit. Solche Stirn ist des Sehers, nicht des Forschers. Die Nase ist des Feinfühlenden, keines Süßzärtlichen und keines Rohen. Voll Güte und Weisheit ist der Uebergang von der Nase zur Oberlippe." Und nun, nach einer kurzen Beschreibung Homer's in einer Vignette, folgt die Beschreibung der berühmten Büste, „die jeder Liebhaber so oft zu sehen Gelegenheit hat". Hat die Poesie Winckelmann's über den Belvedere'schen Apollo, die auch in diesen Theil der Physiognomik (S. 132—34) eingerückt war, so viel gerechten Ruhm erlangt, wahrlich, so ist diese Nachbildung der Büste Homer's in Worten nicht minder Meisterstück und gewissermaßen Schlüssel zum Lesen Homer's selbst!

„Homer nach einem in Konstantinopel gefundnen Bruchstück.

„Trete ich unbelehrt vor diese Gestalt, so sag' ich: Der Mann sieht nicht, hört nicht, fragt nicht, strebt nicht, wirkt nicht. Der Mittelpunkt aller Sinne dieses Haupts ist in der obern flachgewölbten Höhlung der Stirn, dem Sitz des Gedächtnisses. In ihr ist alles Bild geblieben, und alle ihre Muskeln ziehn sich hinauf, um die lebendigen Gestalten zur sprechenden Wange herabzuleiten. Niemals haben sich diese Augbraunen niedergedrängt, um Verhältnisse zu durchforschen, sie von ihren Gestalten abgesondert zu fassen, hier wohnt alles Leben willig mit und neben einander. Es ist Homer.

„Dies ist der Schädel, in dem die ungeheuren Götter und Helden so viel Raum haben als im weiten Himmel und der grenzlosen Erde. Hier ist's, wo Achill

μέγας μεγαλωστὶ τανυσθείς
κεῖτο — [1])

„Dies ist der Olymp, den diese rein erhabne Nase wie ein andrer Atlas trägt und über das ganze Gesicht solche Festigkeit, solch eine sichre Ruhe verbreitet.

„Diese eingesunkne Blindheit, die einwärts gekehrte Sehkraft strengt das innere Leben immer stärker und stärker an und vollendet den Vater der Dichter.

„Vom ewigen Sprechen durchgearbeitet sind diese Wangen, diese Redemuskeln, die betretenen Wege, auf denen Götter und Heroen zu den Sterblichen herabsteigen; der willige

1) Ilias, XVIII. 26. 27. — D.

Mund, der nur die Pforte solcher Erscheinungen ist, scheint kindisch zu lallen, hat alle Naivetät der ersten Unschuld, und die Hülle der Haare und des Barts verbirgt und verehrwürdiget den Umfang des Haupts.

„Zwecklos, leidenschaftlos ruht dieser Mann dahin, er ist um sein selbst willen da, und die Welt, die ihn erfüllt, ist ihm Beschäftigung und Belohnung." Homer's würdig!

Anson folgt, und so gut er sein möge, so ein fader Engländer ist er hinter Homer. Nach andern Porträten aus dem Leben folgen Künstler, auch Künstler in ihrem mikroskopischen Anblick: „aber Wren's Gesicht zeigt mehr als den Künstler, auch den großen Mann".

Daniel Chodowiecki, ein schlichter, ernster, ganzer Kopf, schließt. Machaon Wepfer steht da, eine Säule! ein Mann in Scherz und Ernst und Durchblick.

Künstleraugen. S. 258 ein festes Genie und S. 260 ein junger, lieber, klarer Mönch, trefflich geschildert. S. 263 Blatter und S. 266 Rameau mit einer lieben, süßen Beschreibung: die Odyssee zu jener Iliade über Homerus.[1])

Hintennach folgt Vermischtes, voll trefflicher Gedanken und Aussichten in die andern Theile. „Es ist Alles am Menschen, Zettel und Eintrag! Wurzel und Zweige! Anlage und Uebung! Bein und Fleisch!" S. 269.[2])

„Den sanft erleuchtenden, den wärmenden Lichtstrahl, wer will ihn beschreiben? wer zeichnen? Wer sieht ihn nur? und wer, wer kann den Blick der Liebe, das sanfte Zittern des wohlwollenden, segnenden Auges, die Lichtdämmerung der Sehnsucht und Hoffnung, wer den auf- und niederschauenden, mächtig umfassenden, tiefdringenden Blitzblick des Genies, der weit und schnell um sich her erhellt, blendet, zittern macht und tiefe Nacht hinter sich zurückläßt, wer kann dies Alles beschreiben oder zeichnen? wer Feuer mit der Kohle, Licht mit Bleistift, mit Erde und Oel Leben darstellen?

„Es ist mit der Physiognomie wie mit allen Gegenständen des menschlichen Geschmacks, vom krassesten bis zum geistigsten: man kann empfinden, aber nicht ausdrücken. Das Wesen jedes Körpers ist unsichtbare Kraft, Geist: und den Geist siehet die Welt nicht und kennet ihn nicht. Der

1) Auch die Beschreibung Rameau's ist nach einer brieflichen Aeußerung Lavater's von Goethe. Vgl. Goethe's Werke, a. a. O. S. 475 f. — D.

2) Die beiden folgenden Absätze stehen im „Ersten Versuch", S. 144 f. (Fragm. XI: „Von einigen Schwierigkeiten bei der Physiognomik"). — D.

große Haufe der Menschen sättigt sich unaufhörlich an Worten ohne Sinn, Aeußerlichkeiten ohne Kraft, Körper ohne Geist, Gestalt und Form ohne beseelendes Wesen (das Eigentliche der Abgötterei, so wie das Eigentliche der Schwärmerei Verliebtheit in Geistigkeit ohne Körper ist), und doch ist's wieder der allgemeinst wahre Satz, Schlüssel der ganzen Natur und Offenbarung, Seele alles Wissens, Geheimniß aller Geheimnisse: der Geist ist's, der da lebendig macht, das Fleisch ist kein nütze." Und so, lieber Weissager, wird auch der Geist Deiner Physiognomik den Wenigsten erscheinen!

Hintennach steht das Bildniß des Physiognomisten selbst, unerröthend vor dem „Richtet nicht, daß Ihr nicht gerichtet werdet!" Siehe ihn an, den lieben, hellen, festen, ruhigen Seher; den Knaben vorm Antlitz seines Vaters, den Bruder seiner Brüder! Offen und hell blickt sein Auge: es trifft — aber nicht mit Blitze, sondern mit Lichtstrahl. Es will nicht durchdringen, zerstören, läßt alle Creatur Gottes bleiben, was sie ist, schaut sie aber ganz an und ruhig. Die folgsame Stirn — wie sanft aufgedacht sie ist, und doch unten wie fest, wie haltend! Keine Runzeln des Neides und der Sorge haben sich in sie gegraben: sie ist eben und will ebnen, dacht sanft herauf und ordnet. Die Wange hinunter ist's Antlitz des Gottesgesandten, des Trösters. Würdest Du nicht auf den ersten Blick Zutrauen mit dem schlichten Manne haben, der nichts will als Dich, der sich ausgezogen hat, um ein Geschöpf Gottes außer sich zu finden. Ist Dir nicht, als ob dahinter eine geheime Gluth brenne, die hell hinausblickt mit Licht und Wärme und sich in sich verzehrt? Die Nase wie charakteristisch, wie hervorgehend, wie ganz und weit umherfühlend! Ob sie allemal mißt, wohin sie reicht? Und hat das feste, liebe Kinn den Mund mit sanfter Lippe zu sich gezogen, der aber unten mit treuer Vollendung ruht. Hast Du leicht ein Gesicht gesehen, wo der Blick so hell, so jovialisch vor sich hinausgeht, die Nase den Duft der Schöpfung so frei und ganz und offen trinkt, und die Wange so in sich gezogen mit Mäßigkeit geheimer Sehnsucht, Mitgefühl des Leidens und Bruderliebe zurückgewölbt und der Mund so ruhig geschlossen, daß er sich freundlich und ernstlich öffne, und so lichtvoll die Stirn ist? ein Gesicht, das sagen kann: „Richtet nicht, daß Ihr nicht gerichtet werdet"?

Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe, von J. C. Lavater. Zweiter Versuch. Mit vielen (106) Kupfertafeln. Leipzig und Winterthur 1776. 1 Alph. 15 Bogen in gr. 4.[1])

Außerordentlich reicher und lehrvoller dünkt uns dieser Theil vor dem vorhergehenden ersten. Jener räumte meistens nur den Platz auf, wo das Gebäude stehen sollte: hier sieht man eine Menge edler Materialien, zum Theil gelegte Grundsäulen, zum Theil emporstrebende Pfeiler eines herrlichen, ewigen Gottestempels, der Menschennatur. Und demohnerachtet säuseln Stimmen, als ob dieser Theil nicht so angenehm, so interessant sei. Woher das? Uns dünkt, eben diese säuselnden Stimmen bestätigen obige Bemerkung.

Wer blos gaffen, blos bildern will, für den war im ersten Theile mehr. Er konnte Seiten Textes hinweglesen und sah nur hin und wieder anfangs eine Kupfertafel, ein für Kinder ausgezeichnetes, rothbemaltes großes A, das ins Auge fiel, und worüber nur noch wenig gesagt werden konnte. Das machte das Buch so amüsant, so artig, d. i. so müssig, wie es nur für Anfänger sein konnte und sollte. Jetzt drängt der Verfasser Lehre, Bemerkung, Unterricht zusammen: keine Seite, kein Blatt, oft keine Zeile, wo man so müssig hinablesen kann, sondern man muß schauen, fein, genau sehen, vergleichen, bemerken. Das greift nun Leser, die blos amüsirt sein wollen, an; es ist aber nützlich, nothwendig, unentbehrlich. Ohne diese bestimmte Lehre, in lauter Vorbildern sichtbar gemachte feine Bemerkung ist gar keine Physiognomik möglich. Aufs schön vorgemalte ABC muß die Zusammensetzung der Buchstaben, das Buchstabiren folgen. Jedermann weiß, dem Lehrling ist nichts beschwerlicher als dieser Anfang des Buchstabirens: es ist aber nothwendig, es folgt das herrliche Lesen darauf, und mit dem Lesen welch ein Schlüssel zur Erkenntniß und Offenbarung! So auch mit diesen physiognomischen Uebungen und Vorübungen des Details. Ermüde nicht, Leser!

1) Band X, S. 335 ff. Wir lassen diese Beurtheilung unmittelbar auf die des „Ersten Versuchs" folgen. In der „Bibliothek" geht ihr die von Gesner's Isagoge (unten S. 313 ff.) voran. — D.

es wird eine herrliche Ausbeute, das Lesen der Gottesnatur im Menschenantlitz und im Baue der Menschheit darauf, ja daraus, in Dir selbst daraus folgen. Hier sind lauter einzelne, aber fruchtreiche Samenkörner hingesät, hingesät in Stille und ins Dunkel: finden sie gutes Land, welche Ernte wird im dritten und vierten Theile (so groß wird das Werk werden) für Dich und in Dir selbst, in Deinem Blicke, den Du so lange stille gewöhnt hast, aufgehn!

Daß also auch in diesem Theile weniger Ideale, meistens nur gemeine, allenthalben sichtbare Menschengestalten dastehn, ist offenbar Zweck und Erforderniß des Werks. Das Auge des Lesers soll sich bilden, soll gewöhnt werden, sich täglich und bei Allem, was uns umgiebt, zu bilden. Wie geschieht nun das? Durch Verrückung? durch Hinwegrückung aus unsrer Natur ins Land der Verschönerungen und der Engelsideale? Lieber, so gäbe der Verfasser uns Opium und nicht nahrhafte, lebenerhaltende, seelerwärmende tägliche Speise. Laß Dein Auge erst wacker und gestärkt werden, sehen zu können, was Du täglich siehst, und die Gestalten werden sich von selbst heben, läutern, simplificiren, verschönern, idealisiren. Der Verfasser geht mit seinen Lesern den Weg, den Gott in seiner Natur und im Menschenleben mit uns geht. Das Kind lebt eine Zeit lang im Paradiese, der Jüngling auch: dann geht's zu gemeinen, aber wahren, lehrenden, nutzvollen Menschengestalten herunter, an denen wir uns eben bilden sollen, um Engel zu sehen und mit ihnen Engel zu werden. Im vierten Theile verspricht der Verfasser Ideale und das hohe Allgemeine der Wissenschaft, von der er hier, wenn auch in Menschen- und Affenschädeln, feste, sichere Grundsätze liefert.

Außerordentlich gefällt dem Leser, der dieses schreibt, der Gang des Verfassers. Als Aristoteles den Grund zur Naturgeschichte legte, lieferte er lauter einzelne Bemerkungen, Erfahrungen, sichre Data im Detail. Aristoteles' Naturgeschichte ist geblieben, und Buffon, sein jüngster Nachfolger, streut dem Stammvater seiner Wissenschaft noch Weihrauch. Wo Aristoteles die Theorie seiner Wissenschaft mit allgemeinen Lehrsätzen und Hirngespinnsten von Abstraction anfing, Logik, Metaphysik, Physiognomik: die Hirngespinnste sind untergegangen und haben nur zu lange den menschlichen Geist gefesselt. Jede keimende Wissenschaft muß anfangen, wie Lavater anfängt, oder sie schießt ins Leere. Beginnt sie aber wie hier, und

wenn außerordentlich wenig geliefert würde, so ist, was geliefert ward, Wahrheit, Erfahrung, Grundstein zum Gebäude, zu dem Jahrhunderte beitragen müssen und beitragen werden.

Fahre also fort, edler Versucher, mit stillen, schlichten, einzelnen Beiträgen: Segen ist in Deiner Hand; Du säest und — vielleicht wenn Du schon hin bist, wird das hervorbrechende Erntegefilde Dich lohnen.

Auch der Geist der Menschheit ist, wenn ich so sagen darf, in diesem Buche gewachsen. Freilich war er auch im ersten Theile reg' und lebendig, und der Verfasser hätte es nicht auf das Titelblatt setzen dürfen: „zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe", das ganze Werk athmete Duft dieses Geistes. Jetzt aber, dünkt uns, noch neuer, noch lebender. Es sind, und oft an Oertern, wo man's am Wenigsten suchte, Stellen im Buche, wo man vor Freude und Menschengefühl niederfallen und Gott in jedem Menschen umarmen möchte. Der Verfasser führt uns in ein Paradies, wo Rosen nicht auf Fluren, nicht auf Wangen allein blühen, wo in Bildung, im innersten Gewebe, in den Staubfäden (möchte ich sagen) der Menschheit, wo im Tode und in der Verwesung Gottes Geist, Hoffnung, Freude, Unsterblichkeit, ewiges Brudergefühl in Liebe und Vervollkommnung athmet. Doch was schwatze ich und gebe nicht lieber einzelne Blumen des herrlichen Gottesgefildes?

Eine Dedication „An Louisen, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, regierende Herzogin von Weimar" beginnt: kurz und edel.

Eine „Einleitung" vom Zwecke seines Buchs, daß er nicht als Schriftsteller fürs Publicum, sondern als Mensch für Menschen schreibe: wann? in welchen seligen Augenblicken sich so schreiben lasse? was es heiße, so schreiben? die Physiognomik so schreiben? „Gottes Wahrheit im Besten, Schönsten, was auf Erden ist, im Menschen; im Besten, Schönsten, was des Menschen ist, im Menschengesichte, wo nicht darstellen, doch ahnden lassen: die Huld und belebende Milde des Vaters Aller, seine einfach und tausendfach wirkende Weisheit andeuten, Menschenweisheit im Schweigen und Wirken lehren, die reinste ächte Menschenfreude wecken und ausbreiten — bange macht's mir", sagt der Verfasser, „macht manche einsame Stunde mein Herz glühend, daß das Große, was ich bezwecken soll, Gefühl der Menschenwürde, Freude an der Menschheit,

im Menschen Anschaubarkeit Gottes, Oeffnung eines neuen unerschöpflichen Quells der Menschenfreude, daß dies von den wenigsten meiner Leser erreicht oder nur geahndet wird, daß ich also in den Augen der meisten nur Zeitkürzer bin". „Aber", fällt er plötzlich ein, „nur das zu sein, Leser, dazu bin ich zu stolz, und allein für den Zweck ist mein Werk zu kostbar. Nicht blos amüsiren möcht' ich Euch, Leser! Euch die Menschheit heilig und ehrwürdig machen, Euch im Kleinsten, im Größten, im Theil, im Ganzen der Menschheit Weisheit, Güte, Wahrheit Gottes aufschließen, fühlbar machen, wie Alles, das Geringste am Lieblinge Gottes, dem Menschen, Ausdruck, Wahrheit, Offenbarung ist, Aufschluß gegenwärtiger und künftiger Kräfte! . . . . Steine möcht' ich hinlegen oder hinwerfen in den Bach, der oft reißender Strom wird, hier einen kleinen Stein, dort einen großen, auf den Euer Fuß allenfalls trete und fortschreite, von Ufer zu Ufer, ins Land, das von Milch und Honig fließt. Menschen! ich möchte mit Euch kennen und fühlen lernen, welch Glück und Ehre es ist, Mensch zu sein! wie wahrhaft in allen seinen Werken Der ist, aus dem und durch den alle Dinge sind! wie auch das Geringste Gottes Wort sei, d. i. Offenbarung göttlicher Kraft und Weisheit." Wenn einst vielleicht vor Lavater's Predigten und andern Schriften der Name des Theologen verlöscht sein wird, wird seine Physiognomik ihn „den Theologen" nennen, wie die Apokalypse und gerade kein anderes Buch den h. Johannes nennt.

Erstes Fragment „Von der Allgemeinheit des physiognomischen Gefühls", und zweites von der „Seltenheit des physiognomischen Beobachtungsgeistes". Beide gehören zusammen und müssen auch im Lesen nicht getrennt werden, obgleich hinter dem ersten zwei Anhänge von erklärten Kupfertafeln stehen. Der Verfasser hat zum Zweck, den flüchtigen Beobachtungsgeist zu figiren oder vielmehr das dunkle Gefühl, das Jeder hat, in hellen physiognomischen Wahrheitssinn zu verwandeln. Er macht also an mehr Orten des Buchs auf kleine, feine Unterschiede, die man oft überspringt, aufmerksam, zeigt Unähnlichkeiten und feine neue Bedeutung, wo man einerlei und dasselbe schreit — lauter vortreffliche Lehren für das stille, geduldige Auge und am Meisten für den physiognomischen Zeichner. Für Zeichner, Maler, Porträtmaler muß dies Werk in der Folge den tiefsten, ausgebreitetsten Nutzen

haben: das scheint uns ausgemacht und über allen Widerspruch erhoben. Trotz aller unsrer Aesthetiken und Schönkünstlertheorien fehlte uns selbst der Schatte eines solchen Werks, das, wie die Anlage jetzt ist, die reichste Theorie mit der reichsten, auch in allen Fehlern lehrreichsten Praxis liefern kann; und schon das wäre für den zeichnenden Jüngling, für das sich bildende Menschenauge, also für ein großes Feld der Erziehung Verdienst auf Geschlechter hinunter! Vier Kupfertafeln dabei sind fein charakterisirt; die Ausdrücke dazu gelingen Lavatern vortrefflich; oft schafft er sie sich (und das muß sein, wenn's bestimmt sein soll) launicht und glücklich. Wie wahr z. B. S. 13: „Ist aufgegangen wie Semmel in Milch. Er hat die möglichen Grenzen seines Daseins alle ausgefüllt" u. s. w. Wie wahr! und so durchhin, oft in den kühnsten, frappantesten Charakterzügen. Die Sprache, der Ausdruck ist Gepräge des physiognomischen Genies, das Creditiv gleichsam seines Berufs und für uns das Organ seiner neuen Belehrung. Wie Klopstock sich zu seiner Region von Ideen und Gefühlen seine Sprache schaffen mußte; wie jeder Künstler zu seinem Werk und zu seinen Werkzeugen seine Sprache haben muß; wie überall die neue, bestimmte, neugeschärfte Idee und Empfindung ein Wort haben muß, das sie und nichts Anders ausdrücke: so hat auch gewiß die Physiognomik (gewissermaßen die weiteste und tiefste aller Menschenempfindungen und Menschenwissenschaften!) ihre eigene Charaktersprache nöthig. Wie Lavater's Blick treffend ist, so ist's auch sein Wort; und wenn er oft etwas zu lange charakterisirt und im Bezeichnen ermüdet, so ist's gerade wieder aus der Ursache, warum jede Empfindung weitläuftig wird, weil sie strebt, ihren Reichthum auszudrücken und ihren Abgrund zu ergründen. Es ist gerad' aus der Ursache, warum Homer und alle Dichter der Seele ihre Bilder so lange wälzen und wälzen (wie die Grammatiker sagen, auf Vieren kriechen lassen), um nämlich dem Bilde Bewegung und Dasein zu geben, daß es lebe. Ein Wortklauber, ein nüchterner, seelenloser, classischer Kopf, der hier Wörter sichten will, ohne Gefühl und Rücksicht, was sie bedeuten, wirken sollen, und wohin sie streben, wäre ein ärgers Geschöpf als die Fliege, die ein Gemälde anstaunen und höhnen würde, „warum doch da solche Farben zusammengekleckt und zu Farbenhaufen gethürmt sind, ohne daß sie den Zweck eines Pünktchens begreife". Und doch hat's auch solche

Fliegen über Lavater's Buch und die Sprache darin gegeben, und wird ihrer geben, obgleich kein Raphael für Fliegen malte.

Die dritte Tafel hat Kleist's Bild viermal, die Unterschiede fein bemerkt, und S. 24 eine schöne Zugabe: Charakter Kleist's von Hirzel. Schade, daß das edle, reine Gesicht in so fataler Künstlermanier, die eine Zeit lang leider schöne Wendung hieß, da steht! Das Bild Friedrich's, von der Münze der Akademie S. 26, ist seiner Stelle nicht werth. Der junge Christus der vierten Tafel ist nur da, durch seine Fehler zu belehren, und ist dazu gut genutzt. „O Du weiches, zartes, verblasenes, seidenes Jahrhundert!" schließt der Verfasser sein Fragment; „wer will Deinem Blicke Festigkeit, Deinem Tritte Muth, Deiner Hand Keckheit, Deinen Werken Zuversicht und Bestimmtheit geben? das heißt, wer giebt Dir eigne Augen, zu sehen — Beobachtungsgeist!"

Das dritte, ein herrliches Fragment. „Inwiefern sich kein Mensch seiner Physiognomie zu schämen habe, oder Warnung vor intolerantem Idealisiren". „Jedes Geschöpf ist unentbehrlich in Gottes unermeßlicher Welt; aber nicht jedes weiß, daß es unentbehrlich ist. Auf dem Erdboden freuet sich seiner Unentbehrlichkeit nur der Mensch. Kein Glied am Menschenkörper kann durch irgend ein ander Glied ersetzt werden, kein Mensch durch den andern. Menschheit in allen Verzerrungen ist immer noch bewundernswürdige Menschheit. Kein Mensch hört auf, Mensch zu sein, und wenn er auch noch so tief unter die Würde der Menschheit hinabzusinken schiene: so wenig ein Thier Mensch wird, wenn es gleich in manchen Geschicklichkeiten den Menschen überträfe.

„Die Thierphysiognomien sind keiner merklichen Verschlimmerung, aber auch keiner merklichen Verschönerung fähig; unbeschreiblich ist die Verderblichkeit und Vervollkommlichkeit des Menschen. In jeder Menschenphysiognomie, so verdorben sie auch sein mag, ist noch Menschheit, d. i. Ebenbild der Gottheit.

„Ich habe die verruchtesten Menschen in den verruchtesten Augenblicken ihres Lebens gesehen, und all ihre Bosheit und Gotteslästerung und Drängen der Unschuld konnte nicht vertilgen das Licht Gottes in ihrem Angesichte, d. i. den Geist der Menschheit, die unauslöschbaren Züge innerer ewiger Perfectibilität. Den Sünder hätte man zermalmen, den Menschen noch umarmen mögen.

„O Physiognomik, welche Bürgschaft bist Du mir für die ewige Huld Gottes gegen die Menschen! Ich armer Unmensch (denn wie oft bin ich das in schauerhaften Augenblicken hölzerner Seelenlosigkeit!), wenn ein Strahl der Physiognomik mich anleuchtet, den ich in einen zerschmetternden Blitz gegen alle Unmenschheit im Menschen verwandeln möchte! ich kann in demselben Augenblick kaum aufhören, in die noch durchscheinende Menschheit verliebt zu sein! Ewiger, einziger Vater aller Liebe und Menschheit, wie muß Dir beim Anblicke der schlimmsten Menschen zu Muthe sein! Was mußt Du noch in ihnen entdecken! Ist wol einer ohn' allen Zug Deines Ebenbildes Jesus Christus?

„Also, Forscher der Natur, wo Menschheit ist, da ist Familiensache! Also, Mensch, freue Dich deß, was sich Deines Daseins freuet, und dulde, was Gott duldet —" u. s. w. Nach solchen Grundsätzen ist dies Fragment und dies Buch geschrieben. Freue Dich dessen, Menschheit!

Es folgt eine Zugabe „einiger Beobachtungen über Neugeborne, Sterbende und Todte", die den Recensenten mit tiefer Wahrheit recht durchschauderten; so analogisch schienen sie ihm mit Fällen, die auch er bemerkt und — nicht bemerkt hatte. Er setzt sie also, da sie ihm außerordentlich einfach und wichtig scheinen, zur weitern Verfolgung ganz hieher.

„Ich beobachtete", sagt Lavater, „einige Kinder, etwa eine Stunde nach ihrer nicht harten Geburt. Ich bemerkte eine frappante, freilich verjüngte, Aehnlichkeit ihres Profiles mit dem Vater. Diese Aehnlichkeit verlor sich in wenigen Tagen beinahe gänzlich.

„Ich sah diese Kinder, das eine etwa 6 Wochen, das andre etwa 4 Jahr nach der Geburt todt, und etwa 12 Stunden nach ihrem Sterben bemerkte ich vollkommen wieder das halbe Profil, das ich etwa eine Stunde nach ihrer Geburt bemerkt hatte, nur natürlich etwas fester und gespannter. Etwas von dieser Aehnlichkeit verlor sich am dritten Tage wieder merklich.

„Ich sah Männer von 50 bis 70 Jahren, die in ihrem Leben nicht die mindeste Aehnlichkeit mit ihren Söhnen zu haben schienen, deren Gesichter beinahe aus einer ganz verschiedenen Classe zu sein schienen, todt; am zweiten Tage nach ihrem Sterben war das Profil des einen dem Profil seines ältesten und das Profil des andern dem Profil seines dritten Sohnes frappant ähnlich. Freilich stärker und nach dem

Malerausdruck härter; aber auch hier verlor sich am dritten Tage etwas von der Aehnlichkeit.

„So viel Todte ich gesehen, hab' ich dabei die einförmige Beobachtung gemacht, daß sie etwa 16, 18, 24 Stunden nach ihrem Tode (je nachdem sie eine Krankheit gehabt hatten) viel bestimmter, proportionirter, harmonischer, homogener, edler, viel edler, erhabner. Dürfte nicht vielleicht, dacht' ich, bei allen Menschen eine Grundphysiognomie sein? durch die Ebbe und Fluth der Zufälle und Leidenschaften verschwemmt? vertrübt? die sich nach und nach durch die Ruhe des Todes wieder herstellte, wie trüb' gewordenes Wasser, wenn's unzerrüttet stehen kann, helle wird?

„Bei einigen Sterbenden, die nichts weniger als einen edlen, großen oder erhabnen Charakter in ihrem Leben gehabt hatten, hab' ich einige Stunden vor ihrem Tode, bei einigen blos einige Augenblicke vorher (die eine war im Delirio) eine unaussprechliche Veredlung ihrer Physiognomie wahrgenommen. Man sah einen neuen Menschen vor sich! Colorit und Zeichnung und Grazie, Alles neu, Alles morgenröthlich! himmlisch! unbeschreiblich edel! erhaben! Der Unaufmerksamste mußte sehen, der Unempfindlichste empfinden. Ebenbild Gottes sah ich unter den Trümmern der Verwesung hervorglänzen, mußte mich wenden, schweigen und anbeten. Ja, Du bist nah, bist nah, Herrlichkeit Gottes! auch in den schwächsten, fehlervollsten Menschen! Wenn das dürre Holz noch so blühen kann, wie wird das grüne!" — Mit keinem Worte will ich entweihen und stören, was der Leser bei diesen herrlichen und so simpeln, wahren, wahren Beobachtungen fühlt und ahnt!

Es folgt die Vignette „eines Thoren, der in seiner Jugend ein sehr verständiger, trefflicher, herzguter Mensch war, durch harte Begegnung seines wilden Vaters aber wegen seiner vermuthlichen Verliebtheit so mißhandelt wurde, daß er den Verstand verlor". „Wenn einmal der Mund," sagt der edle physiognomische Seher, „wo vornehmlich der Sitz der Tollheit zu sein scheint, sich im Tode schließen wird, ich wollte wetten, der vorige Ausdruck des Verstandes wird größtentheils wieder zum Vorschein kommen." Wer die Vignette ansieht, wird Ja! Ja! rufen. Ich habe nicht leicht eine Figur gesehen, die so voll *ἀποκαραδοκία* an den Ausspruch erinnerte: „Das ängstliche Harren der Creatur wartet auf Freiheit! die Creatur

wird los werden vom Dienst der Eitelkeit durch Den, der sie ihr unterwarf auf Hoffnung."[1])

IV. „Vereinigung und Verhältniß der Menschenkenntniß und Menschenliebe." Voll Geistes und Herzens Lavater's, mit einem idealisirten Porträt geendet. V. „Etwas über die Einwendungen gegen die Physiognomik", wo unter andern der herrliche Satz vorkommt: „Ein unumstößlicher Beweis für das Dasein und Gewißheit einer Sache wiegt zehntausend Einwendungen auf. Ein positiver Zeuge gilt mehr als unzählige blos negative." Ferner: „Nach dem Maße, wie der Mensch das Positive bemerkt und festhält, nach demselben läßt sich seine Kraft und Ständigkeit messen. Siehe zuerst, was Du bist und hast und kannst und willst, ehe Du untersuchst, was Du nicht bist, nicht könnest, wissest und habest. Der wahre Weise sieht immer zuerst auf das, was da ist, der Afterweise, der Pedant immer zuerst auf das, was mangelt." So noch vieles Treffende, was in die Philosophie der sogenannten Endursachen einschlägt und treffend ins Licht stellt; aber wer könnte alles Schöne und Treffliche auszeichnen?

VI. „Beantwortung einiger Einwendungen gegen die Physiognomik." Statt alles auch hier trefflich Gesagten muß der Recensent nur Eins hinzufügen. Lavater sagt: „Man schreibt mir von d'Alembert zur Bestreitung der Physiognomik, daß er die gemeinste Miene von der Welt habe. Ich kann nichts sagen, bis ich d'Alembert gesehen." Der Recensent, der d'Alembert gesehen hat, kann dreist sagen, daß obiges Urtheil falsch oder halb sei. Den ruhigen, stillen, fleißigen, dabei feinen, dienstfertigen, verbindlichen, im Stillen unablässigen, im Stillen und bei übrigens demüthiger Miene, wenn ich so sagen darf, vornehmen und ausgezeichneten Mann, den habe ich an d'Alembert gesehen, in einem Augenblick der Leidenschaft auch den Stolz des Gelehrten, noch mit zurückziehender Bescheidenheit gesehen; aber keine gemeine Miene. Freilich keine Diderot'sche Originalität, keine d'Arnaud'sche Düsternheit, die auf seinem Gesicht so unbeschreiblich gemalt ist als in einem seiner grausamen, grausvollen Märchen: aber, sage man, ist eben das Vorige, das der Recensent aus seiner Erinnerung treu anführt, nicht d'Alembert's Charakter? Wo hat er erfunden? wo Urkraft des Genies, auch nur des philosophischen und mathematischen Geistes bewiesen? Die Ein-

1) Römer 8, 19. 20. — D.

leitung zur Encyklopädie, sein Meisterwerk, ist sie nicht immer noch in den Schranken des mittelmäßigen Kopfes, keines Diderot's, Buffon's, Baco's? Der helle, ruhige, gesunde Blick, gesellt mit mathematischem Fleiß und Ordnungsgabe, unterstützt von dem liebenswürdigen, friedliebenden Genie, das in keine Cabale seiner Zeit verflochten, von Allen, auch selbst den Feinden seines Freundes geschont ward, von Großen gesucht, und Große bescheiden stolz und in sich gezogen vornehm floh — mich dünkt, das ist d'Alembert's Silhouette in der gelehrten Welt, und seine Person ganz dessen Abdruck. — S. 53 hat Lavater einige berühmte Männer, zum Theil sehr treffend, gezeichnet.

Fragment VII. „Ueber Verstellung, Falschheit und Aufrichtigkeit." Jedermann sieht, wie interessant, physiognomisch bearbeitet, dies Capitel sein müsse. „Aber, wo ist sie denn", schließt es, „die lautere, reine, sich ohne Anstrengung öffnende, ohne Rückhalt sich mittheilende, uneigensüchtige, brüderliche Redlichkeit? wo der ganz offne, unaufgesperrte, sich nicht aufdringende, sich nie zurück wendende, sich nie verengernde Blick kindlicher Einfalt und Treuherzigkeit? Was hat Der gefunden, der einen solchen Blick fand? Verkaufe, was Du hast, und kaufe den Acker mit diesem Schatze!" Eine Christusvignette folgt, die mit offnen, empfangenden Händen gleichsam spricht: „Kommt zu mir!"

Fragment VIII. „Sokrates nach einem alten Marmor von Rubens." Lavater äußert sich hier über seines alten Handwerksgesellen Zopyrus Urtheil von Sokrates' Physiognomie[1]) und sucht's auszutilgen oder zu vereinen mit dem, was er in den Zügen dieses großen Mannes findet. So wahr Alles ist, was er nach gegebenen Bildern und über das unbestimmte Wort Anlage, Anlage zum Bösen überhaupt sagt, so hält's doch schwer, Zopyrus, der das lebendige Gesicht Sokrates' sah, und dessen Urtheil von Sokrates selbst bestätigt ward, schlechthin des Irrthums zu überführen. Die Silenbildung Sokrates' ist durchs ganze Alterthum bekannt und war nicht blos ein Einfall des jungen Alcibiades,[2]) der aber auch, schon allein genommen, hierin treuer Zeuge wäre. So gut Sokrates die Bildung seines Lieblings kennen mußte, so gut kannte der Geliebte gewiß die Bildung seines Liebhabers, da hingegen

1) Cic., Tusc., IV. 37, 80. — D.
2) Plat., Conviv., 215 E. — D.

die Bildnisse berühmter Männer, die aus dem Alterthum durch die Kunst zu uns gekommen, schon alle in Kunst gefaßt, wo nicht idealisirt, so doch einmarmorirt sind und dergl. Bei Vielen sind die Namen blos Tradition, Tradition, die sich nur bis ins Jahrhundert der wiedergefundenen Wissenschaft hinaufzieht. Wie da ein oft sehr kurzsichtiger Antiquar den Kopf taufte, so blieb ihm der Name, so wurden andre darnach getauft. (Es würde ein außerordentlich scharfsichtiges Werk erfordert, der Originalität dieser Namen auf den Grund zu kommen: eine wahrhafte Kritik der Kunstnamen.) Ob wir nun dieses gleich vom Sokrateskopf am Mindesten gesagt oder gezweifelt haben wollen, so ist doch sichtbar, daß alle 11 oder 12 Sokratesköpfe, die Lavater gesammelt und sehr fein und wahr charakterisirt, eigentlich nur ein und derselbe, durch die Tradition und Kunst gegebene, von jedem Künstler veränderte Sokrates sei, folglich in diesem Betracht Lavater an Materie zum Urtheil ungemein weit hinter Zopyrus, Alcibiades oder Sokrates selbst stehe. Sollten nun in der That nicht Bildungen möglich sein, die uns nicht als Handleiterinnen zum Guten in gerader Linie, sondern als drückende Pfunde gegeben wären, den Geist und das Herz eben im Gegengewicht hinauf zu spielen? Wenn ein Apostel sagte: „Der ich zuvor war ein Lästerer, ein Schmähler, ein Verfolger" (und gewiß auch davon Reste in der Bildung trug), „aber jetzt bin ich ein Beispiel und redendes Vorbild der Barmherzigkeit und Güte", [1]) konnte das nicht Sokrates eben auch sagen und sein? wirklich gewesen sein? Und wahrlich, dem ist also! Der Mann, der Athen und seine Zeit überwand, mußte gewiß zuerst sich selbst überwunden haben, oder er wäre seiner Zeit gefolgt. Der Mann, der die Weisheit so tief im Verborgnen suchte, aber überall suchte, sie immer mehr ahnte, unendlich tiefer ahnte als fand, sie aber dafür überall aufzuwecken strebte: der Mann ist mir in seiner Silenbildung, eben nach dem Gleichniß des lieben Alcibiades, wahre Arzneikammer und Hieroglyphe. Er mußte so Vieles an sich selbst durchgangen sein, um so allgemein das Loos der Menschlichkeit an seinen Brüdern zu fühlen: in seinem Gesicht blieb der Sünder und Barbar immer gegenwärtig, damit die Lehre der Weisheit wie eine neue Morgenröthe über Trümmern der Verwesung desto mehr hervorglänzte.

1) Nach 1. Timoth. 1, 13. 16. – D.

Mich dünkt, in seinem Leben sind hierüber Aeußerungen gnug, obgleich weder Xenophon noch Plato ihn eigentlich in dieser Tiefe geschildert haben. Jeder zeichnet mehr, was er selbst war: der Erste den guten, klaren, edlen, weisen Mann, der Zweite den Denker, den edlen Träumer, den Zerstörer der Vorurtheile und Sophismen; ohne Zweifel war Sokrates dies, aber vielleicht mehr als dies und etwas Anders. So ein edles Seherohr die Physiognomik ist, so ist sie nur, wie die ganze Natur, Handleiterin, nach Gott zu tappen, ihn zu sehen und zu empfinden; die Führungen im Leben sind, wie die Offenbarung, die wahre nähere Sprache und das Bild Gottes im Spiegel, im Wort. Vielleicht giebt dies kleine, in die Thür gebohrte Löchlein Blick in ein helles, weites Gemach, das Antiphysiognomik und zugleich die aufmunterndste höhere Physiognomik wäre. Lavater und Zopyrus sehen recht, und Sokrates war, was Beide in ihm sehen und nicht sehen, aus einem höhern Grunde, gleichsam in Morgenröthe einer zweiten höhern Bildung. — Eine Zugabe „über zwei Mundstücke", S. 71, gehört mit zu den bleibenden edlen Grundstücken des physiognomischen Gebäudes. In der Mittellinie des Mundes ruht und wirkt die ganze Seele des Menschen. Schön entwickelt.

Fragment IX. „Ueber die Porträtmalerei." X. „Einige Stufen von Urtheilen über Porträte". XI. „Ueber Schattenrisse". XII. „Wie viel man aus den Schattenrissen sehen kann" — sind keines Auszugs fähig. Eine Stelle stehe hier statt aller: „Ueberhaupt drückt die Silhouette vielmehr die Anlage als die Wirklichkeit des Charakters aus. Der Abschnitt von der Stirn bis zur Nasenwurzel zeigt am Oeftersten und Sichersten den Verstand, die Leidens- oder Wirkungskraft des Menschen. Die Nase den Geschmack, das Gefühl, die Empfindsamkeit. Die Lippen am Vorzüglichsten Sanftmuth und Zornmuth, Liebe und Haß. Das Kinn den Grad und die Art der Sinnlichkeit. Der Hals sammt dem Nacken und der Stellung entscheidet die Lockerheit, Gespanntheit oder freie Geradheit des Charakters. Der Scheitel nicht sowol die Kraft als den Reichthum des Verstandes. Das Hinterhaupt die Beweglichkeit, Reizbarkeit, Elasticität des Charakters. Ich freue mich innigst der aufheiternden Zukunft und wünsche der Nachkommenschaft Glück, wenn ein mathematisches Genie seine Kraft an den Curven der Menschheit versuchen wird." Ich auch! ich auch!

Funfzehn Tafeln voll Silhouetten folgen. Welch ein

Reichthum! und wie einfältig rein, wahr, sicher charakterisirt! Auch die Fehler der Zeichnung hat der Schilderer sogar geahnt. So ist z. B. S. 116 bei der Vignette der Mund gar nicht wahr, S. 123, Nr. 4 der Mund nicht wahr, S. 131 die Spitze der Nase und die herabfließende Oberlippe unwahr; was der physiognomische Seher selbst Alles ahnte und fühlte! In solchen Fällen zeigt sich die Sehkraft und Wahrheit der Physiognomik mehr als in den treu gezeichneten offensten Gesichtern. S. 114 ist ein edles, erhabnes Geschöpf, „voll Leidenskraft und Schmerzensempfänglichkeit", trefflich wahr charakterisirt; nur fehlt der Vignette noch das ungemein Zarte des Urbildes. S. 124 ist das Bild „einer hochschwebenden, idealischen Seele", das sich sehr auszeichnet, und dessen Urbild ich kennen möchte. S. 132 und weiter schließen von hinten gezeichnete Köpfe dies reiche Silhouettencabinet. Die Silhouette S. 118 ist wahrlich erhaben.

Der zweite Abschnitt folgt. Aus ihm können und dürfen wir nicht so viel ausziehen: er ist ganz einzelne Bemerkung, gedrängte Lehre, Beispiel, That. Daß der Verfasser sich auf die Physiognomie einzelner Thiergeschlechter eingelassen, ist vortrefflich: die Physiognomie der Thiere ist ein Grundpfeiler der Physiognomik. Wie jedes Thiergeschlecht eigne Art und Trieb hat, so hat's auch eigne Charakterzüge; und wie jene Art und jener Trieb angeboren, herrschend, einfach, Grundlage der Existenz seines Geschlechts und allgemein anerkenntlich ist, so kann sich am Ausdruck seiner Züge in der Natur des ganzen Geschlechts das Menschenauge als am sichersten Handleiter zur Erkenntniß eines Zuges der Seele üben. Auf die Art möchten wir sagen, daß, wie die menschliche Sprache von Thieren entstanden und gelernt ist, so auch am Sichersten die Physiognomik gelernt werde. Gott führte die Thiere zu ihm, daß er sähe, wie er sie nennete, und wie der Mensch alles Lebendige nennen würde,[1]) so sollt's heißen, gilt ebenso viel von Physiognomik als Sprache; denn ohne jene konnte diese nicht entstehen; diese ist gewissermaßen nur der Ausdruck jener. In einem der ersten Fragmente dieses Theils hatte Lavater eine Reihe physiognomischer Worte aus der deutschen Sprache zur Probe gegeben; die Reihe ließe sich unendlich vermehren; denn die Sprache überhaupt ist nur Wortgepräge innerer und äußerer Physiognomik der ganzen Natur auf Menschenweise.

---

1) Vgl. Herder's Werke, Th. XXI. S. 58. — D.

Der Eingang dieses Abschnitts S. 137 giebt gleich ein herrlich Gemälde vom Unterschiede der Menschen- und Thierart in Bildung, „wie unser Haupt auf Rückenmark und Lebenskraft aufsitzt! wie die ganze Gestalt als Grundpfeiler des Gewölbes da steht, in dem sich der Himmel bespiegeln soll! wie unser Schädel sich gleich dem Himmel über uns wölbet, damit das reine Bild ewiger Sphären sich darinnen preise! wie dieser Behälter des Gehirns den größten Theil unsers Kopfs ausmacht und alle Empfindungen über den Kiefern auf- und absteigen und sich auf den Lippen versammeln! wie das Auge, das beredteste aller Organen, wo nicht Worte, doch bald der freundlichen Liebehingebenheit, bald grimmiger Anstrengung der Wangen und aller Abschattungen dazwischen bedarf, um auszudrücken, ach, nur zu stammeln, was die innersten Tiefen der Menschheit durchdringet": Diesem zum Contrast den Thierbau ebenso eigen und andringend durchgeführt — ahne, Leser, die vielen Merkwürdigkeiten dieses Abschnitts! Der Verfasser charakterisirt die Thiere ungemein glücklich. Eine Reihe von ihm sagt mehr von der eigentlichen Thierart dieses Thiers als die lange, sonst herrliche Geschichte dieses Thiers von Büffon, dessen Zweck jenes auch eigentlich nicht war. Und da die Thiergestalten und Thierköpfe alle sehr gut gezeichnet sind, so wird auch dieser Theil der Physiognomik für Kinder, Zeichner, Liebhaber und Seher ein interessantes Buch bleiben.

Fragment XIII. „Thierschädel" von 18 Arten, trefflich gezeichnet.[1])

Fragment XIV. „Menschenschädel" mit 7 Tafeln. Schaudere nicht, zu zarte Leserin und Leser, vorm Anblick so vieler Todtenköpfe! Du wirst nicht blos dasselbe werden, sondern bist's jetzo schon. „Das Knochensystem", behauptet Lavater mit Recht, „ist die Grundzeichnung des Menschen, der Schädel des Knochensystems Fundament, alles Fleisch beinahe nur Colorit dieser Zeichnung": mithin das Studium dieser Knochen und Schädel das wahre Buchstabirbüchlein der Menschenbildung. Wie Demokrit sich dort nicht ekeln ließ, unter Thier- und Menschengerippen den wahren Menschen zu studiren; wie der Künstler das Skelett studiren muß, um den blühendsten

1) Das Fragment ist von Goethe. Vgl. Dessen Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. XXXIV. S. 179 ff. 265. — D.

Menschen zu zeichnen, und der Arzt, dem blühendsten Menschen zu helfen: so gewiß auch der Schüler der Menschenbildung. Wir sind einmal, was wir hier sehen, und warum sollten wir also nicht sehen wollen, was wir sind? Die Winke, die der Verfasser von Erzeugung der Knochen giebt, untergraben die tiefsten Einwürfe gegen die Physiognomik, und was er zum Exempel vom Elephanten, von Kinderschädeln, von Schädeln verschiedner Nationen, von der Wölbung verschiedner Stirnen sagt, muß jeden Liebhaber der Menschenart interessiren. Er endet mit einem Gedichte, in dem Stellen zum Erhabensten reichen, was je über diesen Gegenstand gedacht und empfunden ward. Auch hier, bei Betrachtung des Schädels ganz im Gefühl der Menschheit, in Anbetung, im sprachlosen tiefen Gottumfassen, hebt der edle Forscher an:

„O Du in mir, wo nehm' ich Namen her für Dich?
Was Namen? braucht's zum Dasein Namen?
Mein Selbst, wie wird, wie wird's Dir —
Du Unerforschtes in diesem Schädel,
Wenn über Schädelbau und Ur- und Nachgestalt
Du staunst, zum Forschen Pfade suchst —
Nicht findest! dennoch überfliegst
Die Stirne, die Dich fesselt, schließt und schränkt!
Sie missest, wiegst und ihre Kräfte zählst —
O Du, mein Ich, wie ist Dir denn?
Wie mir! . . . denn ich, denn ich bin's ja,
Den diese Festung schließt und schränkt und fesselt;
Denn ich, denn ich bin's ja, der angefesselt
Doch überfliegt die Grenzen dieser Festung
Und herrscht in diesem Luftreich! . . .
O Schädel, Grenze der regen Kraft in mir!
O Stirne, die ich fühle warm und schlagend,
Wie wardst Du, was Du bist?
Aus welchem Urstoff bist Du geformt?
Wer, da er Dich umwölbte, sprach:
„Hieher und weiter nicht! hier lege sich
Der Stolz der Wellen des Bilderoceans,
Der in Dir braust!' und ließ die Bleischnur schweben
An Deinen Enden. ‚Hier
Breche der Strahl des Lichts,
Der langsam oder schnell der Dämmerung des Geistes
Entgleitet, hier! er brech' und wende sich zurück!'

Und maß Dir Deine Höh' und Breit'
Und wölbete nach Erd' und Himmeln Dich
Und freute Deines Ebenmaßes sich
Und Deiner unerkannten Harmonie
Mit Himmel, Erd' und Meer und Fluß,
Mit Sirius, Orion,
Mit diesem Sandkorn und —
Mit allen Sichtbarkeiten! allen
Unsichtbarkeiten der Unermeßlichkeit! . . .
O Stirngewölb', Du Feste Gottes,
Gebaut zum Preise seiner Herrlichkeit!
Du Fels, auf dem sie ewig ruhn,
Die großen Ahndungen der Menschenwürde!
Du Fels, auf dem sich gründen Himmelhöhe,
Bewölbte Hoffnungen, die Wahrheit einst,
Genuß und Wesen sind, wenn weggetröpfelt ist
Der letzte Tropfen der zerschmolznen Sonne!
Du Fels, in allen Wogen der Zweifelei so fest
Wie in den Wogen der Luft, die Dich umschweben —
O Du, Du naher, herrlicher
Du offner und verhüllter Gottestempel!
Der Menschheit Allerheiligstes! Du Menschenschädel —"

So fährt's fort und endet fast in dem rührenden Ton, der einigen Lesern gewiß noch aus jenen Beobachtungen Hamlet's bei Shakespeare über einem Grabe im Ohr schweben wird, und wo man auch mit diesem Hamlet sagen sollte:

Yea, from the table of my memory
I'll wipe away all trivial fond records,
All saws of books, a forms, all pressures past . . .
And this commandment all alone shall live
Within the book and volume of my brain
Unmix'd with baser matter. [1])

Fragment XV. „Die Affen", mit zwei reichen Tafeln, wo der Verfasser insonderheit die Herrlichkeit der Menschenart und Menschengestalt und des Menschenantlitzes vor den Affen trefflich zeigt. „Man spricht vom Menschen im Stande der Natur: wo ist der Stand? Da, wo die natürliche Religion ohne Offenbarung, d. i. nirgends. Und daß er nirgends ist,

1) Hamlet, I. 5, wo „thy" statt this steht. — D.

beweist das nicht die Allgemeinheit der Menschenwürde? So gut das Nichtdasein der natürlichen Religion das Bedürfniß göttlicher Belehrungen fühlbar macht."

Fragment XVI. „Schwache, thörichte Menschen", mit 6 Tafeln und einem Beschlusse, der das Auge, das sich an diesen elenden Brudergestalten müde gegrämt hat, wieder tröstet. „Du, der dem Lahmen, der vierzig Jahr nie gewandelt hatte, Leben und Schnellkraft gab, dem Tauben Ohr, dem Stummen Sprache und allen Weisen Weisheit! Du, der Alles neu machen und Jedes nach Gerechtigkeit richten wird, wenn die Himmel zusammenrollen und die Erde schmelzt! O Du, mit welchen Thränenströmen unnennbarer Wonne werden wir Dich anbeten, wenn Du einst auch diese Geschöpfe von ihren Lasten befreien und ihre Körper umwandeln wirst nach Deinem, des Erstgebornen Bilde!"

Fragment XVII. „Thierische Stumpfheit und Hornkraft. Widder, Ziegen, Schafe".

Fragment XVIII. „Zerstörte menschliche Natur", Rüdgerodt, ein Unmensch, über den der erste physiognomische Irrthum des Verfassers zu einer sehr belehrenden Berichtigung und Grenzscheidung Anlaß geworden, deren Fußsteg ich weiter fortgeführt wünsche. Es trifft mit dem zusammen, was ich dort von Sokrates sagte, und wird gewiß im Verfolg noch herrliche Stellen erzeugen.

Fragment XIX. „Philipp der Gute." XX. „Kaiser Matthias." XXI. „Ochsen, Hirsche, Hasen", unten eine treffliche Ochsenvignette. XXII. „Eine Reihe Fürsten und Helden", zehn Tafeln.

Fragment XXIII. „Vogelköpfe", schön gezeichnet in Buchstaben und Linien, nebst einem großen Goldadlersauge. XXIV. „Feldherrn und Admiräle." XXV. „Das Kameel und der Dromedar." XXVI. „Treue, feste Charakter von Leuten gemeiner Herkunft", vier Tafeln.

Fragment XXVII. „Hunde." XXVIII. „Drei Künstler." XXIX. „Noch einige Künstler", wo der herrliche van Dyck schließt.

Fragment XXX. „Sanfte, edle, gute, treue, zärtliche Charakter", neun Tafeln, hie und da etwas zu weitläuftig charakterisirt. Man sieht, daß der Verfasser Freunde male; dies Geschäfte ist lieb, aber für den Leser, der das lebendige Urbild nicht vor sich hat, verliert das zu lange Wortgemälde Rundung. Jedes Menschengesicht und Menschenwesen ist freilich ein

Ocean, aber mit successiven Tönen läßt sich der Ocean weder ausschöpfen noch zusammen erhalten. Bei Beschreibung eines lieben Jünglings, S. 244 f., geräth der Schilderer fast selbst in Ode. Auch die obengenannten drei Künstler waren ihm etwas zu nahe; sonst aber, was über das zu Weiche, Verblasene, den Flor- und Metallstil des Jahrhunderts gesagt wird, ist tiefe Wahrheit.

Fragment XXXI. „Bären, Faulthier, Wildschwein." Fragment XXXII. „Helden der Vorzeit." Diese sind Scipio, Titus, Tiberius, Brutus, Cäsar: alle in ihren Bildungen broncisirt, und wenn wir so sagen dürften, verrömert. Die Beschreibung Brutus'[1]) wünschten wir anführen zu können; sie ist in diesem Theile, was im ersten Homer war. „Kraft ergreift Dich bei diesem Anblick! Schau die unerschütterliche Gestalt, den zusammengeknoteten Drang, das ewige Bleiben und Ruhen auf sich selbst! welche Lieblichkeit und welche Stärke! Mann verschlossener That! langsam reifender, aus tausend Eindrücken auf einen Punkt gedrängter That! Und die reine Selbstigkeit dieses Mannes! die treuherzige Verschlossenheit der Lippen! die Wangen! das Auge! Groß ist der Mensch in einer Welt von Großen! er hat die Anstrengung dessen, der sich im Widerstande bildet, der nicht dem Schicksal, sondern großen Menschen widerstrebt, der unter großen Menschen ward. Er kann keinen Herrn haben, so wenig als Herr sein. Nie hat er Lust an Knechten gehabt: unter Gesellen mußt' er leben, unter Gleichen und Freien, in einer Welt voll Freiheit edler Geschöpfe. Und daß das nun nicht so ist, das schlägt im Herzen, drängt zur Stirn, schließt den Mund, bohrt im Blicke. Schaut hier den Gordischen Knoten, den der Herr der Welt nicht zu lösen vermochte." Das sind einzelne Züge, und so ist das Ganze. Nach Cäsar folgen Fragment XXXIII. „Wilde Thiere. Löwen, Tiger, Katzen, Leoparden" in ausgesuchter seelvoller Stellung.

Fragment XXXIV. „Gelehrte, Denker, vom Sammlergeiste an bis zum höchsten Genie." Meyer (wer ist der Meyer?), einige Ungenannte, Erasmus mit seiner feinen, beschnittenen Nase, Breitinger, dessen Bild viel werth ist, Zwingel, trefflich charakterisirt, Basedow, zu helle, Cartesius, ein treffendes

---

1) Ist von Goethe. Vgl. Dessen Werke (Hempel'sche Ausg.), Th. XXXIV. S. 183 ff. 266. — D.

Charakterstück, der wahre genievolle Weltenbauer und nicht gefühllose, einsame philosophische Träumer, Isaak Newton, wo vielleicht erst das folgende Jahrhundert die tiefe Wahrheit des ersten Bildes in einem Zuge anerkennen wird, den wir jetzt noch nicht nennen dürfen. Fragment XXXV. „Elephanten, Rhinoceros, Hippopotamus." Endlich das XXXVI. und letzte Fragment „Religiöse, Schwärmer, Theosophen, Seher." Der Verfasser bemerkt S. 283 etwas Aehnliches zwischen diesem und dem Affengeschlechte, und wir glauben's im andern Verstande auch.

Superior beings — — in an earthly shape,
— shew'd a — as we shew an ape.[1])

Doch hat der Verfasser das Wort dieser Ueberschrift sehr veredelt. Plato, H . . . nn,[2]) und sogar ein Johannes zum Schlusse. Sollte der Kelch in der Hand des Letzten eben ein Märtrerkelch sein dürfen? Das Bild bleibt tief unter Johannes, wie auch die Schlußvignette unter Fénélon bleibt; das erste ist indeß von van Dyck. Endlich folgt ein poetischer Beschluß voll Gefühl des Adels der Menschheit und kindlicher Vollendungsfreude.

„— Vater, o, wie fühl' ich mich
Erhaben über Alles, was sichtbar ist, was itzt
Die Erde zeigt, und Alles, was sie verschließt!
Dich nenn' ich Vater, Du Unerforschter,
Du unerreichbar Ferner und innigst Naher,
Und näher nie dem Menschen, sichtbarer nie
Als in dem Menschenangesicht,
Das Kraft verkündiget und weise Güte.
O Du, im Kleinen groß, in jedem Punkt unendlich,
Und Einer doch in allen Himmeln, allen
Ergießungen der Schöpfungskräfte Einer, Du
In dem, was Leben nennt der Lebenden
Zu todte Sprache,
Was Leben nicht mehr nennt der Menschen Kurzsinn —
Wie hoch hinauf hast Du schon itzt,
Wie über alle Sichtbarkeiten hoch erhöht
Den Menschen, Deinen Liebling!
Gehüllt in Staubgestalt und Herrschertrieb
Und Kraft und Lust und Reich, zu walten, ihm gegeben

1) Nach Pope, „An Essai on Man", II. 31—34. — D.
2) Hamann. — D.

Und Ruhe nicht auf Erde —
Hast Himmelsdurst ihm in die Brust gehaucht
Und auf die Stirn Dein Bild ihm eingeprägt
Und in sein Aug' ihm eingegossen einen Tropfen,
Gott, Deiner Menschenfreundlichkeit!
Und auf die Lippen Aushauch aller Kräfte!
O Du, der Menschheit Gott, der Alles
Nach seinem Willen schuf, doch nur den Menschen
Nach seinem Bilde — dem Ersten, Einzigen,
Den Christus Jesus nennt der Menschen Stammeln!
O Du, in Allem Gott, im Menschen Vater,
Verhüllt in jedem Punkt, enthüllt in jedem!
O Du, deß ist des Adlers Flügelschlag,
Sein Aug' voll Mittagssonne!
Der bildete des Straußes Eisenmund
Und Muth dem Löwen gab
Und Bleinatur und Stumpfsinn dem unbeholfnen Ai,
Behemoth's Höllenrachen höhltest Du
Und gabst der Taube sanfte, keusche Liebe.
Du Stirnenwölber des Thoren und des Weisen,
Wie Himmel Du hoch über Meer und Erde wölbtest
Des zarten Embryons Gestalten!
Und der auf Cäsar's Felsenstirn die Stufen eintrat
Und spann aus Newton's hochgewölbter Markstirn
Sein langes Seidenhaar,
Der faltete des Grimmes zähe Haut
Und bog die Augenbran dem weicheren Empfinder,
Anzog sie dem Helden und dem Denker
Und spannte sie dem Seher!
Der Wolken sendet auf des Mörders
Und auf Johannes' Stirn der Morgenröthe Goldstrahl —
O Du, der sich in jeder Menschenseele,
In jedem Menschenangesichte spiegelt
Wie in dem Tropfen reinen Thaues,
Im Trüben des Morasts die Sonne,
O Dir, o könnt' ich Dir die Menschen näher führen,
Die Deinigsten auf diesem Ball!
Gefühl von Dir in jeder Seele wecken,
Unsterbliches Gefühl!
Erkünsteln nicht! erzwingen, erschleichen nicht!
Heraus aus allen Seelen rufen, was in Tiefe

Noch schlummert! rufen es durch Deutung stiller,
Verborgner Herrlichkeit des Menschenangesichts" u. s. w.

Wir entschuldigen unsern langen Auszug mit keinem Wort. Lesern, die dies theure Werk nicht haben, ist der Auszug gewiß willkommen, und denen, die's haben, muß er noch willkommner sein. Man kennt oft seinen großen Reichthum nicht, bis uns ein treuer Haushalter ihn im anwendbaren Auszuge darlegt.

J. M. Gesneri primae lineae isagoges in eruditionem universalem, nominatim philologiam, historiam et philosophiam, in usum praelectionum ductae. Accedunt nunc Praelectiones ipsae per Jo. Nicol. Niclas. Lipsiae 1775 bei Fritsch, 2 Bände, jeder von 2 Alphabeten in gr. 8.[1]

Das Buch selbst, über welches jetzt Vorlesungen erscheinen, ist längst als ein vortreffliches Schulbuch bekannt, durch die Vorlesungen des Verfassers darüber wird sein Werth und seine Brauchbarkeit merklich erhöht. Das Verdienst, das Gesnern bei seinem Leben auszeichnete, nämlich Menschlichkeit, wenn wir das entweihte Wort Humanität so eigentlich herstellen dürfen, seine Menschlichkeit in lateinischer Schreibart in den Schulwissenschaften und der Philosophie macht auch das Gepräge dieses Buchs.

Sein Latein ist kein gewölbter Ciceronianismus voll hohler Worte und Perioden, sondern eine reine, fließende didaktische Schreibart, die sich auch für dem Concretum einer neuen Sache und Sprache nicht so knabenmäßig scheut, wenn's genannt werden muß. Man hört sein Latein immer und liest es nicht. Ein gutes Zeichen! Keine Sprache sollte anders geschrieben werden. In dem Betracht ist dies Buch also sehr angenehm und sehr nützlich.

---

1) Band IX. S. 548 ff. — D.

Gesner's Menschlichkeit in den Schulwissenschaften bestand bekanntermaßen darin, daß er über die Sclavenmethode der Grammatik, des Declinirens und Vocabellernens hinweg war und gern in seiner Schulanweisung diese edle Sprache lebendig machen wollte. Es ist bekannt, daß er damit in den Schulen nicht durchdrang. Die Mühe aber, die er sich bei Unterstützung dieses Lieblingsgedankens gegeben, hat ihn auf manche andre sehr nützliche pädagogische Bemerkungen gebracht, die einen ansehnlichen Theil dieses Buchs ausmachen. Die Praecepta discendi generalia, der große Artikel De linguis, imgleichen Ars oratoria, Logica, Methodus, Ethica zeugen davon, und er wird in dieser so wahren als nothwendigen und nützlichen Reformation, mit der der treffliche Philolog schwanger ging, an unserer Zeit eine billigere Beurtheilerin finden.

Endlich lebte Gesner in Zeiten, da es mit der Philosophie recht eigentlich wie mit dem Hut in Gellert's Fabel [1]) ging: die Philosophie Rüdiger's, Thomasius', Wolff's verdrängten einander. Einem Schulweisen von geprüftem Sinne der Alten mußte dieses Schattenspiel vorüberrauschender Kartenhäuschen Gelegenheit zu guten Gedanken geben, deren Resultat ebenfalls dieses Buch enthält und Gesnern jetzt als einen wahren Propheten zeigt. Alle drei Gesichtspunkte machen uns also auf das Buch begierig. Und fürwahr, ein Jüngling und ein Schullehrer von feinen Sinnen kann mehr daraus lernen als aus zehn neumodischen Büchern.

Wem die Isagoge selbst ohne Commentar schon ein liebes Buch gewesen; wer Gesner's Chrestomathien, seinen Horaz, Claudian und Orpheus lieb gewonnen; wer endlich ihm bis in seine Opuscula und Memorias nachgefolgt ist und nun hier die Quelle sehen will, woraus die Bäche und Bächlein flossen: der lese diesen Commentar. Er hat ein treues Bild des Autors mit Licht- und Schattenzügen. Der Jugend unsers Viertheiljahrhunderts, die die lateinische Sprache so sehr hintansetzt, kann diese Schrift ein liebes Collegium werden.

Freilich geht's auch hier ohne Mängel nicht ab, und wir können diese desto freier sagen, da der unsterbliche Gesner unsers Lobes nicht bedarf und wir hier nur um der Leben-

1) Fabeln, I. 4 (Th. I. S. 9 ff. der Hempel'schen Ausg.). — D.

digen und nicht um der Todten willen schreiben. Nämlich die Schranken eines Schulmannes werden hier recht offenbar. Wo die Wortwissenschaft, die Kenntniß der Titel oder endlich eine gewisse Schlichtheit und Rundigkeit des Begriffs gnug war, ist Gesner vortrefflich. In den eigentlichen Schulwissenschaften giebt er Anweisung als ein Meister und feine Beobachtungen als Künstler, zeigt auch mit kritischer Kenntniß und Sorgfalt gute Quellen und Bücher weitern Unterrichts an; hier ist er ein Kleinod. So z. B. die Artikel von den Sprachen, von der Redekunst, das vortreffliche große Stück von der philosophischen Geschichte, insonderheit bei den Alten, u. dergl. Die Stücke, wo ein schlichter Blick und gesunder Menschenverstand hinreicht, z. B. von der Anweisung zum Lernen überhaupt, von psychologischen Systemen und von den primis naturae in der Moral, sind eines Weisen in Griechenland werth. In andern Stücken, sieht man, war der Philolog fremde. Der Eingang z. B. vom Anwuchs der Realwissenschaft in unsern Zeiten ist dürre, aus Titeln oder vom Hörensagen. Die Abschnitte von der Poesie, noch mehr von der Musik, am Meisten endlich von der Malerei bleiben zurück, und der letzte ist des Buchs und des Verfassers ganz unwerth. Wer kann's ausstehen, die Mythologie gepriesen zu lesen, weil sie Feuerwerk und Backwerk inscribirt! oder das Schöne durch Degenknopf, Huttresse und Schuhschnallen erläutert zu sehen! Geographie, neuere Geschichte, vom Reisen und Kirchengeschichte sind auch Abschnitte der Art: sie sind die Thäler des Buchs, die aber zu bessern Höhen führen. Auch die hin und wieder vorkommenden, ja sogar zwei- bis dreimal wiederholten Burschen- und Professorgeschichtchen oder Collegienschwänke sind im Druck keine Zierde. Der Herausgeber hätte sie sicher wegthun können, und kein Hahn hätte darnach gekräht.

Wir wollen uns aber, da wir ein Schulbuch der Jugend empfehlen, an diesen Mängeln nicht weiden. Das Auge des Jünglings findet sie selbst und bleibt zu gern daran hangen, um auch die guten Sachen leichter zu fassen. Schon der Umlauf von Jahren, seit dies Collegium aufgesetzt ist, hat Vieles an unserer lieben Frauen Literatura [1]) verändern müssen; da lächelt man denn über den guten alten Vater Gesner

1) Vgl. Herder's Gedicht: „Unsere liebe Frau Literatura“ in den Werken, I. S. 357 f. (vgl. S. 586). — D.

zuweilen, der nun auch zu nicken beliebt,[1]) meistens aber sind diese Fehler unterrichtend. Sie zeigen immer, wie sicher ein Geschmack, aus und nach den Alten gebildet, über Modesachen hinwegblickt, wenn er gleich in anderm Betracht etwas dürftig und arm bleiben müßte. Sollten manche berühmte Magistri nostri zu unserer Zeit ihre Vorlesungen herausgeben oder sie ihnen entwandt werden, welch dürftiges Knabengewäsch bekämen wir oft zu lesen!

Lasset uns also lieber zum Vorschmack des Buchs einige Stücke herausziehen und etwa ergänzen, statt zu tadeln. Wahrlich, wenn aus Gesner's Isagoge, aus Sulzer's „Kleinem Abriß der Wissenschaften" und etwa aus Formey's Conseil pour se former une bibliothèque peu choisie et très-nombreuse oder aus Stockhausen[2]) (so mangelhaft letztere beide Bücher sind) mit Wahl und Verstande ein Buch gemacht würde: es wäre der Jugend sehr nützlich, die meistens jetzt wie eine Heerde in den Wüsten geht.

Allgemeine Betrachtungen, wie groß das Feld der Wissenschaften sei, und wie größer es täglich werde, fangen an, der Jugend sehr erwecklich, wenn sie, wie oben gesagt ist, nur tiefer wären. Auch in zwei Worten, im ersten Begriff der Wissenschaft, in kurzen Beispielen kann sogleich Genie gezeigt und Genie erweckt werden; ja, der erste Blick auf die Sache thut fürs Genie immer das Meiste. Hier müßte der Lehrer Baco und Sulzer zu Hilfe nehmen, in jeder Wissenschaft, wenn's gleich der Schüler nur noch glauben muß, Grenzen, Lücken, Reize, Methode kurz und kräftig zeigen; reichlich wird ihm seine Mühe und Genauigkeit vergolten werden. In Gesner sind nebst guten Lehren einige Titel- und Büchernachrichten, die wenigstens zeigen, daß er auf einer berühmten Universität, bei einer vortrefflichen Bibliothek lebte, und daß er — nicht verachtete, was er nicht verstand. Die Nachrichten von den Encyklopädisten vor ihm sind in diesem Abschnitt das Beste, §. 22 — 40.

Aber gülden sind die Regeln vom Lernen überhaupt: von Lust und Liebe zur Sache, von der Aufmerksamkeit, dem Nachdenken, der Wiederholung; wie die Seelen-

---

1) Quandoque bonus dormitat Homerus. Hor., A. P., 359. — D.

2) J. Christoph Stockhausen, „Kritischer Entwurf einer auserlesenen Bibliothek für Liebhaber der Philosophie und der schönen Wissenschaften", vierte Ausgabe 1771. — D.

kräfte zugleich zu üben; von Selbstgelehrten, Vielgelehrten, Allgelehrten; vom Lesen, Excerpiren, Nachschreiben. Insonderheit sind die Bemerkungen von der Ordnung im Lernen (der vorgegebenen und wahren Ordnung), und daß man die ersten Grundsätze der Wissenschaften allemal glauben müsse, eines Weisen in Griechenland werth. Hier ist Gesner Philosoph, d. i. Menschenkenner und Menschenfreund, Jünglings Vater. (§. 47 — 78.)

Die Einleitung (§. 79 ff.) von der Sprache überhaupt hat wahre und zum Theil tiefe und neue Züge; überhaupt gelingt's Gesnern, wenn es an die Seelenlehre und etwas ans Wunderbare streift; die neuere Philosophie aber, was Sprache überhaupt sei, ist, wie leicht zu erachten, hier noch nicht genutzt. Der Leser muß diese Lücke ausfüllen; denn je genauer man das Werkzeug der Vernunft und Wissenschaft kennt, desto besser kann man's brauchen. Hier wohnt recht die Instrumentalphilosophie, wie man die thörichte syllogistische Kunst einst nannte.

In Absicht auf die Muttersprache (§. 86 ff.) ist Gesner billiger, als die Latinisten zu sein pflegen; es ist aber nicht eigentlich getroffen, warum, wie und in welchem Maß sie gegen andere Sprachen zu treiben, noch weniger ist ihr Charakter so unterscheidend bestimmt, als ihn ein Kenner alter Sprachen hätte bestimmen können. Hier muß der Leser Vieles dazuthun, aus neuen und alten Büchern, die Gesner nicht kannte. Vortrefflich ist's bemerkt, was Religion und Bibel zur Erhaltung, Prägung und Bildung einer Sprache thue und auch bei der deutschen gethan habe.

Die Abschnitte von der lateinischen und griechischen Sprache, auch mit den angezeigten Büchern, sind classisch. Ein einziges Buch in seiner Art, wenn Alles so wäre.

Von den morgenländischen Sprachen, insonderheit den neugefundenen Alphabeten sind gute historische Nachrichten; der Artikel von den europäischen Sprachen taugt nicht viel. Der Jüngling sollte kurzen Begriff von der Natur, Abstammung, dem Charakter, d. i. dem unterschiedenen geistigen Gepräge der neuern gelehrten Sprachen bekommen; alsdann sollt's bestimmt werden, wiefern und zu welcher Classe von Gelehrsamkeit jede nützlich oder unentbehrlich sei; sodann, damit der Jüngling Lust schöpfe, die vornehmsten Bücher, Genies, Meisterstücke derselben — von Alledem wenig!

Die Poesie ist als Modus der Sprache in einen guten Gesichtspunkt gestellt, mitunter auch gute Bemerkungen, was z. B. die wahren Dichter immer ausgerichtet u. s. w., aber der Autor klebt zu sehr an den lieben Silbenmaßen, hat vom poetischen Gehör sonderbare Begriffe und ist hier nur ein Schulpoet. Das harte Urtheil über Klopstock hat etwas Wahres, ob es gleich schwatzhaft und unedel gesagt ist. Noch mehr Wahres hat das Urtheil über Meier's Aesthetik, der Gesner sehr feind ist. Baumgarten würde es nicht besser ergehen, wenn er nicht aus Gesner's Thesaurus Exempel hergeholt hätte; da ist nun eine Liebe der andern werth. Ueberhaupt wär's eine Frage der Untersuchung werth: woher die alte und neue Aesthetik, Poesie, Redekunst und Philosophie sich meistens also feind sind, und an wem die Schuld liege. Ohne Zweifel an beiden Theilen!

Bei den Abschnitten Mythologie und Malerei ist zu verwundern, wie der Autor so viel schöne Bücher seiner Universitätsbibliothek so wenig habe nutzen, oder vielmehr, wie wenig Geschmack ihm diese haben geben können, selbst wenn er sie kannte! Man sieht an Gesner, was man an so viel Andern sieht, daß der Geschmack dieser Art eine Gabe früherer Jahre ist, die im Alter schwerlich mehr erlangt werde. Welch anderer Mann ist hier Heyne! Die Redekunst ist ebenfalls sehr schulmäßig behandelt.

Die Einleitung von der Geschichte überhaupt (§. 386) und vom historischen Glauben (§. 401) ist trefflich, wie meistens alle allgemeine Einleitungen der Art. Es sind Grundsätze eines Mannes von richtigen Sinnen, durchs Lesen der Alten, nicht durch kritische Sophisten, Geschmäckler, Zweifler, mathematische Metaphysiker u. dergl. gebildet. Es ist so eine Narrheit, in der Geschichte mathematische Beweise oder Gewißheit zu fordern als — in der Mathematik historisches Zeugniß. Und doch ist diese Narrheit heut zu Tage beliebter Geschmack. Einer der trefflichsten Philologen, Fréret, hat in den Commentaren seiner Akademie darüber eine Abhandlung geliefert, die ich, so wie die meisten von ihm, aus diesem Wust herausgezogen und besonders bekannt gemacht oder übersetzt wünschte. Er steht da wie ein König unter den Kegeln.

Die Anweisung Gesner's zur Geographie will nicht viel sagen; die Anweisung zur Chronologie nennt wenigstens

gute Bücher, so wie auch der Abschnitt von der alten Geschichte. Als ein Verzeichniß und Beurtheilung der zum Theil kostbaren Hauptbücher muß man diese Stücke brauchen; da hat's dem Autor genutzt, daß er neben der Bibliothek lebte. Der Abschnitt von den neuern Reichen ist nicht viel werth. Da sind weder die besten Bücher genannt noch die nöthigsten Begriffe gegeben.

Genealogie, Heraldik und das Reisen folgen. Wer soll also reisen, wie hier geschrieben steht: ad considerandos nummos bracteatos, ad dignoscenda diplomata, tabularia, musea? Ein philologischer Handwerksbursch! und geleit's ihn Gott! Daran ist nicht gedacht, daß ein anderer Mensch, ein freier, genievoller, edler Jüngling reise!

Die Kirchengeschichte ist auch für Untheologen unvollkommen und verzogen. Soll jeder Gelehrte eben das in diesem Felde wissen und davon denken? Die Gelehrtengeschichte ist mit Büchertiteln und Fächern zu überhäuft; daher ist für den Geschmack, den Verstand und das Genie hier wenig. An diese Gottesgabe wird für lauter Gelehrsamkeit nicht gedacht; denn der Autor excerpirte den Bünauischen Katalog und wollte zu viel sagen.

Aber nun kommt ein classischer, lieber Abschnitt, die philosophische Geschichte; sie ist auch das Größte im Buch. Insonderheit in der ältesten griechischen Philosophie ist Gesner vortrefflich; man sieht, Orpheus und Pythagoras liegen ihm am Herzen. Er vertheidigt diese würdigen Altväter des menschlichen Geschlechts, doch ohne Uebertreibung; rechtfertigt insonderheit das alte Gleichniß zwischen Gott und der Seele der Welt, und so schlicht und treffend geht er in seinen Urtheilen hinunter bis auf unsere in der Philosophie (Eya!) höchste, letzte und güldene Zeiten. In diesen erkennt er, vom Geist der alten, insonderheit der Orpheisch-Heraklitischen Philosophie durchdrungen, nicht Alles für Gold, was Manchem so scheint. Er ist auch überhaupt der billigen, gesunden Meinung, daß man, um vom Secten- und Ketzergeist in der Philosophie bewahrt zu werden, lieber von den Alten und der Geschichte der Philosophie als von Leibniz und Wolff anfangen müsse. Ueberhaupt stehen die letzten Zween in sehr abstechendem Licht. Kurz, diese Geschichte der Philosophie wird auch consummatissimum virum durchlaufen zu haben, nicht gereuen.

In der Psychologie sind vortreffliche Sachen. Die Leibnizischen Dichtungen von den Monaden, der Harmonie und der Freiheit wollen ihm nicht zu Kopf. Hier findet man viel gesunden Verstand und zwischen inne sehr naive Urtheile. Gesner bekennt, er habe sich lange zu dieser Philosophie gezwungen, schämt sich aber nicht, Palinodie zu singen, zeigt auch, wie wenig neu diese Hypothesen zum Theil seien, z. B. des Leibniz Harmonie zeigt er im bekannten Cartesianer Geulinx, den Leibniz gewiß gelesen. Alles mit vieler Wärme, als Mensch geschrieben und nicht als Monade.

Ontologie folgt. Wer nach Ernesti und den Alten diesen Theil im besten Latein lesen will, lese. Oft wird auch gezeigt, wie wenig neu dieser und jener Grundsatz sei; der Autor aber hat noch viel scholastisches Spinnweb beizubehalten gewürdigt. Die Theologia naturalis ist mit der Schlichtheit und gesunden Vernunft geschrieben wie die Psychologie und die Philosophische Geschichte. Der Verfasser legt einen sehr richtigen Begriff der Theologiae naturalis zum Grunde und zeigt, daß nicht Alles aus der Vernunft geschöpft sei, was wir jetzt mit einem Spielwerk der Vernunft beweisen. Auch in Absicht der Freiheit des höchsten Wesens ist Gesner kein Leibnizianer; er neigt sich auch in seinem Begriff von Allgegenwart, Raum, Schöpfung zur sinnlichen, gefühlvollen Philosophie der Alten, die ihm überhaupt so lieb war.

Der Logik, als einer Denk- und Vernunftkunst, ist der Philolog, der die Grammatik selbst so einschränkte, nicht gewogen; er führt mehr als einmal das gute Wort Gustav Adolph's an, der Logik und Metaphysik die praeputia der Wissenschaften nannte und sie beinahe verbot. Logica per anagramma caligo; wer keine natürliche Logik hat, wird sie durch Kunst nicht lernen. Indessen bringt der Verfasser nachher noch ziemlich den syllogistischen Kram herbei, da man wenigstens das Geräth kenne. Von der Methode, dem Bücherlesen, Uebersetzen und Beurtheilen kommen weniger Bemerkungen vor, als man von der Weisheit dieses Lehrers erwartete. Er hat hier überhaupt geeilt. Die Disputationen schließen dies Hauptstück. (§. 1204.)

Es folgt die praktische Philosophie, wo insonderheit der Artikel De primis naturae ein schätzbares Stück ist. Man sieht den Verfasser als Vater, der Kinder gekannt und geliebt;

aus ihrer Seele nimmt er die meisten Erfahrungen, meistens mit einem sehr schlichten Blicke her, zeigt sodann, wie diese Grundtriebe der Natur alle weder gut noch böse sind und eine Feder haben müssen, die sie rückhalte und treibe. Diese wird die Vernunft, das Gesetz der Billigkeit und Liebe. Das utile und decorum bringt er auf Eins zurück, wovon auch in der Vorrede eine Abhandlung: Utilitas honesti mater, non judex, steht. In den letzten Abschnitten von Hindernissen der Tugend, von Anreizung zu besondern Tugenden, vom Ehestande, der Erziehung u. s. w. sind vortreffliche, meistens aus den Alten genommene Bemerkungen und Lehren, obgleich der Autor, wie es am Ende der Vorlesungen gewöhnlich ist, sehr eilt.

Aus Allem erhellt, daß dieser Commentar kein vollendetes, aber ein sehr nützliches und angenehmes Buch sei für die Jugend. Die Lehrer auf Universitäten mögen ihre Gestalt sehen, was oft erschiene, wenn ihre weisen Kathederreden sämmtlich gedruckt würden. Die Kleinkreisigkeit und Eigenliebe, das ewige Ich und Beziehen auf sich selbst, die beim Gesner nur kleine Flecken sind, weil man sieht, daß er dabei nichts Arges hat, würden an Andern häßliche Kröpfe und Eiterbeulen werden, dafür der Welt ekelte. Und doch muß es der Jugend, diesem Publicum, dafür man am Meisten Ehrfurcht haben sollte,[1]) nicht ekeln! Ja, es wird ihnen (weil alle lebendige Sitte sich am Tiefsten einfrißt) erste Farbe der Gelehrsamkeit und Weisheit. Inde tot lacrimae![2]) Lasset sie diese Vorlesungen sehen und denken: „Geschieht das am grünen Holz (das hat nun ein Freund ausgefellt und gegeben), was will am dürren werden?" Wie, wenn ein Feind bei Lebzeiten Dich Sudler, Dich Trödelweib, Dich Schimpfer und Kothwälzer gedruckt darstellte! Manchem sollte man's beinahe wünschen.

Ruhe also wohl, lieber Pädagog! Du, der so viel Memorias für Männer, Weiber und Hermaphroditen schreiben müssen und gar Deine eigene Memoriam (de rebus ad Gesnerum pertinentibus) schreiben wolltest, Deine Memoria grüne, ohne neue Dir nachgeschriebene Schulübungen und Hefte!

---

1) Nach Juvenal's (XIV. 47): „Maxima debetur puero reverentia". — D.
2) Nach dem Terenzischen (Andr. I. 1, 99): „Hinc illae lacrimae". — D.

Appellation an den Menschenverstand, gewisse Vorfälle, Schriften und Personen betreffend, von Konrad Pfenninger, Diakon am Waisenhause ꝛc. in Zürch. Hamburg bei Bohn 1776.[1])

Auch wer keinen Trieb oder Beruf hätte, an den „gewissen Vorfällen, Schriften und Personen", denen diese Schrift gilt, näher Antheil zu nehmen, wird doch vielleicht die Art nicht gleichgiltig sein, wie sie behandelt worden. Es spricht durchhin ein Mann von Wärme des Herzens und gesundem Menschenverstande, so entfernt von Schwärmerei als von der kalten, den Nacken beugenden Sclavengesinnung, der Modeschöngeisterei unsrer Zeiten. Er spricht für seinen Freund warm, aber er hat kalt überlegt, giebt kalt zu überlegen, handelt durch lauter Erweise, Thatsachen, Belege, Facta, streut endlich überall so viel Blicke von Genie und edler Gesinnung durchhin, daß dies Buch als eine kleine Probe gelten kann, wie nach einem Vorfalle unsrer Zeit mehrere Vorfälle unsrer Zeit behandelt werden könnten und sollten. Wahrlich, wenn das geschähe! wenn mehr solche Wahrheitsfreunde wie Pfenninger, und Jeder mit der klaren Stirn, dem ruhigen Antlitz, dem warmen Herzen und der vollen Hand von Erweisen der Wahrheit aufträten: Deutschland, Du Mutter freier Kinder, Literatur, Du Pflegerin, und Religion, Du Stifterin der Wahrheit, Ihr würdet Euch deß erfreuen! Die lichtscheuen Geschöpfe, Lügner, Verleumder, Kriecher, Hässer der Wahrheit, schlichen mit Ratzen und Maulwürfen in die Löcher, die ihnen gebühren. „Ich halte dafür," fängt er an, „wer etwas schreiben will und kann, wovon er überzeugt ist, daß es Nutzen stiften wird, der mag es schreiben. Er lass' es denn dreißig-, sechzig-, hundertfältig getadelt werden und — Nutzen bringen.

„Wer etwas schreiben kann, was einem großen Bedürfniß mancher seiner Mitbürger und manches Wahrheitsfreundes außer seinem Vaterlande Beruhigung verschafft, und wovon er überzeugt ist, daß es itzt sonst Niemand schreibt, und daß

1) Band X, S. 141 ff. Vgl. „Aus Herder's Nachlaß", II. S. 367. 374. — D.

er zu schreiben Lust und Trieb und Drang fühlt — der soll es schreiben! Er lass' es denn getadelt werden und Nutzen bringen dreißig-, sechzig- und hundertfältig.

„Es ist mit dem Nutzen eines Buchs eine ganz eigne, von aller Journalisterei des Jahrhunderts viel unabhängigere Sache, als man gewöhnlich denkt. Die Vorsehung kann Einem manche gute und große Wirkung dessen, was man mit guter Absicht schrieb, erblicken lassen, die das Herz des Verfassers mehr als schadlos hält für alles Aergerniß unbilligen Tadels und das noch ärgere Aergerniß übertriebnen Lobes.

„Wer gerechten Tadel, wer gesunde Kritik nicht benutzet mit Dank und Freuden: zerstoßt ihn im Mörser, er bleibt ein Narr! Aber wer wahren Nutzen schafft, der freue sich deß mitten im ekeln Jahrhundert, mitten unterm Geschrei schiefen Tadels und Splitterrichterei! Wer gesunde Speise bereitet dem Hungrigen, lasse die Köche splitterrichten."

So redet der Prologus galeatus, und so zeigt sich der Verfasser durchgehends thätlich. Er weiß, „daß alles Geträtsch des Neides, der Rache und alles Gelächter der feinen Dummheit zwar der übelriechendste, aber kräftige Dünger aller Wahrheit und alles Guten in der Welt ist". Er weiß, daß „er keinen Zauberstab habe, Schilfröhre in Eichen oder Erdschwämme in Cedern Gottes umzuzaubern". Er will nicht Herzen richten, aber das, sagt er, „das kann auch Niemand leugnen, daß Einem um gewisse Leute und Schriftsteller, trotz aller Heftigkeit und entgegengesetzten Denkart, dennoch ist wie um ehrliche Leute, das ist, wohl! und daß Einem um gewisse andre Leute und Schriftsteller, sein sie hitzig oder höflich kalt, nicht ist wie um ehrliche Leute, das ist, nicht wohl". Und denkt dabei, daß „die gütige Vorsehung, die immer für die Wahrheit mitwirkt, es schaffen kann und wird. Daß alle Redliche in einer Stadt und in der literarischen Welt, wo so viel Gezänk und Parteigehens ist, noch ihren Mann, ihr Buch, ihren Weiser finden, der sie auf den rechten Gesichtspunkt führt, daß sie Licht und Ordnung da sehen, wo sie vorher nur Trübe und Verwirrung sahen, oder daß wenigstens der Vergleichungspunkte genug werden, kraft deren man in aller Eintracht und Toleranz zusammen Gutes wirken kann". Wer dies wünscht, wer hiezu etwas beizutragen vermag (und wir vermögen's Alle, Gelehrte oder Ungelehrte), der lese diese Schrift! ein Zeugniß der Wahrheit über manche Seiten unsrer

21*

Zeit, die tief dringen. Die Artikel „vom Frieden, vom erschlichenen Frieden, vom Grunde der Lächerlichkeit gewisser Meinungen bei gewissen Philosophen, vom Betragen heimlicher Deisten, von der Schädlichkeit gewisser Meinungen, von der Toleranz, vom Spotte, der giftigsten Intoleranz" u. s. w. fliegen weit über die Grenzen eines einzelnen Falls, einer Stadtcabale oder des Conciliums einiger Recensenten hervor. Sie betreffen die Krankheit vieler Bücherleser und Bücherrichter an ihren heimlichsten Orten — und bald hätten wir die Artikel „von anonymen Schriften, vom enthusiastischen Schwärmereigeruf" in der Reihe der vorigen pathologischen Capitel vergessen. Nur aus dem letzten ein paar Stellen. „Es kam mir oft zum Weinen traurig vor, daß eine in unsrer Zeit so rasende sclavische Furcht vor dem Worte, nur vor dem Worte Schwärmerei bald in allen Herzen herrscht. Sei etwas vielleicht noch so wahr, noch so gut, wenigstens noch so untersuchenswerth, und es rufe nur ein Tongeber aus: Schwärmerei! und schnell werden alle Denker unsrer Zeit auf tausend Schritte davon springen. Es ist der höchste Schandfleck, mit dem ein Mensch heut zu Tage befleckt werden kann, Schwärmer zu heißen."

„O Jüngling, wozu Dich Deine eitle Furcht vor dem Namen Schwärmerei noch führen könnte! Geh zu Voltaire, der nennt Dir das Christenthum Schwärmerei! Geh zu Diderot, der nennt Dir Voltaire's Glauben an Gott Schwärmerei! Willst Du jedesmal das ohne nähere Untersuchung fliehen, was der Modeton Fanatisme nennt, so wirst Du sicherlich zu Ferney ein Deist, zu Paris ein Atheist werden!

„Und wie sehr würdest Du Dich blenden, wenn Du glaubtest, es wäre Charakter unsers Zeitalters, Schwärmerei zu hassen und zu fliehen! Ich wollte hundert Köpfe zur Schwärmerei gefangen führen, wenn, was wirklich Schwärmerei wäre, nur den Namen nicht hätte."

Wie wahr das Alles sei, weiß jeder Mensch, der nur in wenige neuere Schriften geblickt hat. Blind ward neulich das Auge Dessen, der die Anzeige dieses Buchs schreibt, da er in einem neuen schöngedruckten Modebüchlein über die Schwärmerei las, daß sogar der „Glaube an die Allgegenwart Gottes" Jakob-Böhmische Schwärmerei und nicht ein Haar besser sei als die „inqualirenden" Lebenswasser dieses Schusters. Das sind geläuterte Denker!

Doch wir kommen auf die nähere Veranlassung dieses Buchs. Ein Prediger zu Zürch und Lavater's sein sollender Freund hatte in einem berüchtigten Sendschreiben[1]) so viel Anekdoten von dieses Mannes persönlichem Wandel, von seinen Wunderthuereien, Umgang mit wunderthätigen Viehmägden und dergleichen geplaudert und in so witzigem und dreistem sichern Ton des persiflage geplaudert, daß mehr als ein Leser und Recensent hintergangen ward, zu glauben, daß wol daran was sein müßte. Auch ich, der diese Anzeige thut, empfing vor Jahr und Tag das Sendschreiben nicht anders als mit dem Lispeln: „Und was von Lavater drin steht, soll nichts als die strengste Wahrheit sein, die man nur aber so vertuscht." Nun hinterging mich freilich das Sendschreiben nicht: der hämische, neidige Nachbar- und Mitgesellenton, die völlige Afterrede über das „Endchen Licht, das den Ausländern so groß vorkommt und im Vaterlande, insonderheit den Herrn Collegen als ein so kleines Stümpfchen Unschlitt erscheint", ist zu sichtbar. Indeß ist doch des Nachredens kein Ende gewesen, und selbst die Antwort, die Herr Heß, der berühmte, liebenswürdige und gewiß nicht schwärmerische Verfasser des „Lebens Jesu" 2c., auf dies Sendschreiben bekannt machte, konnte den einmal verrückten Argwöhnern nicht völlig den Kopf zurecht stellen. Man weiß, wie Neid und Argwohn ist. Wenn er an nichts Anderm zu zehren hätte, müßte er an sich selbst zehren und läßt sich daher so ungern den letzten stinkenden Bissen entwenden. Auch in diesem Buche stehen Nr. 25 noch ein paar Beispiele von der Vis inertiae vortheilhafter Anekdoten.

Da macht sich nun Herr Pfenninger auf und widerlegt den ungenannten Verleumder durch Thatsachen, historische Belege, Erweise, Facta (insonderheit Abschn. XIX). Was der Verleumder dazu thun wird, überlassen wir dem Erfolge. Vermuthlich wird er drehen, witzeln, sich unter den Saum andrer berühmten Namen stecken — und mag er's. Die Guten sind belehrt, und auf die beste Weise belehrt, die an Pfenninger

---

1) J. J. Hottinger's „Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Bande der Allgemeinen theologischen Bibliothek, worin nebst Anderm einige Nachrichten von Herrn Diakon Lavater enthalten sind, von einem Zürcherischen Gelehrten." — D.

selbst sein Feind wird loben müssen; wer weiter Böses will, der wolle Böses. Auch hat uns gefreut, daß Lavater an dieser Schrift, so gerecht und friedlich sie ist, unschuldig war, nichts davon wußte und sie widerrieth. Jeder Leser muß selbst lesen. Er findet über die jetzt so sehr ventilirten Wundermaterien hier eine Anzahl nicht unbeträchtlicher Beiträge, die z. B. zeigen, wie Lavater in diesen Kram gekommen, und daß er nicht weniger als ein Gaßner oder Teufelsbanner sei. Die drei Fragen, die Lavater über diese Materie ganz exegetisch ergehen lassen (1769 im September), stehn hier abgedruckt und sind sehr interessant zu diesem jetzt sehr verwirrten Handel (Seite 30—41) nebst manchen andern Zeugnissen und Winken, was an der Materie schädlich, lächerlich, ungereimt, wichtig, ausgemacht und unausgemacht sein möchte. Darf der Recensent seine geringe Meinung auch sagen, warum diese, von Lavater blos exegetisch vorgetragen, so sonderbare Wirkungen gethan, so wäre er wol nicht mit Herrn Pfenninger eins, daß daran die Schuld liege, weil Herr Lavater „sie exegetisch und nicht philosophisch gegeben".

Keine Wunder gehören eigentlich für die Philosophie, wie sie jetzt Gestalt hat. Die neuen Philosophen, die sich damit befaßt, haben sie entweder schon in ihren hölzernen Bratenwender

„der ewigen Gesetze,
Die Gott einmal gestellt, daß er sie nie verletze",[1])

(daß er die heilsame Wasserdiät nie überschreite!) hineingebannt und die Wunderkeime in die Bouteille präetablirt, oder sie reden davon als von Blendwerken der Unwissenheit, „von einem Gläslein Dampfs um des schwachen Magens willen", denen die hohe philosophische Wasserdiät, die Nachahmerin Gottes, weit vorstehe. Auf dem Wege wird's auch nie weiter kommen, und es wäre nur Heuchelei und Entweihung, falsche philosophische Schminke anstreichen zu wollen, wo sie nicht hingehört. Wenn die Philosophie den natürlichen Gang der Dinge betrachtet, so gehört Resignation dieser Philosophie dazu, einen über- oder außernatürlichen Gang dieser Dinge zu glauben, oder vielmehr es ist eine höhere Philosophie nöthig, natürliche

1) Es schwebt wol eine etwas abweichende Stelle aus Haller's „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" vor. — D.

Dinge einer höhern Ordnung zu erkennen und anzuerkennen, von der jene, die Philosophie der Natur niederer Ordnung, nichts weiß. Kein Mensch findet es unbegreiflich, daß man durch die höhere Algebra Dinge auflösen kann, die der gemeine Rechenmeister für toll oder unauflöslich ansieht, und so ist, ohn' alle Schwärmerei, die Religion der von Gott gegebene höhere Schlüssel zu dem, was das einzelne Menschenleben oder aller Menschen Leben durch sich wahrlich nicht erreichen könnte. Es ist sinnlos, Vernunft und Gnade einander entgegenzustellen; es wird aber nie sinnlos sein, Vernunft und Religion, niedere und höhere Mathematik und Physik von einander zu sondern und durch eine aufzulösen, was man durch die andre nicht auflösen kann und also auch durch sie aufzulösen nicht versuche. Soll Recensent Ursachen sagen, warum Herr Lavater mit seinen so billig, wichtig und nur auf exegetische Weise vorgelegten Fragen so sonderbare Wirkung erregt, so würde vielleicht das ganze Quis? quid? ubi? nicht hinreichen, sie zu entziffern. Yorick beklagt's, ich glaube, an sich selbst, daß gewisse Menschen schon bestimmt scheinen, in sonderbarem Licht auch bei den unschuldigsten Reden und Handlungen angesehn zu werden; und Herr Pfenninger hat's selbst bemerkt, daß, wo man nur von fern auf den Schandfleck Schwärmerei hinweisen kann, unsre kalte philosophische Zeit sich dabei am Wohlbehaglichsten finde. Insonderheit kommt's da auf gewisse früh gefaßte Vorurtheile an, die manchmal so unvernünftig, grundlos und aus Sonnenstäubchen zusammengeblasen sind, aber immer nachher mitwirken. Weil Destouches (ich glaube, Lessing sagt's) zuerst Das Gespenst mit der Trommel machte, so konnte und sollte er nachher zeitlebens nichts als Gespenster mit der Trommel machen; und wenn nun einmal Herr Lavater als Seher in die Ewigkeit vom Titel her[1]) (denn daher werden die triftigsten Urtheile gefällt und die härtesten ersten Meinungen gefaßt) bekannt zu sein die Ehre hatte, dann konnte er nachher nicht anders als verfänglich fragen.

Ein schreckliches Mißverständniß der Fragen kam darzu, „als ob Lavater den Wunder- und seligmachenden Glauben für eins halte und also von jedem Christen als nothwendige Bedingung zur Seligkeit Wunder fordre". So fern und fremde nun ein Gedanke der Art der hellen Seele Lavater's

---

1) „Aussichten in die Ewigkeit". — D.

immer gewesen sein muß; so offenbar es die Bibel behauptet, „daß Buße und Glaube der Weg zu Gott sei, nicht Wunderthuereien"; so offenbar Paulus sagt: „Wenn ich Berge versetzen könnte und hätte der Liebe nicht —" und Christus den Teufelaustreibern ja auch sagt: „Ich habe Euch nie erkannt, Ihr Uebelthäter!" — so offenbar, sage ich, dies Alles ist: so fand man's einmal gut und bequem, zwei so unterschiedne Dinge, als Glaube und Wunderglaube sind, auf Lavater's Kosten zu verwechseln. Er sollte unserm christlichen frommen Jahrhundert ein schlecht Compliment gemacht haben, „daß es keine Wunder thue", als ob's also auch mit seiner künftigen Himmelfahrt schlecht stehe, und solch Unsinn mehr, von dem Lavater nie geträumt haben kann. Sind Wunder Wunder, so sind sie keine nouvelles du jour, keine Kalenderzeichen, mit Roth und Schwarz aufs künftige Jahr zu insigniren. Sind Wunder Gnade höherer Ordnung, so sind sie nicht Verdienste gemeiner Ordnung, die sich lernen, anstreben, als Handwerke in Exercitien erproben lassen. Ganz umgekehrt vielmehr sind sie dem Wunderthäter, dem Geschöpfe höherer Ordnung, gar keine Prodigien und Unthaten mehr, sondern Dinge seiner Welt, die es jetzt und so und also ganz natürlich und nothwendig findet. So wie wir nämlich auch in der uns natürlichen Welt gar nicht wissen, ob nicht Vieles, dessen Ursachen wir nicht absehen, gar wohl Wunder sein kann, ja zuletzt, wenn's eine Allwissenheit und Allwaltung Gottes giebt, Alles im Grunde Wunder ist: so kann auch der Mensch im nähern Umgange mit Gott, den Herr Lavater hier und in seinen Vermischten Schriften aus der Bibel entwickelt, gar wohl mitten in seinem natürlichsten Leben die innigsten Wunder Gottes schmecken, sehn, empfinden und auf Andre ableiten, ohne daß er außernatürliche Handlungen (τέρατα, prodigia) hervorbringen wollte oder dürfte. Das Letzte, wenn's angestrebt, auch nur aufs Feinste angestrebt würde, ist Versuchung Gottes und Weg zur Unnatur. „Strebet", sagt Paulus, „nach allerlei Geistesgaben! ich will Euch aber einen kürzern Weg καθ' ὑπερβολήν zeigen, der ist die gewöhnliche, ordentliche, alltägliche Liebe." „Ich danke Gott," sagt er, „daß ich Alles kann, was Ihr könnet"; könnte er's aber nicht, meint er, hätt's auch nichts zu sagen. Das Leben mit Christo ist ein inwendig verborgnes Leben und kramt nicht in den Augen der Welt. Christus ist nicht in Geberden, so

wenig er in der Wüste ist; vielmehr sollten Wunder und kräftige Irrthümer das Leibgedinge des großen Antichristus sein. Man hat also mit Windmühlen gekämpft, wenn man sich solche unbiblische Hexenprocesse an Lavater's biblischen Fragen dachte. Er gönnt Euch Allen den Himmel, ohne daß Ihr Wunder gethan habt, und wird den Abt Paris nicht zu seinem Heiligen erwählen, wenn sein Stein auf St. Medard auch alle die Wunder verrichtet hätte, die der Parlementsrath Montgeron durch Siegel und Briefe, Schrift und Kupfer hat darthun wollen.[1]) Von solchen Seiten ist's äußerst verführend, nur an Wunder zu denken, geschweige sie zum Kriterium des Christenlebens zu setzen. Es ist vielmehr die ordentliche Frage jenes Problematikers: „Bist Du Gottes Sohn, so sprich, daß diese Steine Brod werden.“[2]) Wenn Herr Lavater noch einmal gezwungen würde, über eine Materie zu schreiben, über die neuerlichst schon bis zum Ekel geredet worden, so, glaube ich, wäre dies der reinste Gesichtspunkt seiner Unschuld.

Wenn endlich Schuld sein soll, so lag's am Fragen selbst; über so was mußte nicht gefragt werden. Und wer wird gefragt? wer sollte sich erklären? Zeigte nicht die ganze Geschichte der Exegetik dieser Stellen, wie von je her alle Ausleger zween Wege gegangen seien, nachdem sie — Doch wozu hierüber mehr? Herr Lavater hat für diese Treu' und Offenherzigkeit, das, was ihm so wichtig schien, auch 99 Andern, ihm so Ungleichartigen, für gleich wichtig zu halten, Straf- und Lehrgeld gnug geben müssen. Ich dächte, es könnte satt sein; und Herr Lavater wird von seiner Seite auch jedem Exegeten Freiheitsbriefe geben, jede Stelle zu wenden und zu drehen, wie's ihm beliebt. Solche Sachen sind zu heilig, innig und geheim, als daß jede Sau die Perle angrunzen sollte oder dürfte.

Noch ist ein Fragment von Lavater's Lehrgedicht über die Schwärmerei in diesem Büchelchen, das neben dem Haller'schen und Lessing'schen zu stehen nicht erröthen darf. Es ist eben gegen den Schwärmer gerichtet, der unglücklicherweise der größte Anlaß zu diesen Fortplauderungen geworden.

Der Verfasser der Appellation ersucht jeden Journa-

---

1) Vgl. Carré de Montgeron, „La vérité des miracles opérés par l'intercession de Ms. Paris“. Cologne 1745. 2 Voll. 4. — D.

2) Matth. 4, 3. — D

listen, folgende Worte seiner Anzeige anzuhängen: „daß er, Verfasser der Appellation, Jeden bitte, dem die Wahrheit lieb ist, sich weder durch schlechte Recensionen abhalten noch durch gute verleiten zu lassen, daß er's für überflüssig halte, die Schrift selbst zu lesen". Die Fortsetzung soll gelegentlich folgen; wir wünschen, daß sie nicht folgen dürfe!

Joh. Heinr. Tönnies, Auszug der Geschichte zur Erklärung der Offenbarung Johannis. Nebst einem Anhange, welcher einige Anekdoten zur neuen braunschweigischen Kirchengeschichte liefert. Zum Besten armer Schüler. Leipzig in Commission bei Böhme 1776.[1])

Zur Aufklärung und Bestimmung der Offenbarung Johannes' hat dies Buch wol wenigen Werth. Es führt im Lauf der Geschichte hinter oder in jedem Zeitlauf nur die Stelle an, die dieser Zeit collateral scheint, ohne weitere Erweise und ohne Verfolg dieser Stelle im Zusammenhange des biblischen Buchs. Oft trifft diese Citation, und hie und da entblößt sie den Charakter solches Zeitlaufs sehr wahr; man sieht aber, daß dazu auch Stellen aus andern Büchern hätten angewandt werden können, wie denn der Verfasser wirklich auch Ezechiel, Daniel, die Offenbarung, Alles promiscue, anwendet. Uns dünkt, der Schlüssel der Offenbarung müsse, wie bei jedem vernünftigen Buch, im Zusammenhange des Ganzen liegen, nicht in abgebrochnen Stellen, die dem Zweifler höchstens für kraftvolle Citationen eines Poeten oder für wankende Anspielungen gelten werden.

Also als bloße Kirchengeschichte in Rücksicht auf den Gang dieses Buchs der Bibel wäre dieser Auszug zu brauchen, und da es ja in so viel anderm Betracht Auszüge, Auszüge der

---

1) Band X, S. 365 ff. — D.

Kirchengeschichte giebt, warum sollte dem Autor ein Auszug in dieser Absicht nicht erlaubt sein? Wenn er nur nicht die Geschichte verstümmelt — und das thut er nicht. Er erzählt nicht angenehm, hie und da dunkel und durch die Sonderbarkeit, lateinische Worte durchaus zu vermeiden, oft widrig. Man muß das Wort Widersteher, Gegenbelehrer u. s. w. erst in Protestanten, Remonstranten u. s. w. zurückübersetzen, ehe man weiß, von wem die Rede sei, und so giebt's noch andre Mängel, die den Erzählern der Kirchengeschichte theils gemein sind, theils diesem Verfasser in Verfolgung seines Plans, die Geschichte in Absicht auf ein Buch zu fassen, eigen werden mußten. Aber das, dünkt uns, kann man ihm nicht ableugnen, daß er einen tiefen Eindruck von Reinigkeit, Wahrheit, Kraft und Würde des Christenthums habe, daß er die Fehler mancher auch berühmten Zeitverbindungen, insonderheit seit der Reformation, oft nur durch ein Wort, einen Wink, mit großer Richtigkeit und Bedeutung tief zeige. Insonderheit sticht's ihm in den letzten Zeiten ins Herz, daß mit der Aufklärung nicht auch die Sittenverbesserung verbunden sei, und was es für herrliche Folgen des höchsten Episkopats in jedem kleinen und großen Despoten gebe. Die auf dem Titel angeführten Beilagen über ein bekanntes Factum neuerer protestantischer Geschichte, da eine evangelische Prinzessin ihrem Bekenntnisse entsagte, um Kaiserin zu werden, und wie sonderbar ihr Vater sich als summus episcopus dabei betragen, zielen dahin. Auch ist im achtzehnten Jahrhundert der Auszug einer andern kleinen Schrift, was für Grundsätze der Despotismus gemein mache, nicht unwichtig. Hie und da hat's der Autor mit dem beschönigenden Kanzler Mosheim zu thun, aber nur mit einem Blicke, mit einem strengen Catonischen Winke, in welcher ernsten, gedrungenen Fassung überhaupt dies ganze Buch geschrieben ist — hie und da wirklich ein starkes Zeugniß der Wahrheit.

Zweites Funfzig christlicher Lieder von J. C. Lavater. Zürich bei Orell 1776. 11 Bogen in gr. 8.[1])

Das Zweite Funfzig dieser Lieder hat vor dem ersten, wie uns dünkt, an Stärke, Kürze, Wahrheit, That, Kraft gewonnen und die Leichtigkeit, den Fluß an Silben, Reimen, Seufzern und Tönen, die Klarheit und gleichsam den Guß der Kindes- und Bruderliebe mit ihm gemein. Sie werden also in ihrem Kreise nicht ohne Nutzen bleiben.

Bekannt ist's, daß Lavater's Muse sich von den geistlichen Schwestern ihrer Art, insonderheit an Menschlichkeit unterscheide, daß sie sich auf der einen Seite von der trocknen, kalten, hölzernen Buchstaben- und Formularsprache so entferne, als auf der andern Seite von den verschlossnen, dunkeln, trübseligen Gefühlen der Mystik. Menschen sollen wir werden, Söhne Gottes in seinem Erstgebornen, unserm Bruder, Christus. Einfalt, Liebe, Klarheit, Freude, allgemeine Demuth und Aufopferung, wodurch er Weise, Fromme und Selbstgerechte so unendlich übertraf und den Weg des Sohnes Gottes ging, des Menschen für alle Menschen, soll auch unser Weg sein. Auf beiden Seiten ist Pharisäismus an Lehren und Gefühlen; in der Mitte ist Christus' Lehre und Beispiel. Auf diesem Wege suchen sich Lavater's Lieder zu halten; und wie sehr sie dadurch als Lieder und als christliche Lieder gewinnen, braucht keines Beweises. Proben mögen sein für den Leser, der sich davon selbst überführen will, der „Lobgesang" S. 1. „Der da beginnet"; S. 65 „An die nahe Gottheit"; S. 149 „Bitten"; S. 113 „Gott die Liebe"; S. 102 „Christus, auf einer offnen Höhe zu singen"; S. 117 „Das Licht":

„Und hätt'st Du nichts geschaffen, nichts!
Gott, wär'st Du Vater nur des Lichts,
Wo nähm' ich Wort' und Kräfte her,
Zu sagen: Gott, wie groß ist Er!

„Das Licht, Strahl Deiner Herrlichkeit,
Es strahlt vom Himmel und erfreut
Und deckt in wunderschnellem Lauf
Uns Millionen Wunder auf.

---

1) Band X, S. 486 ff. Von Müller in Herder's Werke aufgenommen. — D.

„Voll Gottes- und voll Lebenskraft
Durchdringt's, erweicht's, erwärmt's und schafft,
Verwandelt schnell die öde Nacht
In eine Welt voll Licht und Pracht.

„Im liebevollen Menschenblick,
Wie strahlt's so herrlich mir zurück!
Wie führt's mir Freudenströme zu!
O Quell des Lichts, wie gut bist Du!

„Gott sprach: ‚Sei Licht!' da strahlte Licht.
Wem leuchtet's sanft ins Angesicht
Und freut sich still anbetend nicht,
Daß Gott Erleuchtungsfreuden spricht!

„Ja, hätt'st Du nichts geschaffen" &c.

So ist Seite 123 „Jesus Christus", S. 153 „Demuth", und viele, viele nach Gott ringende Gesänge.

Indessen kann, der dies schreibt, nicht leugnen, daß ihm die Sprache dieser Lieder, wie der meisten neologischen Lieder, nicht ganz gefalle. Meistens hat Klopstock diesen Ton angegeben, und so vortrefflich dieser Ton als Dichtkunst, als lyrischer Schwung sein mag, so hat er für ein Lied, für ein bloßes simples Andachtslied, das Gebet, das höchste Einfalt und Natur sein soll, zu viel Dichtkunst. Es nannte Jemand Klopstock's Dichtersprache eine Pandorenbüchse von Hexameterformeln, und ich weiß nicht, ob ganz unrecht. Es ist ein Flug in Bildern, eine Fluth säuselnder oder strömender Empfindung, eine Beredsamkeit, eine Suade in Klang, Reim, Wendung und Harmonien. Auch in diesen Lavater'schen Liedern, daß ein armer, stummer Zöllner mit seinem einsilbigen Gebet oft nicht weiß, wo er aus oder ein soll. Wenn's wahr ist, daß der erstickte Seufzer mehr töne und rufe als der zu Fluß und Guß gebrachte; wenn die gottgefälligen Opfer mehr in der todten Asche eines zerknirschten Herzens als im harmonienreichen Köcher der Seraphim schlummern: so ist gewiß eine Zeit zu erwarten, wo der große und stille Läutrer aller Dinge auch bei der reichen Ausgeburt unserer neuesten zwei Olympiaden, den Kirchenliedern, sitzen wird und schmelzen und Schaum vom Silber wegthun. Unser Christenvolk, der arme Haufe, der von solchem hohen Geschmack dichtrischer Wendungen und Empfindungen noch nicht weiß — Doch diese Lieder trifft's

weniger! und dann sind auch die meisten ja nur zur Privatandacht solcher Christen bestimmt, die an die Sprache und Empfindungen gewöhnt sind. Nun kann ich's freilich noch nicht begreifen, wie weit diese Einschränkung reiche. Das wahre Lied ist für Alle und muß für Alle sein, sonst ist's kein wahres Gebet, kein Gespräch mit Gott, kein Lied. Indessen, da Alles auf Erden unvollkommen ist, da das beste Gute bei uns in Hülsen individueller Umstände wächst und wachsen muß, so wird sich auch jeder gute Leser leicht und gern an des Dichters Stelle setzen und denken: „Lavater machte diese Lieder zuerst für sich!" Da war nun das seine Sprache, sein reicher Fluß des Herzens, der Ausguß seiner Lebensumstände, seiner Noth. Das allgegenwärtige, Alles durchfühlende Organ der Liebe und Mitempfindung verstand ihn, und Jeder muß die Lieder brauchen, daß Gott auch ihn verstehe, d. i., daß er etwas dabei empfinde, eigenthümlich aus seiner Seele herausdenke und sich nicht den sanften Wortwellen eines Andern überlasse; sonst wird er ein tönendes Erz und eine Schelle am Tempel zu Dodona.

Lavater hat ein Verzeichniß von wünschbaren Liedern (soll wol heißen von gewünschten Liedern oder von Liedern, die zu wünschen wären) hinzugefügt und jeder Gattung die Art und den Ton bestimmt, in dem sie sein müssen. Es sind 25 Arten; jede hat wieder ihre Materien, die oft über die zwanzig und einmal bis zu funfzig steigen — ein weites Feld! Er hat auch einige Jünglinge und Dichter genannt und dazu um Beihilfe angerufen — trefflicher, gutgemeinter Anruf! was er geben werde, wird die Zeit lehren. Ein Mensch, der sich hinsetzt und sagt: „Ich will ein Lied machen", macht meistens nur ein Exercitium, ein Formular. Luther sagt: „Wer solch's mit Ernst glaubt, der kann's nicht lassen: er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es Andre auch hören und herzukommen. Wer aber nicht davon singen und sagen will, das ist ein Zeichen, daß er's nicht glaubet und nicht ins neue fröhliche Testament, sondern unter das alte, faule, unlustige Testament gehöret." Das beste Recipe zu guten Liedern und das einzige auf der Welt!

Die Freundschaft. Ein Gedicht von Lavater. Offenbach bei Weis, 1775.[1])

Ein aus Schmid's Anthologie neu abgedrucktes altes Gedicht Lavater's. Und da der schlechte Bogen noch nicht voll ward, mußte Sirach noch eine Stelle leihen.

Lavater's Schreiben an seine Freunde. Im März 1776. Bei Steiner und Comp.[2])

Suche Friede und jage ihm nach! ist Aufschrift und Inhalt. Lavater will sich nicht vertheidigen und will nicht vertheidigt sein. Er bitte alle Recensenten, daß sie ihn und den Verfasser des Sendschreibens[3]) nicht hetzen. Sich vertheidigen wolle er nicht, bis Gegner beweisen und Facta bringen; vertheidigt werden wolle er noch minder, weil dies die Sache nicht aufkläre, sondern erbittere. Sollte also unsere Recension von Pfenninger's Appellation an den Menschenverstand[4]) Jemand auch zu nahe getreten sein, was unsre Absicht nicht gewesen, so nehmen wir jedes Wort hiemit zurück; denn freilich ist's der einzige und beste Weg, diesen alten Koth ruhen zu lassen und nicht von Neuem zu treten.

Nochmals bezeugt Lavater, daß er an den neun Aufsätzen, die unter seinem Namen in den Miscellaneen bei

---

1) Folgt unmittelbar auf die vorige Beurtheilung. — D.

2) Band X, S. 490. Unmittelbar nach der voranstehenden Beurtheilung. Am Schlusse steht Herder's Chiffre 666. Zimmermann hatte am 19. Juni 1776 Herder auf diese Schrift hingewiesen. Vielleicht ist auch von Herder die unmittelbar folgende nicht unterzeichnete kurze Bemerkung über Lavater's Abraham und Isaak: „Als Drama wird Niemand dieses Stück beurtheilen wollen; als religiöses Drama betrachtet, ist es einfältig und voll Erbauung." — D.

3) „Sendschreiben an den Verfasser der Nachricht von den Zürcherischen Gelehrten im ersten Bande der Allgemeinen theologischen Bibliothek" (von Hottinger). — D.

4) Vgl. oben S. 322 ff. — D.

Jacobäern in Leipzig erschienen,[1]) keine Silbe für die seine erkenne, und daß er Dem 1000 Ducaten verspreche, der, wie man in seiner Vaterstadt ihm unverschämt gedroht, seine Handschrift davon aus der Buchdruckerei vorweisen würde. Er führt eine Reihe anderer Lügen gegen ihn an, über die man zuerst erstaunt und allmählich zu erstaunen aufhört, weil man des Lügens über gute Leute nur zu gewohnt wird.

---

1) „Neue Miscellanien, historischen, politischen, moralischen, auch sonst verschiedenen Inhalts" (1776). Vgl. „Aus Herder's Nachlaß", II. S. 361. — D.

Herder, Johann Gottfried von, 1744-1803

Herders Werke

Bd.: 23 : Aus Zeitschriften und Sammelwerken vor der Weimarer Zeit ; Abt. 2

Berlin [1879]